n e t z T E X T E

von

ArnoAbendschoen

versalia.de

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Inhalt

Aphorismen von AbendschÃ¶n 1
Anekdote Ã¼ber Schnecken und Enten 9
Lachnummer Umweltschutz 10
WÃ¶rter machen Karriere 12
Die FuÃŸball-Legende 13
Die zwÃ¶lf GlaubenssÃ¤tze von 2010 15
Max geht in die Politik 16
Ich bin nicht stolz! 19
Sie meinen es gut, meinen sie 20
Die Toten werden jÃ¼nger 21
Berlin damals 22
Hundertwasser - Der Meister des Klimbims 25
Kamera und Objekt - Ãœber ein erotisches Video 27
Mehdorn und das Berliner S-Bahn-Chaos 28
Die Pyramide von Garzau 29
Die Monokultur des Luxus 30
Hass und Selbsthass 32
Doppelter Doppelmord - Der GÃ¶hrde-MÃ¶rder 34
Clara Ward - Prinzessin von Chimay 35
Voyeurismus 36
Die Bergtour 41
Ã„pfelnÃ¼ssundmandelkern 46
Schulweg der Erinnerung 47
Die Konfirmation 49
Auch ich war mal in ... 54
Ãœber sieben BrÃ¼cken sollst du humpeln 55
Die MÃ¶rder von Lebach 56
Das Leben eine Sitcom 58
Bilder aus dem Simplicissimus 60
Mit Gottfried Benn um die Welt 61
Fragment 63
Sturmangriff: Die Achtundsechziger kommen! 68
Leute in Kassel 70
Schlagender Beweis 72
Barocke Figuren - Eine ReiseerzÃ¤hlung 73
Stadt und Land - Eine ReiseerzÃ¤hlung 80
LesefrÃ¼chte, leicht angefault 85
Linie 2 - Endstation Tod 87
Drei FriedhÃ¶fe 89
Blick von auÃŸen auf die DDR 91
Chaos - SÃ¼ddeutsche ReiseerzÃ¤hlung 93
Wo wollen Sie denn mal liegen? 97
Bahnhofsmilieu 98
Nixon in China - Oper von John Adams 100
Dschingis Khan in der Kantine 101
Eine Krankengeschichte 102
Schulfreunde 104
Eros in der Religionsstunde 107
Die Sammlerin 108

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

GroÃŸes Defilee auf einer Kellertreppe 109
Mann verloren 111
Kippa und Meskalin 112
Bangkok Love Story - Drei AufsÃ¤tze zum Film 114
Tod eines Kleinbauern 119
Schicksale einer Brieftasche 127
Wiedersehen mit Berlin 129
Liebestod mit Doubles 132
Der Einmannstreik 136
Goldenes Lebens-ABC 139
Gestank im Zimmer 143
Hotel Post 145
Eine Oma zweiter Klasse 148
KatzenbrÃ¼der 150
Der kurzen Rede langer Sinn 152
Sigurd StÃ¤hling und die Adoleszenz 154
Brief an einen lieben Toten 159
Eine Reise wie keine 162
Abstieg vom Berg 164
Der Prinz und der Praktikant 166
Ein schlechter Sohn 175
Arlington Park 180
Rot und Schwarz 187

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Aphorismen von AbendschÃ¶n

APHORISMEN VON ABENDSCHÃ–N

ACHT APHORISMEN

STREITKULTUR

Das sind die Waffen der schweigenden Mehrheit: Auszischen oder Totschweigen.

LACHEN UND KRANKHEIT

Lachen ist ansteckend. Das Lachen des gesunden Volksempfindens kann geistig krank machen.

ZWEI GESUNDE HÃ„NDE

Gelegentlich sind zwei gesunde HÃ¤nde von groÃŸem Nutzen: Mit der einen kann man sich die Nase zuhalten, mit der anderen den Mund beim GÃ¤hnen.

PARTEIEN UND MINISTER

Wer solche Minister in die Regierung schickt, braucht keine Gegner.

HÃ–FLICHKEIT

PÃ¼nktlichkeit ist die HÃ¶flichkeit der KÃ¶nige. Sie bewÃ¤hrt sich vor allem, wenn es Zeit ist abzudanken.

ALLZU Ã–KONOMISCH

Die Ã–konomisierung aller Lebensbereiche ruiniert am Ende auch die Wirtschaft

MÃ„NNCHEN MACHEN

Das Menschliche geht oft ohne klare Abgrenzung ins Tierische Ã¼ber â€“ und umgekehrt. Beispiel: MÃ¤nnchen machen.

ÃœBER SEX REDEN

Was immer wir Ã¼ber unseren oder fremden Sex sagen, meist trifft auch das Gegenteil zu. Woran liegt das? Daran: Das Medium Sprache und unser kreatÃ¼rliches Verhalten gehÃ¶ren grundverschiedenen SphÃ¤ren an, sie sind nicht kompatibel.

-

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

SIEBEN APHORISMEN ÃœBER WEIHNACHTEN

DER SINN DES FESTES

Weihnachten ist ein sich selbst genÃ¼gender Wirtschaftsfaktor.

DAS GEMEINSAME VON WEIHNACHTEN UND FUSSBALL

Beides sind GroÃŸereignisse mit Anspruch auf TotalitÃ¤t. Kein Entrinnen - nirgendwo.

DAS PARADOXE AN WEIHNACHTEN

Totale Gleichschaltung einer extrem individualistischen Gesellschaft.

DAS Ã–KOLOGISCHE AN WEIHNACHTEN

Der Lichterglanz Ã¼berall. Er verdeutlicht, wie wichtig uns Stromsparen tatsÃ¤chlich ist.

WEISSE WEIHNACHTEN

Eine kollektive Zwangsvorstellung, die tief blicken lÃ¤sst. In Wirklichkeit extrem selten, dafÃ¼r als Idee mit allem aufgeladen, was Weihnachten gewÃ¶hnlich fehlt: Stille. Unschuld. Reinheit. Frieden.

DAS WUNDERBARE AN WEIHNACHTEN

Weihnachten scheint nicht totzukriegen.

WEIHNACHTEN UND WISSENSCHAFT

In der Zukunft werden Wissenschaftler aus anderen Kulturen kommen und unsere Feste und BrÃ¤uche studieren. FÃ¼rchten wir ihre Forschungsergebnisse â€“ schon heute!

-

SECHS APHORISMEN

ORIGINELL SEIN

Maxime: Es ist besser, wahrhaftig als originell zu sein.

LOYALITÃ„T

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Bei manchen Leuten hat das BemÃ¼hen um LoyalitÃ¤t ZÃ¼ge, die an Leidenschaft grenzen.

POSITIV DENKEN

Ein Widerspruch in sich. Denken an sich ist negativ, indem es untersucht, zergliedert und Vorgedachtes entwertet.

BISEXUALITÃ„T

Echte BisexualitÃ¤t ist so selten wie Wasser, das nach zwei Richtungen abflieÃŸt (Bifurkation). Das Begehren folgt wie das Wasser einem vorgegebenen GefÃ¤lle (Hirn- oder GelÃ¤ndestruktur).

TRAGIK

Die menschliche Tragik: Jedes Individuum will Freiheit - alles Gesellschaftliche beruht auf Zwang.
Der Tod ist der Ã¤uÃŸerste Zwang, die Hoffnung auf Unsterblichkeit ein absolut gewordener Wille zur Freiheit.

FREIHEIT

Das bÃ¼rgerliche Leben ist ein erweitertes GefÃ¤ngnis mit gelockertem Strafvollzug.

-

SECHS NEUE APHORISMEN

LIEBLINGSZITAT

"Es gibt nichts Gutes, auÃŸer man tut es." (Erich KÃ¤stner) - Noch besser, man lÃ¤sst es.

HINDUKUSCH

Zu Hause kuschen und am Hindukusch die Freiheit verteidigen - wessen Freiheit?

CHIMÃ„REN

KÃ¶nnen ChimÃ¤ren schÃ¶n sein? Aber ja: libertÃ©, Ã©galitÃ©, fraternitÃ©.

SCHÃ–NHEIT

SchÃ¶nheit ist ein Versprechen von GlÃ¼ck? Umso schwerer die EnttÃ¤uschung.

GLÃœCK

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Das GlÃ¼ck des Fetischisten ist real: Er bekommt es in die Hand.

LACHEN

Nur ein so trauriges Tier wie der Mensch hatte diese Kompensation nÃ¶tig: das Lachen.

-

APHORISMEN ZUR GESELLSCHAFT VON HEUTE

DIE ZUKUNFT DES THEATERS

Das Theater wird Ã¼berleben - wo sonst kÃ¶nnte man so gut Schmuck und Abendgarderobe vorfÃ¼hren?

DIENSTLEISTUNGSGESELLSCHAFT

Wenn wir nicht aufpassen, werden noch aus BÃ¼rgerrechten Kundenrechte.

SOZIALVERSICHERUNG

Sie ist weder sozial noch Ã¼berhaupt eine Versicherung.

PHILOSOPHIE

Auch der Klopapierfabrikant redet heute von seiner Philosophie, wenn er das GeschÃ¤ft meint.

DIE MODEN DES SCHRECKENS

Jede Zeit hat ihre Pest, ihre Hexenverfolgung und ihre Endzeitstimmung.

TOLERANZ

Toleranz kommt von tolerare = ertragen - manches ist wirklich eine Zumutung.

-

APHORISMEN 2010 (1)

MISSTRAUEN

Rat an einen Misstrauischen: Misstraue auch deinem eigenen Misstrauen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

DER FUCHS UND DIE TRAUBEN

Einem alten Fuchs sind manche Trauben einfach zu sÃ¼ÃŸ.

KONTEMPLATION

Das Wesen von Kontemplation wird oft falsch aufgefasst. Sie ist nicht nur Geruhsamkeit, sie ist auch BemÃ¼hung, Anstrengung.

ISLAMOPHOBIE

Islamophobie ist sÃ¤kularisierter religiÃ¶ser Wahn.

RASSISMUS UND SEINE FOLGEN

Eines Tages werden eure StÃ¤dte brennen â€“ dann kÃ¶nnt ihr euch sagen: Wir haben genug Gift verspritzt.

LITERATUR UND RAMSCH

Literaturforen sind die Online-BÃ¼hnen der Literatur von heute? â€“ Allzu oft sind es vor allem 1 Euro-JahrmÃ¤rkte der Eitelkeit.

BILDUNGSDEFIZIT

Ãœbersteigertes GeltungsbedÃ¼rfnis ist genÃ¼gsam, es kann auf Talent, FleiÃŸ und Wissen verzichten. Dem GeltungssÃ¼chtigen genÃ¼gt es, sich als Originalgenie zu gebÃ¤rden.

-

APHORISMEN 2010 (2)

TRADITION

Wenn im Lauf der Zeit aus Sinn Unsinn wird, nennt man das Ergebnis Tradition.

ANBIEDERUNG

Anbiederung ist die kleine Schwester der Konzilianz.

ZYNISMUS

Mit Zynismus versÃ¼ÃŸt sich der Zynische das Leben wie andere den Kaffee mit Zucker.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

ARROGANZ

Auf BanalitÃ¤t nicht mit Arroganz zu reagieren, ist eine der schwierigeren Aufgaben, die das Leben stellt.

AVANTGARDE VON HEUTE

Sie wÃ¼rden gern schockieren, doch mit alten verbrauchten Provokationen ermÃ¼den sie ihr Publikum nur - es sind Zombie-Avantgardisten.

TELLS ERBEN

An die Stelle der hohlen Gasse trat die hohle Phrase.

OPPORTUNISMUS

Der Opportunist unterschreibt einen Aufruf gegen Fremdenhass und legt gleichzeitig den freien Arm einem Neonazi um die Schultern.

-

APHORISMEN 2010 (3)

SOZIALDEMOKRATIE

Das sprichwÃ¶rtliche sozialdemokratische Urgestein erweist sich oft nur als lockeres GerÃ¶ll.

TODESFURCHT

Mehr als ihren physischen Untergang fÃ¼rchten einige den gesellschaftlichen Tod. Um ihn zu vermeiden, opfern sie alles, als Erstes ihre WÃ¼rde.

NACHSICHT

Alles verstehen und alles verzeihen, das heiÃŸt: alles mitverschulden.

STILFRAGE

Was passt wozu? So geht es: Vor Unwissenheit stinken und dazu Schwulenwitze reiÃŸen.

ERFOLG BEIM PUBLIKUM

Der Mist oben und der Mist unten erkennen sich als wesensgleich.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

SPASSGESELLSCHAFT

Ich will SpaÃŸ, ich will SpaÃŸ â€“ sonst werde ich bÃ¶se, und zwar im Ernst.

MIMIKRY

GefÃ¤hrlich wird es, wenn ein Starker einen Schwachen mimt, der einen Starken spielt.

-

APHORISMEN 2010 (4)

DILETTANTISMUS

Drei Zutaten benÃ¶tigt der Dilettant fÃ¼r sein Werk: starken Ausdruckswillen - schwache Ausdruckskraft - fehlendes Formbewusstsein.

VOM GLÃœCK DER REGRESSION

Wer das kÃ¶nnte: mit dem Bewusstsein von heute die Fehler von frÃ¼her noch einmal machen.

FORTSCHRITT HEUTE

Wenn das kein Fortschritt ist â€“ unsere alternative Ellenbogengesellschaft.

LANGER WINTER

Aus VÃ¤terchen Frost wurde VÃ¤terchen Frust.

KNABENHAFT

Kommt das Knabenhafte mit dem Nimbus des Reinen und Strengen daher, ordnen sich ihm auch gestandene MÃ¤nner gern unter - aber wehe, wenn es ihn verliert.

AUSGEWOGENHEIT

Absolut ausgewogen ist eine Stellungnahme, die auf die Waagschalen von Pro und Kontra nichts von Gewicht legt (- und das am besten gleichzeitig verschleiert).

PRIVATES

Es gibt nichts rein Privates. Noch am kleinsten BruchstÃ¼ck des Lebens kÃ¶nnen die Gesetze, denen alle unterliegen, abgelesen werden.

-

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

APHORISMEN 2010 (5)

DREIEINIGKEIT

Den Begriff Gangstertrio versteht jeder â€“ und von einem Liebestrio spricht keiner?

AUSSENHANDEL â€¦

â€¦ ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln und langfristig Ã¤hnlichem Ergebnis.

PÃ„DAGOGISCHER EROS

Auch die Nutte kann heute sagen, sie besÃ¤Ÿe ihn.

PHRASEN UND GEMEINPLÃ„TZE â€¦

â€¦ sind FalltÃ¼ren ins semantische Nichts.

â€žGUTMENSCHENâ€œ

Wer Ã¼ber andere als â€žGutmenschenâ€œ lÃ¤stert, charakterisiert sich damit selbst: eigene FÃ¤ulnis al Lackmustest.

ABENDSCHÃ–NS LIEBLINGSZITATE

â€žWenn die Augen geschlossen sind, beginnt die wahre Welt.â€œ (Gore Vidal, The City and the Pillar, dt. Geschlossener Kreis)

â€žDer Homosexuelle hat nur eine Chance â€“ die Brillanz, und er wird wegen ihrer gehasst; ist er nicht brillant, wird er verachtet.â€œ (Hubert Fichte, Versuch Ã¼ber die PubertÃ¤t)

â€žDas Fleisch ist schmutzig, aber sehr gÃ¼tig.â€œ (Hans Henny Jahnn, Fluss ohne Ufer)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Anekdote Ã¼ber Schnecken und Enten

Das Folgende habe ich vor Jahren einmal bei einer Bahnfahrt aufgeschnappt.

â€žUnd Schnecken haben wir wieder dieses Jahrâ€œ, sagte ein Mitreisender, â€žfÃ¼rchterlich!â€œ

Woraufhin sein GegenÃ¼ber, eine Dame um die fÃ¼nfzig, sogleich sÃ¼ffisant zu lÃ¤cheln begann. â€žAch, das ist doch heute kein Problem mehr â€“ haben Sie noch nie von Indischen Laufenten gehÃ¶rt? Die machen kurzen Prozess â€¦â€œ

â€žAch ja, hab ich gehÃ¶rt. Soll angeblich eine Wunderwaffe sein.â€œ

â€žSind sie auch. Unsere Nachbarn haben damit nur die allerbesten Erfahrungen gemacht.â€œ Ihr LÃ¤cheln wurde breiter. Der Herr, schon misstrauisch geworden, beugte sich vor: â€žSo, meinen Sie, ich sollte es auch mal im Garten damit versuchen?â€œ

â€žTja, wenn Sie sich noch richtig fit fÃ¼hlen â€¦ Es gibt da nÃ¤mlich jetzt ein kleines Problem. Also, an sich hat das mit den Laufenten wunderbar funktioniert. Aber dann kam die Vogelgrippe â€“ und damit die Stallpflicht. Stallpflicht auf Monate hinaus! Jetzt haben die Nachbarn in der FrÃ¼he alle HÃ¤nde voll damit zu tun, wieder wie frÃ¼her selbst die Schnecken einzusammeln â€“ um sie an die Enten zu verfÃ¼ttern. Und Sie glauben nicht, wie gefrÃ¤ÃŸig nicht nur Schnecken, sondern auch diese Enten sind â€¦â€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Lachnummer Umweltschutz

Hier soll an Beispielen gezeigt werden, wie der Staat durch Gesetzgebung und Umbau der Infrastruktur den angestrebten Klimaschutz torpediert.

Beispiel 1: FLUGVERKEHR - Nein, nichts mehr Ã¼ber Flugbenzin, das haben wir schon zu oft gehÃ¶rt. Kein maÃŸgeblicher Politiker will doch an der Steuerbefreiung rÃ¼tteln. Mit diesem Thema tingeln sie bloÃŸ durch Talk-Shows und WahlkÃ¤mpfe und verschaffen sich ein grÃ¼nes MÃ¤ntelchen - das allerdings nach jahrelangem Gebrauch immer fadenscheiniger wird. Interessanter ist schon der Umstand, dass der Flugverkehr auch durch direkte staatliche Subventionen gefÃ¶rdert wird. So hat z.B. das Land ThÃ¼ringen zeitweise eine Flugverbindung nach London durch Zahlungen an eine Fluggesellschaft erst ermÃ¶glicht. Derart fÃ¼rsorglich ist Papa Staat: Sonntags beschwÃ¶ren die WÃ¼rden- und BÃ¼rdentrÃ¤ger die vom zunehmenden Flugverkehr ausgehenden Risiken fÃ¼rs Klima - und montags Ã¼berweisen sie Geld, damit noch mehr geflogen wird. Noch immer trÃ¤umt jede kleine GroÃŸstadt von einem eigenen ordentlichen Flughafen - Kassel z.B. -, und der Airport um die Ecke zieht unweigerlich neuen Flugverkehr nach sich. Gelegenheit macht Vielflieger.

Beispiel 2: LADENSCHLUSS - Die Ã–ffnungszeiten sind aufgrund der Liberalisierung gleichzeitig verlÃ¤ngert und verkÃ¼rzt worden - nÃ¤mlich verkÃ¼rzt am Vormittag. Sehen Sie sich die Menschentrauben vor den GeschÃ¤ften der Citys an, die dort zwischen neun und zehn auf die LadenÃ¶ffnung warten ... Im Ergebnis hat eine Verlagerung der GeschÃ¤ftszeit in die Abendstunden stattgefunden. Damit ist, aufs ganze Jahr gesehen, ein deutlich hÃ¶herer Aufwand an Beleuchtung verbunden. Mehr Energieeinsatz fÃ¼r mehr oder auch nur den gleichen Umsatz - gut fÃ¼rs Klima?

Beispiel 3: GRÃœNE WIESE - Viele KleinstÃ¤dte haben an ihrer Peripherie neue Gewerbegebiete angelegt und dort groÃŸflÃ¤chigen Einzelhandel auch fÃ¼r den alltÃ¤glichen Bedarf zugelassen, fern von den Zentren und fern von den Wohnvierteln. Das Ergebnis sieht so aus: Der oft einzige Lebensmittelvollsortimenter am Ort ist ins Gewerbegebiet umgezogen, in den Wohnvierteln gibt es, wenn Ã¼berhaupt, nur noch Discounter. Beispiele in Niedersachsen: Springe, Hameln, Bad Pyrmont. Wer dort hochwertiges Angebot und grÃ¶ÃŸere Auswahl sucht, ist in der Regel jetzt zwingend auf den Einkauf mit dem Auto angewiesen. Hat er es frÃ¼her schon dafÃ¼r benutzt, ist der Einkauf nun mit wesentlich hÃ¶herer Fahrleistung verbunden. Eine fatale Entwicklung, die zwangslÃ¤ufig zu unnÃ¶tig hohem Spritverbrauch und also auch SchadstoffausstoÃŸ fÃ¼hrt.

Beispiel 4: BAULANDERSCHLIESSUNG - In abgelegenen Landkreisen, wie z.B. Uelzen, beobachten wir seit etwa zehn Jahren eine Ã¶konomische RÃ¼ckentwicklung. Die Industrie wandert ab, der Fremdenverkehr geht zurÃ¼ck, viele GeschÃ¤fte mÃ¼ssen aufgeben. Doch StÃ¤dte und Gemeinden erschlieÃŸen und vermarkten munter immer neue Baugebiete fÃ¼r EinfamilienhÃ¤user. Das Bauland ist gÃ¼nstig zu haben. Im Ergebnis wohnen dann dort vor allem Fernpendler, die fÃ¼nfmal in der Woche eine Fahrstrecke von 150 - 200 Kilometer pro Tag bewÃ¤ltigen, um zur Arbeit und wieder nach Hause zu kommen. Ã–kologisch reiner Wahnsinn! Warum genehmigen die AufsichtsbehÃ¶rden diese BebauungsplÃ¤ne?

Beispiel 5: SONNTAGSVERKAUF - Wenn einem kleinen Kurort auf dem Land, wie z.B. Bad Bevensen, das Wasser bis zum Hals steht, kann er das GeschÃ¤ftsleben wieder ein wenig ankurbeln, indem jeden Sonntag die GeschÃ¤fte Ã¶ffnen. Das Land Niedersachsen hat dies durch eine GesetzesÃ¤nderung ermÃ¶glicht. Diese SonntagsÃ¶ffnung dient nicht der Versorgung der Einheimischen, man sagt ganz offen, man hoffe auf zusÃ¤tzliche Besucher und Kunden aus fernen Ballungsgebieten. Und sie kommen auch, kaufen sonntags im Kurort Waren ein, die von Montag bis Samstag in Hamburg, Hannover oder Bremen in viel grÃ¶ÃŸerer Auswahl und zu gÃ¼nstigeren Preisen bekommen kÃ¶nnen. Konsum als Zeitvertreib! Wieder jede Menge unnÃ¶tiger Fahrkilometer, viel vermeidbarer SchadstoffausstoÃŸ, angeregt von einem weisen Gesetzgeber. "Und ist es gleich Wahnsinn, so hat es doch Methode." (Schopenhauer)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ã–kologie ist in Deutschland etwas, womit man auf Stimmenfang gehen kann. Sie ist auch zu einer Art Religionsersatz geworden. Wenn eine AbwÃ¤gung zwischen dem GeschÃ¤ftsinteresse von heute und unserem Klima von morgen Ã¼berhaupt stattfindet, geht sie fast immer zu Ungunsten des Klimas aus. Wir brauchen eine andere Politik. Ich fÃ¼rchte, wir brauchen auch andere Politiker. Und vor allem eine staatliche Praxis, die an einem politischen Ethos tatsÃ¤chlich orientiert ist - statt das nur vorzutÃ¤uschen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

WÃ¶rter machen Karriere

- Einem Ex-Minister in Liebe und Verehrung zugeeignet -

Man sieht ab und zu noch Fotos von ihm in den Zeitungen. Wenn er einmal tot sein wird, werden sich die Leute Bilder von ihm ansehen und sagen: So hat er ausgesehen, zu seiner Zeit, so hat er gedacht, formuliert und fÃ¼r Projekte, fÃ¼r sein Projekt gekÃ¤mpft.

Ein PROJEKT â€“ das war in jenen frÃ¼hen Jahren das kommende Wort. Es gibt kommende WÃ¶rter, wie es kommende MÃ¤nner und Frauen gibt. In einem StÃ¼ck von Heinrich Mann sagt eine Figur: â€žWir haben nichts, was eine Sache ist, aber wir haben Sachlichkeit.â€œ Leute wie er hatten ein Projekt. Jahre spÃ¤ter wurde er Minister. Wie sich herausstellte, war sein langjÃ¤hriges Projekt allein gewesen â€“ eben Minister zu werden. Es kam dann auch, mangels anderer Projekte, zu einem Krieg, der alle sehr verblÃ¼ffte. Der Minister gebrauchte das geliebte Wort Projekt weiterhin derart hÃ¤ufig, dass kluge, vorbauende Leute es schon nicht mehr benutzen wollten. DafÃ¼r kopierte man nun die zweite SpezialitÃ¤t des Ministers, und die war sein schwer nachzuahmender, staatsmÃ¤nnisch besorgter Faltenwurf des Gesichts. Die Lage war in der Tat noch nie so ernst.

Man hÃ¤tte gewarnt sein kÃ¶nnen. Den HellhÃ¶rigen stand das Schicksal eines anderen abgehalfterten Wortes vor Augen: GANZHEITLICH. Das war in den Zeiten der kritischen Analyse das himmlische Manna gewesen. In Kritik und Analyse war die ganze Manna versprechende Richtung, die einem so gut passte wie ein bequemer Turnschuh, ja stark gewesen. Die Macht Ã¼ber die verrotteten ZustÃ¤nde fiel ihr wie einem Alleinerben nach Ableben des VorgÃ¤ngers zu. Angesichts der wahren Lage erhielt das arme Wort â€žganzheitlichâ€œ dann sofort Landesverweis und war landesweit durch â€žProjekteâ€œ ersetzen. Ihr Scheitern in der Praxis fÃ¼hrte in erneutem dialektischem Umschwung zu nochmaligem Ausweichen in die Breite: AGENDA war nun das kommende Wort. Die Herren Ã¼ber die Projekte entschuldigten sich ganzheitlich mit der Vielzahl unlÃ¶sbar erscheinender Aufgaben. Sie aufzulisten, war immerhin auch schon mutig: in der Tat.

Ein dreifaches Hoch unserem unbestrittenen Meister der WorthÃ¼lsenkultur. MÃ¶ge er lange und in Frieden seinen Ruhestand genieÃŸen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die FuÃŸball-Legende

Wir haben uns angewÃ¶hnt, FuÃŸball als eine Massensportart zu betrachten, die vor allem in den unteren, breiteren Volksschichten ausgeÃ¼bt wird und dort auch beheimatet ist. Aufgrund ihres besonderen sportlich-Ã¤sthetischen Reizes soll sie jedoch sich Anerkennung in allen Schichten verschafft haben und dadurch zur Hauptsportart schlechthin aufgestiegen sein. Historisch stimmt daran nichts. Im Folgenden beziehe ich mich insofern auf den detaillierten Wikipedia-Artikel Ã¼ber FuÃŸball.

Der moderne FuÃŸball ist bekanntlich eine englische Erfindung. Gehen wir aber noch etwas weiter zurÃ¼ck, fangen wir bei den alten Chinesen und ihrem FuÃŸball an. Wikipedia: â€ž â€¦ gilt als sicher, dass es als militÃ¤risches Ausbildungsprogramm zum Training der Soldaten durchgefÃ¼hrt wurde.â€œ Die Linie fÃ¼hrt weiter Ã¼ber Sparta (nicht Athen, Sparta!) und Rom (â€žmilitÃ¤rischer Kontextâ€œ). In England taucht die Vorform des FuÃŸballs im Mittelalter auf. Bezeichnenderweise spielt die Rolle des spÃ¤teren FuÃŸballtores das Stadttor. Die Einnahme des Stadttores war in jenen Zeiten gleichbedeutend mit Einnahme der Stadt und das bedeutete: PlÃ¼nderung, Vergewaltigungen, MassentÃ¶tung.

Auf dieses Spiel besann sich also die englische Oberschicht im 19. Jahrhundert, da es hervorragend geeignet schien, die SÃ¶hne dieser Oberschicht auf ihre spÃ¤teren Beruf (Offizier, Kolonialbeamter) vorzubereiten. England hatte sich schon betrÃ¤chtliche Teile der ErdoberflÃ¤che angeeignet und war nicht gewillt, sie wieder herauszugeben. Im Gegenteil: Es setzte im Wettlauf vor allem mit Frankreich und Russland dazu an, sich noch mehr LÃ¤nder untertan zu machen. Der Aufstieg des FuÃŸballs in England ist eine unmittelbare Begleiterscheinung des britischen Imperialismus. Auf dem Kontinent setzte die FuÃŸballbegeisterung mit erheblicher VerzÃ¶gerung ein, zuerst in der Schweiz, ausgehend von Privatschulen mit englischen ZÃ¶glingen. Im Deutschen Reich waren die konservativen staatstragenden Schichten lange erbitterte Gegner der neuen Sportart. Sie hatten realisiert, welche Ã¼berlegene Konkurrenz der eigenen WehrertÃ¼chtigung Ã la Turnvater Jahn erwachsen war.

Das kleine England beherrschte schlieÃŸlich ein Viertel der Erde, darunter Indien sowie Afrika von Kairo bis zum Kap. Es triumphierte im 1. Weltkrieg. Unmittelbar danach stieg FuÃŸball auch in Kontinentaleuropa zur fÃ¼hrenden Sportart auf und stÃ¼tzte sich bald nicht mehr nur auf den bÃ¼rgerlichen Nachwuchs, sondern bezog gerade auch den proletarischen mit ein. Die zeitliche Parallele zum Aufstieg von Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus ist kein Zufall. Diese Gesellschaften bereiteten sich auf Kriege im Innern wie im Ã„uÃŸeren vor, mit massenhaftem Einsatz von Material und Menschen â€“ Menschenmaterial. FuÃŸball war eine paramilitÃ¤rische Erziehung. TatsÃ¤chlich geht es in diesem Spiel nur in zweiter Linie um kÃ¶rperlich geschickten Umgang mit dem Ball. Im Vordergrund steht unverkennbar die Eroberung von Terrain. Der Gegner soll auf seinem eigenen Gebiet attackiert und niedergerungen werden.

Wer Lust hat, das Thema zu vertiefen, kann die ZusammenhÃ¤nge zwischen der FuÃŸballwelle nach Weltkrieg II und den Exportoffensiven und Wirtschaftskriegen der FÃ¼nfziger und Sechziger untersuchen.

VerblÃ¼ffend ist die Karriere, die FuÃŸball nach Achtundsechzig bei einem Teil der Intellektuellen gemacht hat. Sie haben sich wohl tatsÃ¤chlich von der pseudovolksnahen Ausstrahlung tÃ¤uschen lassen und das MÃ¤rchen von der originÃ¤ren Volkssportart geglaubt. Und heute? FuÃŸball ist so international und interkontinental wie die Kriege der Gegenwart. Er passt hervorragend zu unserem aktuellen Neoimperialismus. KÃ¶hler geht, nachdem er sich einmal im entscheidenden Punkt verhaspelt hat â€“ und die WM beginnt, dÃ¼rftig geschminkt als angeblich vÃ¶lkerverbindend und friedliche Entwicklung stimulierend. Im LÃ¤rm der afrikanischen Vuvuzelas steckt die Wahrheit: Krieg und KriegsgetÃ¶se. Es sind Kriegstrompeten.

Weil sie hierher passen, einige Zeilen von Bertolt Brecht, und zwar der Refrain des â€žKanonen-Songâ€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

aus der Dreigroschenoper, in dem er jene stolze britische MentalitÃ¤t so treffend karikiert hat:

â€žWenn es mal regnete / Und es begegnete / Ihnen `ne neue Rasse / `ne braune oder blasse / Da machen sie daraus vielleicht ihr Beefsteak Tartar.â€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die zwÃ¶lf GlaubenssÃ¤tze von 2010

Tucholsky hat in seinem noch immer sehr lesenswerten Aufsatz von 1928 â€žDie GlaubenssÃ¤tze der Bourgeoisieâ€œ analysiert, welche unÃ¼berprÃ¼ften Ãœberzeugungen damals im BÃ¼rgertum unumschrÃ¤nkt gÃ¼ltig waren. Er schreibt dort.: â€žDie verschiedenen Schichten des BÃ¼rgertums kristallisieren bestimmte Axiome, deren die AxiomtrÃ¤ger sich nicht immer bewusst sind; vielfach leben sie dumpf dahin, ihrer selbst nicht bewusst, wie ja Ã¼berhaupt die leeren RÃ¤ume im Denken des Menschen viel, viel grÃ¶ÃŸer sind, als man gemeinhin annimmt â€¦ Die Axiome, von denen ich spreche, sind GlaubenssÃ¤tze, hingenommen in absolutem Gehorsam, ehern errichtet, fÃ¼r das ganze Leben Geltung behaltend. Sie sind nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen â€¦â€œ

Und so sieht es im Hirn eines typischen Mittelschichtlers anno 2010 aus:

1. Deutschland ist eines der reichsten LÃ¤nder der Welt.

2. Mit Bildung kÃ¶nnen wir unseren Wohlstand sichern.

3. Unsere Politiker sind unfÃ¤hig und denken nur an sich selbst.

4. An der jetzigen Wirtschaftskrise ist die Gier der Banken schuld.

5. Wenn die Zuwanderer sich uns anpassen, verschwinden unsere Probleme mit ihnen.

6. Die Nutzung von Autos macht uns mobil.

7. Rad fahren ist gut fÃ¼r die Umwelt.

8. Windkraft ist gut fÃ¼rs Klima.

9. Hundertwasser war ein groÃŸer KÃ¼nstler.

10. FuÃŸball ist eine interessante und VÃ¶lker verbindende Sportart.

11. Leistung muss sich wieder lohnen.

12. Alles wird immer schlechter und muss in einer Katastrophe enden.

Wetten, dass ein durchschnittlicher Leser neun oder zehn von zwÃ¶lf SÃ¤tzen spontan zustimmt? Dabei trifft keine dieser Behauptungen im Kern zu. Keine einzige hÃ¤lt einer NachprÃ¼fung stand - oder sie muss zumindest so stark relativiert werden, dass ihre Aussagekraft gegen null tendiert. Genau diese kritische Auseinandersetzung erfolgt jedoch nicht.

Die Liste, die noch erweitert werden kann, das ist der Grundbestand an Ãœberzeugungen der sich selbst fÃ¼r informiert Haltenden hierzulande. Er wird permanent in allen Medien verbreitet und gepflegt. Auf ihn beruft sich beinahe jedermann, wenn er argumentiert. Mit dem Verweis auf seine Inhalte werden Wahlen gewonnen. Musil nannte das: Seinesgleichen geschieht. Schlimm fÃ¼r ein Land, eine Zeit, eine Gesellschaft. Ãœberblickt man den ganzen StrauÃŸ dieser blumigen Phrasen, wÃ¼rdig eines Flaubert mit seinem â€žBouvard und PÃ©cuchetâ€œ, zeichnet sich deutlich das Profil des BÃ¼rgers in unserer Zeit ab: erfÃ¼llt von einer grundlosen PseudoprogressivitÃ¤t, die jederzeit geneigt ist, ins ReaktionÃ¤re umzukippen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Max geht in die Politik

Noch immer saÃŸ er im Kreistag und zwar fÃ¼r jene neue kleine Partei, die, wie Max selbst, mittlerweile in die Jahre gekommen war, ohne sich darÃ¼ber Rechenschaft abzulegen. Er war zunÃ¤chst nur Ersatzmann auf der Liste gewesen, indessen wirkte ein als scherzhaft deklarierter Bittgang zu einer MarienwallfahrtstÃ¤tte Ã¼berraschend schnell Wunder. Drei KreisrÃ¤tinnen seiner Partei wurden kurz hintereinander schwanger, und zwei davon schieden aus dem Rat aus, eine machte Platz fÃ¼r ihn. Er sah sich rasch verwickelt in jene unendlichen Intrigen um lokale Projekte und lokales Ansehen, um PÃ¶stchen, Einladungen, Reisen, Sitzungsgelder und NebeneinkÃ¼nfte. Der Segen amtlicher UnterstÃ¼tzung ergoss sich, wenn auch oft nur in dÃ¼nnem Strahl, Ã¼ber die BedÃ¼rftigen, und als ihr Organisator, FÃ¼rsprecher und professioneller Betreuer ging er dabei nicht vollkommen leer aus. So Ã¼berstand er die Jahre und war bald Ã¼ber den Landkreis hinaus bekannt. Er schrieb Artikel, gab Interviews und wurde von den eigenen Leuten befehdet. Er konnte sich im Kreis nicht wirklich installieren und musste den Schwarzen und Gelben in der GroÃŸstadt dankbar sein, dass er beruflich dort unterkam. Sie sprachen ihn auf die politische Differenz an und erklÃ¤rten ihm, als wÃ¤re es ihm etwas Neues, sie lebten in einer Demokratie. Ja, doch. Aber er fuhr noch immer mit dem Fahrrad oder der Ente in die Kreisstadt, den sperrigen Weidenkorb Ã¼ber dem Arm, wenn er das Kreishaus betrat, wie frÃ¼her, doch neuerdings im Wechsel mit einem wirklich edlen AktenkÃ¶fferchen, und saÃŸ dann strickend im Plenum oder im Gesundheitsausschuss.

Er kam auf ihn zu, wie Ã¼blich beladen mit einer Vielzahl kleiner GepÃ¤ckstÃ¼cke, von denen Manfred sogleich zwei ergriff. Dann musste er eines davon kurz abstellen, denn Max gab ihm nun an lang ausgestrecktem Arm die Hand. Seine Haltung hatte, trotz des vielen GepÃ¤cks, etwas Unbeschwertes, nur sein LÃ¤cheln war unsicher und bittend. Er sagte Guten Tag und dass er sich freue, auf Hamburg, auf die Tage hier und mit ihm. Er sprach jetzt natÃ¼rlich Hochdeutsch, doch mit merklichem Akzent. Sie traten den Weg zur U-Bahn an. Wer sie bei ihrer BegrÃ¼ÃŸung beobachtet hÃ¤tte, Manfred, den emigrierten Franken, und Maximin, den nicht emigrierten Hessen, er wÃ¼rde nicht erraten haben, dass sie seit fÃ¼nfzehn Jahren befreundet waren.

Seine Aufmachung verriet wieder einmal, welchen Reiz das Disparate auf ihn ausÃ¼bte. Die schwarze, kantige Lederjacke entsprach dem Geschmack, wie er in den Bars herrschte, in denen er den MÃ¤nnerfang betrieb. Nur oberflÃ¤chlich gesehen, passten dazu die alten zerbeult-verwaschenen Jeans. Hier war eben nicht Jacke wie Hose. Das streng wirkende Oberteil appellierte in Material und Schnitt an die Instinkte und BedÃ¼rfnisse von Sadomasochisten, wÃ¤hrend das Beinkleid, burschikos und salopp, von Wandertagen in den Alpen erzÃ¤hlte. Die braunen Halbstiefel konnten im Ausverkauf einer Frankfurter Boutique erstanden sein. Der weite Pullover aus leuchtend hellblauer Seide, ein wirklich schÃ¶nes StÃ¼ck, war selbst gestrickt. Und Ã¼ber allem das geliebte alte PalÃ¤stinensertuch, mit dem Muster wie gewÃ¼rfelter Schinkenspeck.

Max hÃ¼stelte immer wieder. Manfred fragte, wie er die Reise verkraftet habe.

â€žDanke, gut. Ich habe fast die ganze Zeit gelesen. Einen wirklich tollen Roman. Etwas Ã¼ber die Frankfurter Gesellschaft, die Proms, meine ich. Also, es geht vor allem um die Typen, die unter Wallmann hochgekommen sind. Sie tragen andere Namen, aber ich habe sie fast alle wiedererkannt. SchlieÃŸlich bin ich selbst vor Ort Politiker.â€œ

Was Manfred aufhorchen lieÃŸ, war allein der Ausdruck "vor Ort", mit dem er seinen Jargon seit dem letzten Besuch hier bereichert haben musste. Er stand, wie seine verschiedenen KleidungsstÃ¼cke zueinander, in einem gewissen Gegensatz zum Rest der Rede. Die neue Vokabel hieÃŸ Ã¼bersetzt etwa so viel wie VolksnÃ¤he und sollte das empfindliche Gleichgewicht bewahren helfen.

â€žEin SchlÃ¼sselroman also, Und mit welcher Absicht geschrieben?â€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

â€žEs ist rein satirisch. Ein Buch aus dem innersten Kreis, fÃ¼r Insider.â€œ Max lÃ¤chelte hochbefriedigt. Es war ein etwas sÃ¼ÃŸliches LÃ¤cheln, und es erschien erst seit wenigen Jahren gelegentlich auf seinem Gesicht. Es enthielt das Bewusstsein aller je erlittenen eigenen Niederlagen und ein GefÃ¼hl beinahe transzendenter Satisfaktion. Das LÃ¤cheln besagte zumindest folgendes: Dass ich die Anspielungen verstehe, beglÃ¼ckt mich geradezu. Ich habe viel gelitten, aber alles verstehen, heiÃŸt alles verzeihen, ja, denn ich bin einer von euch.

NatÃ¼rlich drÃ¼ckte Maxim das im GesprÃ¤ch etwas anders aus: â€žRichtig toll fand ich noch, wie sie alle auf einer Vernissage auftreten und sozusagen ihre Visitenkarte abgeben. Ihre kleinen Macken werden beschrieben, man sieht sie vor sich wie fotografiert. Verstehst du, wenn der Intendant die Gattin vom mÃ¤chtigen XY schneidet und das von zwei anderen LokalgrÃ¶ÃŸen bemerkt wird und sie sich darÃ¼ber mit nur einem Blick verstÃ¤ndigen â€¦ Unnachahmlich.â€œ Er war jetzt wirklich beglÃ¼ckt. Er war, Doderer zu zitieren, in seinem Jenseits im Diesseits angelangt. Es war zuviel Diesseits in diesem Jenseits. Aber chacun Ã son goÃ»t.

Er hÃ¼stelte anhaltend und sagte auf Manfreds Nachfrage, es sei schon seit einigen Tagen wieder so, aber ohne NachtschweiÃŸ. DarÃ¼ber kam die U 2. Sie stiegen ein und hingen ihren sehr verschiedenen Gedanken nach.

Sie hatten sich auch in Hamburg kennen gelernt, sehr konventionell bei einer Dampferfahrt Ã¼ber die Alster und die KanÃ¤le von Winterhude. Es war im August, bei einem dieser Massenauftriebe. Manfred kam von Berlin her, Max war noch Student und unterwegs in die Ferien, die er in Skandinavien verbringen wollte. Es waren nur MÃ¤nner an Bord und unter ihnen ein hÃ¼bscher, sehr junger RheinlÃ¤nder, der im Schlachthof von DÃ¼sseldorf arbeitete und spÃ¤ter Drogen aus Holland verschob. Damals waren sie alle noch sehr jung. Der Schlachthofbursche turnte wie ein verliebter Kater auf dem Deck herum, er kletterte aufs Bootsdach und legte sich flach hin, wenn eine der vielen niedrigen BrÃ¼cken herankam. Er allein inmitten von so viel sexualisierter MÃ¤nnlichkeit gefiel Manfred oder dem, der er damals noch war. PlÃ¶tzlich legte Manfred den Arm um Max. Als stud. psych. hÃ¤tte der ihm erklÃären kÃ¶nnen, was eine Ãœbersprunghandlung ist, aber Manfred begriff es ohnehin rasch und zog den Arm zurÃ¼ck. Diese ersten Minuten enthielten bereits den Kern ihrer gesamten spÃ¤teren Geschichte. Ohne es genau bestimmen zu kÃ¶nnen, registrierte Manfred sehr Heterogenes, das sich zu einem fÃ¼r seinen Geschmack wenig Erfreulichen verband. Max war, wie er spÃ¤ter herausfand, sehr verletzlich, schwach, ehrgeizig und zum KÃ¤mpfen bereit. Er selbst, Manfred, suchte reine EindrÃ¼cke in sich aufzunehmen. Der eine wollte sich eine Position in der Welt, der andere ein Bild von ihr verschaffen.

Als sie wieder an Land waren, lud Manfred ihn zum Essen ein. SpÃ¤ter nahm er ihn mit in sein kleines, abscheuliches Hotel in St. Georg. Beide wollten sie die Nacht im Volkspark Altona verbringen. Um Geld zu sparen, hatte Max kein Zimmer genommen. Er legte sich einige Stunden mit auf Manfreds Bett und ruhte schon einmal fÃ¼r die kommende lange Nacht. Beide wuschen sich dann umstÃ¤ndlich am Waschbecken. Eine Dusche hÃ¤tten sie nicht, dafÃ¼r seien sie billig, hatte der Wirt gleich nach der Ankunft gesagt.

Er fand Max gescheit und mit Sinn fÃ¼r Ironie begabt. Max verstand seine Scherze und erlaubte sich nur selten eigene. Vielleicht war es eine Art von versteckter Grausamkeit, die Manfred besonders aufmerksam sein lieÃŸ. Ihre geistreiche Unterhaltung war auch eine Art von Ersatz, ein Charakter, der umso deutlicher hervortrat, je produktiver ihr Verkehr wurde. Max besuchte ihn wiederholt in Berlin, Manfred lernte die kleine Stadt bei Frankfurt kennen. Sie wanderten wochenlang in SÃ¼ddeutschland oder in den Schweizer Alpen.

Der Briefwechsel florierte. Max schrieb ihm nach einigen Jahren, er erlebe die eigene PersÃ¶nlichkeit als stark verÃ¤ndert, er sei bÃ¶sartiger geworden, verbissen kÃ¤mpferisch. Er kÃ¶nne sich nicht mehr verlieren. Die Eierschalen waren von anderen zerbrochen worden. Als Heimerzieher war

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

er zu schwach, aber er war nicht schwach genug: Als die Burschen ihn fragten, ob er andersherum sei, wollte er es nicht abstreiten und wurde infolgedessen entlassen. Er hatte vorÃ¼bergehend viel freie Zeit. SpÃ¤ter schrieb er, sein Verbrauch an MÃ¤nnern habe damals pro Jahr bei etwa hundert Exemplaren gelegen.

Er infizierte sich mit dem womÃ¶glich todbringenden Virus und erfuhr es frÃ¼h genug. Er lebte ein Jahr abstinent und ging in die Politik. Ein HeiÃŸhunger auf Leben trieb ihn in immer neue AktivitÃ¤ten. Da waren die Partei, der Kreistag, die AusschÃ¼sse, EhrenÃ¤mter und bezahlte HilfstÃ¤tigkeiten. Jahrelange Arbeit an einer Dissertation, die dann liegen blieb. Er kÃ¤mpfte fÃ¼r die Rechte der Frauen, der Schwulen, der FlÃ¼chtlinge und der Gefangenen; fÃ¼r die Umwelt sowieso. Man sah ihn ab und zu im Fernsehen. Er kochte gern, buk sein Brot selbst und lernte die Taubstummensprache und dann auch noch Schwedisch: falls er einmal emigrieren mÃ¼sste. Er besuchte Ausstellungen, die Oper, das Ballett. Er las, was man gelesen haben musste, "GÃ¶del Escher Bach" und "The Leathermanâ€™s Guide". Er hatte hÃ¤ufig Besuch und reiste selbst sehr viel. Er webte, strickte, schrieb MÃ¤rchen, sang in einem Chor und malte in Ã–l. Er hing an seiner Familie und war zweimal Pate. Die Sucht nach MÃ¤nnern lieÃŸ sich nicht dauernd zurÃ¼ckdrÃ¤ngen. Er Ã¼berfraÃŸ sich fortlaufend an neuen EindrÃ¼cken und kotzte sie schnell wieder aus. Er vergaÃŸ alles, selbst den Besuch, den man ihm vor kurzem gemacht hatte. Obwohl stÃ¤ndig getrieben und gehetzt, war er noch immer ziemlich gesund, bis auf diese umfassende Bulimie. Der Tod kam nicht nÃ¤her, so schien es. Nur wenige hatten so viele Jahre Ã¼berlebt.

Die Orte, von denen sie hergekommen waren, lagen nicht weit auseinander. Aber es schien jetzt nur so, als sÃ¤ÃŸen sie nebeneinander in einer U-Bahn nach EimsbÃ¼ttel. In Wahrheit hockten sie auf zwei verschiedenen Sternen (immerhin derselben Galaxie) und entfernten sich mit zunehmender Geschwindigkeit voneinander. Noch gestikulierten sie, ohne sich dabei mitteilen zu kÃ¶nnen. Sollte das alles allein das Werk des Virus sein, hatte es zwei Lebenslinien so radikal auseinander streben lassen? Es war nur schwer vorstellbar, und eine andere Versuchsanordnung war nicht mehr mÃ¶glich.

(Auszug aus einem unverÃ¶ffentlichten Roman)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ich bin nicht stolz!

Ich bin nicht stolz, ein Deutscher zu sein. Ich bin nicht stolz, ein EuropÃ¤er zu sein. Ich bin nicht stolz, ein WeiÃŸer zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Mensch zu sein. Ich bin nicht stolz, ein SÃ¤ugetier zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Mann zu sein. Ich bin nicht stolz, homosexuell zu sein.

Ich sehe, es gibt viel mehr Arten, nicht stolz als stolz zu sein. Welche FÃ¼lle, welcher Reichtum!

Positiv ausgedrÃ¼ckt: Ich bin. Ich bin einfach. Darin liegen meine Daseinsberechtigung und meine Daseinsfreude. Ich verschwende keine Lebenszeit mit Ãœberlegungen, worauf ich stolz sein kÃ¶nnte. Ich bin tÃ¤tig. Oder ich bin kontemplativ. Manchmal, wenn mir etwas mit Eifer und Anstrengung geglÃ¼ckt ist, verspÃ¼re ich etwas, das ich mit Stolz verwechseln kÃ¶nnte. Aber ich halte mich nicht damit auf.

Die virulente Stolz-Debatte erklÃ¤re ich mir mit weit verbreiteter Existenz- und Zukunftsangst. Nur der Unsichere braucht Stolz. Der LebenstÃ¼chtige untersucht seine Ã„ngste mÃ¶glichst emotionsfrei, ein Arzt seiner selbst.

Und wo bleiben die Gemeinschaft und der Stolz des Einzelnen auf sie? Ãœber das emotionale VerhÃ¤ltnis zwischen Individuum und Gesellschaft hat Gustav Heinemann seinerzeit gesagt: Ich liebe meine Frau, nicht das Gaswerk. Besser kann man es nicht ausdrÃ¼cken.

Einer unserer stolzesten Herrscher war Kaiser Wilhelm II. Richtig, das war der mit dem aufgezwirbelten Bart: Es ist erreicht. In Wahrheit war er nur ein Theaterkaiser, ein Kaiserdarsteller. Im Ersten Weltkrieg wurde er depressiv, musste der Front fern bleiben und die Macht Hindenburg und Ludendorff Ã¼berlassen.

Noch ein schÃ¶nes Zitat, diesmal von Mark Twain. Er verglich einmal die Weltgeschichte mit einem Treppenhaus, das erfÃ¼llt sei vom LÃ¤rm der abwÃ¤rts gehenden herrschaftlichen Stiefel. Und auf ihrem Marsch hinunter begegnen ihnen die anderen, die mit den leisen Turnschuhsohlen - immer aufwÃ¤rts. Stolz ist eine Sache der StiefeltrÃ¤ger. Diesen Schuh zieh ich mir nicht an.

Nicht Stolz - vielleicht Demut.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sie meinen es gut, meinen sie

Nie Einheimische nach dem Weg fragen, sie kennen sich nicht wirklich aus. Damit fahre ich in der Fremde im Allgemeinen gut. Ich studiere Karten, ReisefÃ¼hrer und probiere alles selbst aus. Doch manche OrtsansÃ¤ssigen lassen sich nicht erst bitten, sie sind ungebeten zur Stelle, freundlich und aufdringlich. Einige Fallbeispiele ...

In einem Tessiner Bergdorf mache ich Rast auf einer Bank. Ein Mann aus der Gegend setzt sich zu mir, gibt ungefragt endlose ErklÃ¤rungen und RatschlÃ¤ge, die ich nicht benÃ¶tige. Nach einer Dreiviertelstunde spÃ¼rt er meine aufkommende Reserve und deutet sie sich falsch: â€žO, ich habe Wein getrunken, Sie riechen es wohl â€¦â€œ

Ein anderes Mal gehe ich im Weinheimer Arboretum so vor mich hin, die RiesenmammutbÃ¤ume betrachtend. Einer, selbst fuÃŸkrank, will mir freundlich vorschreiben, welchen Weg durch den Park ich mit dem grÃ¶ÃŸten Gewinn und Genuss unbedingt gehen mÃ¼sse. Ich schlage seinen Rat in den Wind. Soll er mich doch meine eigenen EindrÃ¼cke sammeln lassen.

In GÃ¶rlitz besichtige ich die x-te Kirche fÃ¼r diesen Tag, meine Augen schon etwas mÃ¼de. Da erhebt sich aus dem GestÃ¼hl im DÃ¤mmerlicht ein MÃ¼tterchen und will mir auf jeden Fall jene Kapelle noch zeigen und erklÃ¤ren. Ich lehne ab, es sei eben schon zu viel fÃ¼r diesmal. Sie kann es nicht verstehen: â€žIch zeige sie Ihnen dann, wenn Sie wieder hierher kommen und mehr Zeit haben.â€œ Ich werde mich hÃ¼ten.

In New York erfÃ¤hrt ein neuer Bekannter von meiner Weiterreise nach Boston. Sogleich verpflichtet er mich, seinen Freund dort anzurufen, gleich nach meiner Ankunft. Der werde mir dann alles in Boston zeigen. Ich sage: Ja, ja â€¦ Ich rufe nicht an und finde auÃŸerdem andere Einheimische, die das HerumfÃ¼hren bestens besorgen. Wieder in New York muss ich mir VorwÃ¼rfe gefallen lassen: Du hast ihn nicht angerufen. Er hÃ¤tte dir doch â€¦

Und wieder einmal bin ich zu FuÃŸ unterwegs. Zwei Reiterinnen nahen, nebeneinander schwankend auf hohem Ross, emsig schnatternd und mit der Reitgerte spielend. Ich drÃ¼cke mich an den Ã¤uÃŸersten Wegrand, bleibe stehen. Da die Damen alle Zeit der Welt zu haben scheinen â€“ unglaublich, wie langsam sich Pferde fortbewegen kÃ¶nnen -, vertreibe ich mir die Zeit damit, den weiteren Wegverlauf auf meiner Karte zu studieren. Jetzt werden die Pferde auch noch angehalten. Eine freundliche Stimme: â€žKÃ¶nnen wir Ihnen helfen? Wo wollen Sie denn hin?â€œ â€“ â€žImmer geradeaus, wenn der wieder frei ist.â€œ Befremdet Ã¼ber mich Grobian reiten die Damen weiter.

Nein, ich will mir nicht den Weg zeigen und erklÃ¤ren lassen. Ich will meine eigene Reise. Einheimischer, nicht jeder Fremde ist ein hilfloser Trottel. DrÃ¤nge dich ihm nicht auf, wenn er dich nicht um Hilfe oder Rat bittet.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Toten werden jÃ¼nger

Neulich hat einer Ausschnitte aus Rosa von Praunheims Film â€žNicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebtâ€œ von 1971 ins Netz gestellt. Ich habe den Film nur einmal gesehen â€“ 1972 â€“ und bin jetzt neugierig, ob ich auf bekannte Gesichter stoÃŸe. Ich mache zwei Entdeckungen â€¦

Da ist Henny, der Wirt der â€žS-Bahn-Quelleâ€œ - ich weiÃŸ nicht, ob er es damals schon war; ich bin ihm erst in den folgenden Jahren begegnet. Die â€žQuelleâ€œ lag in Charlottenburg, an einem stark verkommenen Durchgang zwischen dem Stadtbahnviadukt und hohen alten HÃ¤usern. Noch immer ist dort der Zugang zum S-Bahnhof Savignyplatz â€“ doch die Ecke ist sehr verwandelt. Wo seinerzeit eine stimmungsvolle Szene fÃ¼r â€žCabaretâ€œ gedreht werden konnte, findet man jetzt nur eine langweilige Gasse zum Shoppen vor. Und ausgehen? Ja, wenn man braver Mittelschichtler und am besten auch noch Tourist ist.

Henny spielt sich selbst, d.h. er â€žtÃ¶ltâ€œ, er macht sich schlangenhaft an diesen oder jenen ran, um im letzten Moment neckisch zurÃ¼ckzuweichen. Man weiÃŸ nie, Ã¼ber wen er sich mehr amÃ¼siert, Ã¼ber sich selbst oder sein jeweiliges GegenÃ¼ber. Genauso wie im Film trat er als Kneipenwirt auf. Mit Parodie und Selbstpersiflage machte er sich weniger zum Affen als zu einer Art Mutter Courage der LedermÃ¤nner. Sein Lokal florierte einige Jahre lang auch dank emsigen Besuchs von Strichjungen wie von linken Studenten. Das Interieur: schmutzstarrend, die Angestellten: erbarmungswÃ¼rdig. Barry Graves war dort Stammgast, Praunheim sah man manchmal, Fassbinder, wenn er in der Stadt war. 1975 wurde eine Konkurrenz erÃ¶ffnet und die â€žQuelleâ€œ verÃ¶dete rasch. Brachte sich Henny deshalb nach einiger Zeit um? MÃ¶glich, ich weiÃŸ es nicht. Ich habe seine weitere Geschichte im Kopf, wenn ich mir seinen Auftritt bei Praunheim jetzt ansehe. Er Ã¼bt gewissermaÃŸen noch. Es ist derselbe Mensch, nur jÃ¼nger. So kenne ich ihn und habe ihn so jung doch real nie gesehen.

Noch irritierender erlebe ich den gleichen Effekt bei Manfred Salzgeber. Er gibt im Film von 1971 einen speziellen jugendlichen Liebhaber, halb junger Groucho Marx, halb Alain Delon. Noch ist er hÃ¼bscher, als ich spÃ¤ter fÃ¼r mÃ¶glich gehalten hÃ¤tte, dabei eloquent, diskutierfreudig und von behÃ¤nder Beweglichkeit. Dass der professionelle Cineast Salzgeber selbst schauspielerisches Talent besaÃŸ, ist neu fÃ¼r mich. Nicht vor der Mitte der Siebziger lernte ich ihn bei GesprÃ¤chen flÃ¼chtig kennen, und wir unterhielten uns lÃ¤nger erst nach meinem Weggang von Berlin. Ich traf ihn einmal in Amsterdam, wo er fÃ¼r Zeitungen schrieb, und er erklÃ¤rte mir die soziale Unruhe, die gerade im Tulpenstaat herrschte. SpÃ¤ter kam er ab und zu nach Hamburg, um neue Filme anzusehen â€“ er war jetzt auch Filmverleiher -, und lief mir dann nachts Ã¼ber den Weg.

Ein letztes Mal sah ich ihn in den spÃ¤ten Achtzigern. Wir redeten kurz Ã¼ber den Film eines gemeinsamen Bekannten, dann erzÃ¤hlte er mehr als sonst von sich selbst. Ich habe mir immer gesagt, erklÃ¤rte er mir, wenn du erst mal vierzig bist, fickst du weniger und schreibst mehr â€¦ Er sprach von VertrÃ¤gen fÃ¼r DrehbÃ¼cher und skizzierte mir den groÃŸen Roman, den er zu schreiben begonnen hatte. Er kam ohne falsche Bescheidenheit aus: Man wird vielleicht einmal an Dostojewski denken â€¦ Ich finde insoweit keine Spur einer VerÃ¶ffentlichung. Er sagte auch schon einschrÃ¤nkend: Falls ich nicht zuvor von einer Seuche hinweggerafft werden sollte â€¦ Im August 1994 ist er an AIDS gestorben, vier Wochen vor Barry Graves.

Damals lud er mich am Schluss auf ein Bier ein â€“ es war das Bier, das gewÃ¶hnlich mehr bedeutet. Ich sagte nein, und er empfahl sich rasch. Wenn ich ihn von nun an fÃ¼r immer fortgehen sehe, dann tut er es nicht lÃ¤nger auf die bisher von mir erinnerte Weise: skeptisch, gedankenvoll und durchaus nicht mehr jung, sondern mit dem Elan, dem Optimismus und der Jugendlichkeit aus Praunheims Film. Meine Toten werden jÃ¼nger. Ich erlebe sie posthum auf eine Weise, wie sie mir zu ihren Lebzeiten nie begegnet sind. Es sind noch entwicklungsfÃ¤hige Wesen. Wahrlich, das sind jetzt Zeiten, in denen die Zeit rÃ¼ckwÃ¤rts zu laufen beginnt.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Berlin damals

Am liebsten war mir der Kudamm am Sonntagmorgen, kurz nach der DÃ¤mmerung. Dann war er menschenleer, und ich hatte ihn endlich einmal fÃ¼r mich allein. Wenn ich um diese Zeit nach Hause ging, war es so still, dass ich an der Ecke FasanenstraÃŸe die Tauben gurren hÃ¶rte, die um das Astor-Kino flogen. "Flesh" von Andy Warhol stand wochenlang auf dem Programm, und Joe Dallessandro erklÃ¤rte darin einer Gruppe junger Streuner, es spiele gar keine Rolle, es komme darauf Ã¼berhaupt nicht an: â€žDu tust, was du tun musst.â€œ In der FasanenstraÃŸe, gegenÃ¼ber von Kempinski, brannte an einem dieser Sonntage im Morgengrauen ein Nachtlokal aus, das als Treffpunkt von Haschischkonsumenten bekannt war. Damals lief am Lehniner Platz das Musical "Hair". Die Darsteller priesen die Liebe und die Drogen, den Frieden und den Wassermann, womit nicht der gleichnamige Test gemeint war, sondern das Sternzeichen. Ich war in diesem Zeichen geboren, und mich zog es normalerweise in eine andere Richtung: zu den Bars an der KleiststraÃŸe. Da mein Zimmer an der UhlandstraÃŸe lag, ging ich also zwei- oder dreimal in der Woche abends den Kudamm entlang, Richtung Tauentzien. Die GedÃ¤chtniskirche erstrahlte in einem mystischen Blau, das sehr nach meinem Geschmack war. Manchmal blieb ich stehen und tauchte fÃ¼r Minuten in diese intensive Strahlung ein, die bei aller Feierlichkeit seltsam anÃ¤sthesierend wirkte. Konnte die GroÃŸstadt noch stÃ¤rkere Reize bieten? Ich war gerade zwanzig und noch kein Jahr in Berlin.

Am Wittenbergplatz warf ich gewÃ¶hnlich einen Blick auf die Gedenktafel fÃ¼r die Opfer von Treblinka, Maidanek und Auschwitz: Orte des Schreckens, die wir niemals vergessen dÃ¼rfen, stand auf ihr geschrieben. FrÃ¤ulein S., unsere Wirtin, sei JÃ¼din und lebend aus einem Lager herausgekommen, vertraute mir in der UhlandstraÃŸe eine Mitbewohnerin an. Die alte Dame, frÃ¼her SekretÃ¤rin bei Wertheim, war nahe an die achtzig und herzleidend und hatte den grÃ¶ÃŸten Teil ihrer Riesenwohnung untervermietet. Rechts von mir lebte ein Ã¤lteres Ehepaar; er war halbseitig gelÃ¤hmt, ich hÃ¶rte ihn einige Male am Tag an meiner ZimmertÃ¼r vorÃ¼berstampfen, wenn er ins Bad gefÃ¼hrt wurde. Selten begegnete ich ihm einmal auf dem Flur, dann grÃ¼ÃŸte er mich heftig grimassierend; er hatte die Sprache vollstÃ¤ndig eingebÃ¼ÃŸt. Auf der anderen Seite logierte ein junger Mann, der nur wenig Ã¤lter war als ich selbst. Unsere Zimmer waren durch eine Art TapetentÃ¼r getrennt, und ohne eigentlich zu lauschen, wenn er Herrenbesuch hatte, fand ich doch bald heraus, dass er homosexuell war. FrÃ¤ulein S. bewohnte den Raum, der gegenÃ¼ber von meinem Zimmer lag. Das sehr groÃŸe und dÃ¼stere Berliner Zimmer, in dem das Telefon stand und das wir auf dem Weg zur KÃ¼che passieren mussten, benutzten alle gemeinsam. Die Wohnung lag im dritten Stock eines Hinterhauses mitten in jenem Block, der von Kudamm, UhlandstraÃŸe, Lietzenburger und FasanenstraÃŸe umschlossen wird. Durch eine GebÃ¤udelÃ¼cke sah ich auf ein Nachtlokal im Parterre eines Hauses an der FasanenstraÃŸe. Wenig aufdringlich und sozusagen eine trauliche AtmosphÃ¤re verbreitend, strahlte die rote AuÃŸenbeleuchtung der Bar schon in die trÃ¼ben Berliner Winternachmittage hinein. Auch mein Zimmer war gerÃ¤umig und sehr hoch und wies zum Teil schÃ¶ne alte MÃ¶bel auf. Zwischen den beiden Fenstern hing ein hoher Spiegel, eingerahmt von bemaltem Schnitzwerk. Vergoldete VÃ¶gel pickten nach vergoldeten FrÃ¼chten.

Inzwischen war der Homosexuelle Ã¼brigens ausgezogen. Sein Nachfolger, ein junger Vikar, zog mich an einem Samstagmorgen ins GesprÃ¤ch. Auf irgendeine Weise kamen wir aufs Essen, und ich sagte ihm, dass ich samstags immer zu Aschinger ginge. Da lachte er und gab den unvermeidlichen Kommentar ab: â€žBrÃ¶tchen grapschen!â€œ Jeder, der nicht bei Aschinger verkehrte, stellte sich das so vor; die Firma Aschinger und die GratisbrÃ¶tchen, deren man sich gierig bemÃ¤chtigte, waren eine unauflÃ¶sliche Ideenverbindung eingegangen. Mich verdross diese Art von Pawlowschem Reflex. Schon damals hasste ich es, wenn GesprÃ¤che nur aus den Ã¼blichen Plattheiten bestanden. (Ã„brigens trat ich um diese Zeit aus der Kirche aus.) Was nun Aschinger anging, so aÃŸ ich gar nicht in der Schwemme â€“ und nur dort langte man nach den wohlfeilen Schrippen -, sondern stets nebenan im Restaurant. Beides befand sich damals noch in jener niedrigen Baracke an der Joachimstaler StraÃŸe, die einige Jahre spÃ¤ter abgerissen wurde. Ich bestellte Schweinenierchen oder den kÃ¶stlichen Milchreis mit FrÃ¼chten, die in einem dunkelbraunen Buttersee schwammen. Einmal beobachtete ich

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wÃ¤hrend des Essens, wie einer vom Nebentisch aufstand und wegging, ohne bezahlt zu haben. Der Kellner hatte den Schaden und schien sich mein Gesicht bei dieser Gelegenheit eingeprÃ¤gt zu haben â€“ als ich das nÃ¤chste Mal dort aÃŸ, kassierte er bei mir sofort, was sonst nicht Ã¼blich war. Ein anderer Kellner wollte nach der Abrechnung rasch in der KÃ¼che verschwinden, der Gast rannte ihm hinterher und erwischte ihn am KÃ¼cheneingang, sein Wechselgeld fordernd. Eine Serviererin drohte dem Kollegen mit dem Finger: â€žDu Spitzbube!â€œ

An Arbeitstagen trabte ich morgens um sieben zur Kreuzung Kudamm und Joachimstaler StraÃŸe, um einen Autobus nach Steglitz zu besteigen. Unterwegs fiel mein Blick hÃ¤ufig auf eine weitere Gedenktafel. Sie erinnerte neben dem Astor-Kino, da wo die Disconto-Bank ihre Filiale hatte, daran, dass Robert Musil Anfang der DreiÃŸiger hier einige Zeit gewohnt hatte. Vom "Mann ohne Eigenschaften" waren hier groÃŸe Teile geschrieben worden. Einige HÃ¤user weiter stand ein GebÃ¤ude, das besser in eine von Kafkas Parabeln gepasst hÃ¤tte: die chinesische Botschaft. Jedermann unzugÃ¤nglich, von einem Berliner Hausmeisterpaar wie von einem Lindwurm der Sage gehÃ¼tet, Gegenstand raunender Zeitungsberichte, dÃ¤mmerte sie durch die Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte, bis die Republik China eines fernen Tages ihr Festland zurÃ¼ckerlangt haben wÃ¼rde â€¦

Im Winter neunundsechzig auf siebzig lag morgens oft Neuschnee. Wenn ich zum Autobus ging, war noch nicht gefegt. Ich sank mit jedem Schritt ins Weiche, Pulverige, und die Luft roch ungewÃ¶hnlich sauber. Der Schneefall hatte oft am Morgen aufgehÃ¶rt, nur noch vereinzelte letzte Flocken trieben im kalten Ostwind, der allmÃ¤hlich einsetzte. Frierend sah ich die Joachimstaler hinauf und lieÃŸ, wenn noch kein Bus kam, den Blick eine Weile auf der strengen und dekorativen Fassade des Hotels "FrÃ¼hling am Zoo" ruhen, das trotz seines Namens das ganze Jahr geÃ¶ffnet hatte. Dann kam ein Pulk schmutzig gelber Doppeldecker Ã¼ber die Kreuzung zu mir herÃ¼ber: hintereinander ein Zweier, ein FÃ¼nfundzwanziger, ein Einundachtziger und noch ein FÃ¼nfundzwanziger mit einem zusÃ¤tzlichen E hinter der Liniennummer. Sie alle hatten eben am Bahnhof Zoo ihre schier unendliche Reise durch die monotonen Weiten des Berliner SÃ¼dens angetreten. Irgendwann am Vormittag wÃ¼rden sie in Lichterfelde, Marienfelde oder Britz ankommen. Ich sprang rasch auf. Die meisten Wagen hatten damals hinten noch keine TÃ¼ren. Vielleicht hatte die AuÃŸenfarbe doch etwas mit dem Nikotin zu tun, das auf dem Oberdeck im Ã„bermaÃŸ konsumiert wurde. Einige Fensterklappen standen immer offen, es war gewÃ¶hnlich kalt, zugig und dennoch verrÃ¤uchert. Nur stark gebÃ¼ckt konnte man oben eine der langen ViererbÃ¤nke erreichen. Die Schaffner taten mir Leid. Sie mussten jedem Fahrgast hinterherkriechen und dann die schmale, steile HÃ¼hnerleiter wieder hinunter. Nach ein paar Jahren sah man jedem von ihnen die zweiundvierzig Stunden an, die er pro Woche Dienst hatte â€“ am Buckel sah man sie wieder. Unten war es mir meist zu voll, deshalb saÃŸ ich dort nur selten. Einmal lieÃŸ eine junge Berlinerin eine Flasche zu Boden fallen, die dabei zerbrach. Eine gelbe FlÃ¼ssigkeit rann auf die Fahrerkabine zu. Der Schaffner nÃ¤herte sich mit unmutiger, Unheil kÃ¼ndender Miene. â€žEs ist nur Apfelsaftâ€œ, versuchte sie ihn zu beschwichtigen. Schon verbreitete sich im ganzen Unterdeck der liebliche Duft.

Wir rollten an dem Haus vorÃ¼ber, in dem Friedrich Ebert gestorben war; auch darÃ¼ber belehrte eine Tafel den historisch Interessierten. Zweimal in der Woche stieg ich schon am Bundesplatz aus, um bei Doktor X oder Assessor Y Unterricht zu genieÃŸen. Er fand in einem neobarocken BÃ¼ropalast statt. Wir frÃ¶stelten einen Vormittag lang in einem Saal, dessen WÃ¤nde mit verblassten rotseidenen Tapeten bespannt waren. â€žWir wollen uns warm arbeitenâ€œ, sagte Doktor X, â€žalso zurÃ¼ck zum Paragraphen dreizehnhundert â€¦â€œ Oder zu einem anderen.

In Steglitz ausgestiegen, hatte ich es nicht mehr weit ins BÃ¼ro, nur einige Ecken zu FuÃŸ. Ob mir wieder die Akte Messer-schmidt vorgelegt wÃ¼rde? Das war ein Fall nicht wie, sondern tatsÃ¤chlich aus dem Leben gegriffen. Dieser Messerschmidt suchte das BÃ¼ro aus GrÃ¼nden, die mir entfallen sind, gern persÃ¶nlich auf, und eine junge Kollegin, Frau O., schrieb dann viel sagende Aktenvermerke: â€žHerr M. sprach gemeinsam mit seinem 'Bruder' hier vor â€¦â€œ So oder so Ã¤hnlich begannen die offiziÃ¶sen Notizen der Frau O., denn ihr war etwas aufgefallen, das vielleicht nicht

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

gerade zur Sache gehÃ¶rte und dennoch nach ihrem GefÃ¼hl unbedingt festgehalten werden sollte. â€žVorsichtâ€œ, schrieb sie oder: â€žAchtung, Â§ 175!â€œ Diesmal war keines der sonst von uns anzuwende Gesetze gemeint, sondern das Strafgesetzbuch, aus dem die einschlÃ¤gige Vorschrift eben erst in der Hauptsache entfernt worden war. Somit war die lÃ¶bliche Sachbearbeiterin in mehrfacher Hinsicht unzustÃ¤ndig: amtlich, historisch (da hinter ihrer Zeit herhinkend) und ihrem Geschlecht nach.

FÃ¼r mich war damals in West-Berlin das Reich der Freiheit auch geographisch streng geschieden vom Reich der Notwen-digkeit. Alle meine Lust- und Erholungsorte lagen auf einer Achse, die west-Ã¶stlich vom Lehniner Platz Ã¼ber die Uhland-straÃŸe zum "Kleist-Casino" verlief. Schauen, TrÃ¤umen, Lieben, Schlafen â€¦ Dagegen erfolgten Nahrungsaufnahme sowie Lernen und Arbeiten nord-sÃ¼dlich. Die U-Bahn nach Steglitz war noch in Bau. Trotzdem begab ich mich manchmal in den Unter-grund, fuhr etwa mit der furchtbar rumpelnden S-Bahn vom Anhalter Bahnhof zum Gesundbrunnen. Ich brach dann mit dem beschriebenen funktionalen Koordinatensystem, ich bewegte mich nord-sÃ¼dlich, ohne Verpflichtung, nur zum SpaÃŸ. Nicht dass ich im Wedding irgendetwas verloren gehabt hÃ¤tte. Es reizte mich nur, im Schritttempo durch den breiten unterirdischen Bahnhof Potsdamer Platz gefahren zu werden. SÃ¤mtliche Bahnsteige lagen Ã¶de und menschenleer da. Das Gewimmel, das hier einmal geherrscht haben musste, war im Verlauf des Geschichtsprozesses in sein Gegenteil umgeschlagen: die modrige Leere einer schwach beleuchteten Grabkammer, und die selten zu erblickenden Grenzpolizisten, die gemessenen Schrittes auf den Perrons patrouillierten, kamen mir wie GrabwÃ¤chter vor, wie Bewacher eines bereits geplÃ¼nderten und entleerten Pharaonengrabes. Noch mehr Melancholie verbreiteten, als es FrÃ¼hling wurde, die von Birkenhainen Ã¼berwucherten Gleisanlagen der Ringbahn am Gesundbrunnen. FrÃ¼hling am Gesundbrunnen â€¦

Im Sommer Ã¼berraschte mich FrÃ¤ulein S. mit der KÃ¼ndigung. Sie lÃ¶ste ihre Wohnung auf und zog ins SÃ¼ddeutsche, um dort auf ihren Tod zu warten. Ich fand ein winziges Appartement in der KeithstraÃŸe. Das Institut nannte sich Boardinghaus. Effi Briest hatte gewiss groÃŸzÃ¼giger gewohnt. Von meinem Vogelbauer sah ich auf das Hochhaus einer Werbeagentur und eine groÃŸe StraÃŸenkreuzung. Wenn eine Veranstaltung in der Urania zu Ende war, kamen Massen Ã¤lterer Berliner aus dem GebÃ¤ude und strebten zu den Bahnen und Bussen. Zu denken, dass so gut wie alle von ihnen tot sein dÃ¼rften â€¦

Ich hatte es nun nicht mehr weit zum Kleist-Casino. Man sagte nur: KC. An der Garderobe erlebte ich einmal den Streit zwischen dem Garderobier und einem Ã¤lteren, untypisch wirkenden Gast. Dieser bestand darauf, seine Aktentasche mit ins Innere der Bar zu nehmen. Er sei Schriftsteller, in der Mappe seien wertvolle Manuskripte, die er nicht aus der Hand geben kÃ¶nne. Er setzte sich durch. Sicher ist er lÃ¤ngst tot. Ich folgte ihm und ging auch hinein. Was dann kam, ist eine andere Geschichte.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Hundertwasser - Der Meister des Klimbims

Meine erste Begegnung mit den Werken des Meisters fand in einem Warenhaus statt. Damals, in den Sechzigern, konnte man Poster von ihm in den Kunstabteilungen der KaufhÃ¤user zwischen vollbusigen Zigeunerinnen und Engeln mit dicken Backen antreffen. Ich sah mir von ihm ein reichlich schematisches rot-grÃ¼nes Gitterwerk an, das vergeblich so tat, als wÃ¤re es keines, und entschied fÃ¼r mich: hingeschmierte Kaufhauskunst, belanglos. Auf dem Gymnasium hatten wir seinerzeit Kunstunterricht bei dem Maler Paul Antonius und vermutlich verdankte ich ihm bereits einiges an KritikfÃ¤higkeit.

In DuMonts Bild-Lexikon der Kunst von 1974 lese ich zu den Bildern des Malers Hundertwasser: â€ž â€¦ beziehen ihre Inspirationen vom Wiener Jugendstil, von Klimt und Schiele sowie von Klee, ohne allerdings deren ursprÃ¼ngliche und geistige Kraft zu erreichen.â€œ Oder auf gut Deutsch: Er war ein schwÃ¤chlicher Epigone. Da mit der Malerei nicht viel Staat zu machen war, warf er sich auf die Architektur und wandte dort die gleiche Arbeitsmethode des skrupellosen Abkupferns an. Vom Katalanen Gaudi bis zu den Pueblo-Indianern wurde alles, was bunt und kurvenreich war, statt geistig verarbeitet einfach vergrÃ¶bert und verwÃ¤ssert, nachgeahmt und zusammengerÃ¼hrt.

Was sind die speziellen Merkmale der Bauten Hundertwassers? Das zwanghafte Vermeiden ebener GrundflÃ¤chen und des rechten Winkels, das so selbst zu einem bornierten Manierismus wird. Die engen, hÃ¶chst unpraktischen und nicht selten bedrÃ¼ckenden InnenrÃ¤ume. Die Wiederholung der immergleichen an Schlichtheit der Erfindung nicht zu Ã¼berbietenden Accessoires an der AuÃŸenhaut. Also Ã¼berall goldene Kugeln, wie originell. Antonius Wagner pflegte uns SchÃ¼ler damals, wenn wir hastig etwas fabrizierten und uns dabei immer nur einfallslos wiederholten, so anzupflaumen: â€žDas ist doch genudelt!â€œ Hundertwasser nudelte, was das Material hergab.

Eines der krassesten Beispiele fÃ¼r genudelte Architektur ist sein Kurzentrum von Bad Blumau in der Steiermark. Man betrachte einmal Aufnahmen der wie BetonlindwÃ¼rmer sich krÃ¼mmenden FlÃ¼gel oder die endlosen stupiden DÃ¤cher. Eine Sammelgarage nach einem Erdbeben ist Ã¤sthetisch interessanter.

Hier in der NÃ¤he habe ich den nach Hundertwassers Entwurf umgebauten Bahnhof Uelzen als weiteres Beispiel vor Augen. Anfangs war der niedersÃ¤chsische Denkmalschutz strikt gegen die geplanten Eingriffe am geschÃ¼tzten alten Bahnhof. Die lokale Polit-Mafia hat sich schlieÃŸlich durchgesetzt, sie bekamen ihre architektonische RÃ¼desheimer Drosselgasse. Den Bahnhof muss man tatsÃ¤chlich gesehen haben, um das ganze AusmaÃŸ dieses Elends von Pseudoarchitektur ermessen zu kÃ¶nnen. Alle RÃ¤ume, die Menschen aufnehmen oder sie passieren lassen sollen, sind viel zu eng. Uelzen ist eine bedeutende Umsteigestation und Treppen und VerbindungsgÃ¤nge sind oft beÃ¤ngstigend Ã¼berfÃ¼llt. Die Haupthalle im Innern ist mit funktionslosen SÃ¤ulen zugestellt. Die Bahnsteige wurden nachtrÃ¤glich uneben gestaltet. DysfunktionalitÃ¤t um jeden Preis war offenbar das vorherrschende Gestaltungsprinzip. Ein WartehÃ¤uschen auf einem Bahnsteig wurde beim Umbau verbreitert und so nahe an die Bahnsteigkante herangebaut, dass inzwischen sogar eine Warntafel vom Aufenthalt dort abraten muss.

Theoretisch unterfÃ¼ttert hat der Meister sein produktives Schaffen mit einem ebenso schlicht-wackeligen GedankengebÃ¤ude, dessen Steine Plattheiten waren und dessen MÃ¶rtel modischer Konformismus. Nur ein so phantasieloser Baumeister wie Hundertwasser benÃ¶tigte eine derart aufgeblÃ¤hte Ideologie der Phantasie. Sie steht zu seiner Praxis in krassem Gegensatz. Nur das war und ist das wahre Geheimnis des Erfolges bei ihm: eine gut geÃ¶lte, genau auf die MentalitÃ¤t unkritischer Massen abgestimmte Reklamemaschinerie. Sie funktioniert auch nach seinem Tod noch vorzÃ¼glich und ist inzwischen eine viel Profit abwerfende Allianz mit dem billigen Allerweltstourismus eingegangen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Hier noch ein Zitat aus Hermann Bangs Roman â€žStuckâ€œ. Es beschreibt bereits die Methode Hundertwasser, hundert Jahre vor ihm. Bang charakterisiert seinen Baumeister Martensen so: â€ž â€¦machte weiter in Fassaden, Vergoldungen und Spiegelglas, gepackt von einem wahren Fieber nach Imitation und leuchtenden Farben â€¦ Dann hatte man angefangen Ã¼ber seine Bauten zu reden; und die Beachtung trieb ihn zu neuen Raffinements an â€¦ Stets aber bewahrte er sich die Vorliebe des kleinen Mannes fÃ¼r das Grelle in den Farben, und unweigerlich baute er alle seine HÃ¤user â€¦ unbequem, eng und beschrÃ¤nkt, unbewusst den Vorstellungen des Arbeiters entsprechend, der an die kleinen RÃ¤ume gewÃ¶hnt ist, deren WÃ¤nde man mit den HÃ¤nden greifen kann, und an dumpfe Luft.â€œ

Hundertwasser ein Originalgenie? Er war nicht einmal als Epigone wirklich kreativ und hatte auÃŸer Eklektizismus billigster Sorte nichts zu bieten. Unfassbar, dass dieser gebaute Schwulst als schÃ¶n empfunden wird.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Kamera und Objekt - Ãœber ein erotisches Video

Eine Altbauwohnung, vermutlich in Amsterdam. Zwei kleine RÃ¤ume, nur zum Teil im Blickfeld. Die weiÃŸ lackierte TÃ¼r zwischen ihnen hat einen geschwungenen Messinggriff und steht offen. Die weiÃŸen WÃ¤nde sind kahl. Im hinteren Zimmer ist der Rand eines einfachen Bettes sichtbar.

Ein Mann Anfang DreiÃŸig kommt aus dem Schlafraum, steht im Durchgang. Er hat â€“ sonderbar genug â€“ eine Gasmaske in der Hand. O, das falsche Requisit fÃ¼r diese Aufnahme â€¦ Er lÃ¤sst die Maske hinter der Wand verschwinden, man spÃ¼rt Bedauern. Er trÃ¤gt nur blaues Unterzeug und einen Motorradhelm auf dem Kopf. Durch dessen Visier erkennen wir undeutlich die GesichtszÃ¼ge eines hellhÃ¤utigen, blonden Mannes.

Er beginnt sich vor der Kamera anzukleiden, nacheinander kommen eine schwarze Motorradlederhose, eine Jacke aus gleichem Material und von gleicher Farbe, ein schwarzer LedergÃ¼rtel und schwarze Stiefel an die Reihe. Zuvor hat die Kamera einmal kurz eine Nahaufnahme der halbnackten Oberschenkel zustande gebracht. Sie sind, ohne fett zu sein, mehr fleischig als muskulÃ¶s. SpÃ¤ter werden wir, wenn er sich bÃ¼ckt, fÃ¼r Sekunden einen schmalen Streifen nackter Haut um die Leibesmitte sehen, vorn und hinten, mit den ersten Anzeichen etwas zu reichlicher ErnÃ¤hrung. Die Jacke endet Ã¼ber den HÃ¼ften, das kurze blaue Shirt wird nicht unter den Hosenbund gezogen.

Er zieht sich zÃ¼gig an, wie einer, der es rasch hinter sich bringen will. Es ist ein routinierter Ablauf. Sein Bewusstsein von der laufenden Kamera Ã¤uÃŸert sich nur diskret. Er posiert nicht, geht scheinbar nur zweckbestimmt hin und her. So fragt einer sich: Sind die Fenster geschlossen, ist die Heizung abgedreht? Einmal streicht er kurz mit den HÃ¤nden Ã¼ber die GesÃ¤ÃŸtaschen: Sitzt die Hose ordentlich? Ohne Zweifel.

Der Kontrast zwischen alltÃ¤glichem Ankleiden und einer neugierigen, voyeuristischen, unersÃ¤ttlichen Kamera springt ins Auge, schafft erst die Dynamik des Streifens. Es geschieht nichts UngewÃ¶hnliches, es geschieht hier nur GewÃ¶hnliches, eben darin besteht der ungewÃ¶hnliche Reiz. Wie beobachten das SelbstverstÃ¤ndliche, sonst nie Gezeigte â€“ Magie des Alltags. Rein formal ist die Ankleideszene das Gegenteil eines exhibitionistischen Strips. SpÃ¤ter wird er in einem Internet-Forum schreiben: Du wolltest mich nackt sehen?

Dann vielleicht doch eine Pose? Er lehnt mit der HÃ¼fte gegen den TÃ¼rrahmen, dreht sich in der HÃ¼fte â€“ er tut es nur, weil er einen Handschuh Ã¼berstreifen und sich dabei abstÃ¼tzen mÃ¶chte. Wir fÃ¼hlen uns ein wenig ertappt. Er verhÃ¼llt sich und wir lauern auf â€“ ja, auf was? Jetzt scheinen die Rollen vertauscht zu sein. Werden wir mit unseren Interessen entlarvt, wÃ¤hrend er sich immer mehr bedeckt?

SelbstverstÃ¤ndlich ist alles inszeniert. Er ist gleichzeitig Darsteller, Kameramann und Regisseur und von ihm ist auch das Skript. Der Stoff: Einer gewÃ¤hrt Einblick in sein Privates, er ist gegenÃ¼ber dem anonymen Zuschauer zuerst in der Defensive und gewinnt schlieÃŸlich die Oberhand. Es ist ein kleines LehrstÃ¼ck Ã¼ber Zurschaustellung und Ausgesetztsein, EntblÃ¶ÃŸung und VerhÃ¼llung, Preisgabe und RÃ¼ckgewinnung von Kontrolle. Das Interesse dafÃ¼r ist betrÃ¤chtlich. Als sein Video von nur zweieinhalb Minuten ein halbes Jahr im Netz steht, sind schon 50.000 Zugriffe erfolgt. Eine Kampfsportschule im Ausland hat es auf ihrer Seite verlinkt.

Hugo von Hofmannsthal, Die Wege und die Begegnungen: â€žMich dÃ¼nkt, es ist nicht die Umarmung, sondern die Begegnung die eigentliche erotischen Pantomime â€¦ Die Begegnung verspricht mehr, als die Umarmung halten kann.â€œ Der Unbekannte nimmt nun doch eine eindeutige Positur vor der Kamera ein â€“ um sie auszuschalten.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Mehdorn und das Berliner S-Bahn-Chaos

Dass die Berliner S-Bahn heruntergewirtschaftet, ausgeplÃ¼ndert und nur noch eine Ruine ist, dÃ¼rfte leider allgemein bekannt sein. Wie konnte es dazu kommen, wer trÃ¤gt Verantwortung? AbendschÃ¶n konnte sich der Frage mit einiger MuÃŸe widmen â€“ er hat gerade eine geplante einwÃ¶chige Reise nach Berlin storniert.* Eine Millionenstadt ohne funktionierenden Nahverkehr ist kein verlockendes Reiseziel.

Schon seit Juni 2009 ermittelt die Staatsanwaltschaft und zunehmend fÃ¤llt in den Pressemeldungen und Kommentaren der Name Mehdorn. Mehdorn? Da war doch mal was â€¦ Mehdorn und die Heidelberger Druckmaschinen: AbendschÃ¶n erinnert sich dunkel. Und schlÃ¤gt nach bei Wikipedia unter Mehdorn. Und findet eine Ã¼berraschende Parallele zum Aufstieg und Fall von Deutscher Bahn und Tochter Berliner S-Bahn. Das muss jetzt einfach wÃ¶rtlich zitiert werden:

â€žIm Oktober 1995 wechselte Mehdorn zur Heidelberger Druckmaschinen AG. Mehdorn erweiterte den Druckmaschinenhersteller durch eine Expansionsstrategie zu einem Universalanbieter und brachte das Unternehmen am 8. Dezember 1997 an die BÃ¶rse. Die zahlreichen Ãœbernahmen, ZukÃ¤ufe und Erweiterungen des Produktsortiments in den vier Jahren betrafen insbesondere den Bereich des Zeitungsdrucks. In dieser Zeit verdoppelten sich Umsatz, Mitarbeiterzahl und Gewinn â€¦ Unter Mehdorn weitete der WeltmarktfÃ¼hrer fÃ¼r Druckmaschinen sein Produktportfolio aus und entwickelte sich von einem reinen Maschinenbauer zu einem Anbieter von Drucksystemen. Die zahlreichen ZukÃ¤ufe belasteten jedoch das Unternehmen dauerhaft finanziell stark und die Heidelberger Druckmaschinen AG geriet in Existenznot. Nach Mehdorns Abgang wurde das gesamte neu hinzugekaufte Portfolio zur Rettung der angeschlagenen Heidelberger Druckmaschinen wieder verkauft.â€œ

Auch bei der Deutschen Bahn blieb Mehdorn diesem System Mehdorn treu: Expansion weltweit, rasante Bergfahrt von UmsÃ¤tzen und Gewinnen, immer das Eldorado BÃ¶rse im Blickfeld. Und jetzt: Wie gewonnen, so zerronnen. Die Krise der Tochter Berliner S-Bahn zeigt wie in einem Brennglas das tief Unsolide dieser Art von UnternehmensfÃ¼hrung. War die Tochter nicht willig, nÃ¤mlich zur exorbitanten GewinnabfÃ¼hrung, dann gebrauchte man Gewalt. â€žNicht Ã¤rgerlich, sondern kriminellâ€œ, titelt der â€žTagesspiegelâ€œ und ermuntert die StaatsanwÃ¤lte sehr nachdrÃ¼cklich, alle Schlampereien, Machenschaften und NÃ¶tigungen von Untergebenen aufzuklÃ¤ren und anzuklagen.

Wer aber trÃ¤gt fÃ¼r Mehdorn Verantwortung, wer hat ihn ins Amt gebracht und dort lange Jahre gegen massive Kritik gehalten? Kanzler SchrÃ¶der (SPD), Kanzlerin Merkel (CDU) und Minister Tiefensee (SPD).

*Geschrieben im September 2009. Was hat sich seitdem geÃ¤ndert? Es ist noch schlimmer gekommen. Die Misere ist zum Dauerzustand geworden. Und die Politik als Hauptverantwortlicher? Ist hilflos, ratlos und vielleicht auch interesselos.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Pyramide von Garzau

Berlin hat neben anderen VorzÃ¼gen noch den einer weitrÃ¤umigen, intensiv grÃ¼nen und sehr erholsamen Umgebung. Wie schÃ¶n es da drauÃŸen in Brandenburg ist, wissen die meisten Berlinbesucher gewÃ¶hnlich nicht. Wissen es denn die Berliner? Daran zweifle ich, nachdem ich mich zwei Wochen lang zu FuÃŸ dort umgesehen habe. Es war fast immer und fast Ã¼berall ziemlich leer. Ich wohnte am Nordostrand der Stadt und fuhr vormittags hinaus nach Osten oder Norden und am spÃ¤ten Nachmittag wieder zurÃ¼ck. In diese Richtungen liegen die meisten Seen, die dichtesten WÃ¤lder, die eindrucksvollsten Schutzgebiete. Mag sein, dass die Stadt zu groÃŸ ist, um sie mal eben fÃ¼r einen Halb- oder Ganztagesausflug zu durchqueren. Die meisten Berliner wohnen in den westlichen Bezirken. Und vielleicht verspÃ¼rt so mancher Ã„ltere von ihnen noch immer eine Hemmung, das ehemals ummauerte West-Berlin zu verlassen â€¦

DrauÃŸen kann man manches entdecken: alte DÃ¶rfer und StÃ¤dtchen mit viel AtmosphÃ¤re, mit gotischen Kirchen und feudalen SchlÃ¶ssern. Im kleinen Garzau â€“ 25 km Ã¶stlich der Stadtgrenze, nÃ¤chste Bahnstation: Rehfelde â€“ gibt es sogar eine Pyramide. Ich las die lakonische Aufschrift auf dem kleinen Wegweiser und folgte ihm â€¦ und kam in einen alten Landschaftspark. Da war nur noch wenig Park, er hatte sich mehr oder weniger in die weite Landschaft verloren. Mittendrin ein vor Zeiten aufgeschÃ¼tteter steiler HÃ¼gel, bekrÃ¶nt von einer wirklichen Pyramide, recht exotisch wirkend.

Das Gut Garzau gehÃ¶rte im spÃ¤ten 18. Jahrhundert einem Grafen von Schmettau. Er war preuÃŸischer Offizier, MilitÃ¤rschriftsteller und Kartograph. Er hat jenen Park anlegen, den HÃ¼gel aufschÃ¼tten und die Pyramide bauen lassen - sie sollte seine BegrÃ¤bnisstÃ¤tte werden. Daraus wurde nichts. Schmettau verkaufte Garzau kurz nach 1800. Er selbst starb 1806 an einer Kriegsverletzung (Schlacht von Auerstedt) und liegt in Weimar begraben. Die neuen EigentÃ¼mer von Garzau hatten keine Verwendung fÃ¼r sein Monument, es verfiel rasch. Das von Langhans (Brandenburger Tor) entworfene Portal wurde nach Strausberg verkauft und ziert dort noch heute die Marienkirche.

Fast zweihundert Jahre nach Schmettaus Tod ging man in Garzau an die Rekonstruktion der Pyramide. Jetzt ist sie fertig und sieht wie neu aus - ist sie ja beinahe auch. Das Portal eine Kopie des Originals in Strausberg, das Innere gemauerter Backstein, das Ã„uÃŸere behauene Feldsteine. Und es fÃ¼hren wieder Rampen und Treppen auÃŸen um sie herum bis zu der Ã¼berdachten Aussichtsplattform auf ihrer Spitze. Nur: Diese Rampen und Treppen haben wie frÃ¼her keine GelÃ¤nder. Ich verspÃ¼rte sogleich Lust zum Aufsteigen und Furcht vor einem Absturz. Ein auf dem Boden der ersten Rampe aufgebrachtes Piktogramm verbietet einem das Betreten. Der FÃ¶rderverein Pyramide und Schlosspark Garzau e.V. dazu auf seiner Homepage: â€žAuf Grund der heutigen gesetzlichen Bestimmungen ist ein Betreten und Besteigen der Pyramide verboten â€¦ Der Verein arbeitet an einer LÃ¶sung, die es erlaubt, zu besonderen AnlÃ¤ssen und mit FÃ¼hrung die Pyramide zu besteigen.â€œ Ein schweres, hoffentlich nicht unlÃ¶sbares Problem.

Also blieb ich unten, saÃŸ auf einer der vielen leeren BÃ¤nke â€“ auÃŸer mir war keiner im Park - und aÃ Mitgebrachtes. Und stellte mir den Verlauf eines Schulausflugs hierher vor. Hier mÃ¼sste sich im Wettstreit zwischen Kletterlust und Folgsamkeit erweisen, wie stark die AutoritÃ¤t des Lehrers wirklich ist â€¦ Dann ging ich weiter auf die MÃ¤rkische Schweiz zu, nach Waldsieversdorf, wo sie gerade ein John Heartfield-Museum in dessen altem Sommerhaus erÃ¶ffnet haben, und nach Buckow mit seinem Brecht-Weigel-Haus.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Monokultur des Luxus

UrsprÃ¼nglich hatte ich an der Elbe Luft schÃ¶pfen wollen. Aber dann war mir der stÃ¼rmische Nordwind dafÃ¼r zu kalt und ich blieb lieber im Hamburger Stadtzentrum. Bummelte ziellos herum und stellte bald fest, wie sehr mich das langweilte, und zwar am meisten in jenem bei Touristen so beliebten Viertel zwischen Rathaus und GÃ¤nsemarkt. Was war nur wieder mit mir los?

Zu Hause versuchte ich meiner Missstimmung auf den Grund zu gelangen. Ich unternahm in Gedanken nochmals einen Streifzug durch das Viertel. Wie oft hatte ich ihn in drei Jahrzehnten schon wirklich zurÃ¼ckgelegt â€¦ Dabei stieÃŸ ich jetzt immer wieder auf Anziehungspunkte, die es nicht mehr gab. Ich machte mir klar, wie sehr sich die Stadt dort in den letzten fÃ¼nfzehn Jahren verÃ¤ndert hat, zu meinem Nachteil gewiss und vielleicht auch zu ihrem eigenen.

Wie Ã¼blich begann ich am GÃ¤nsemarkt. Das groÃŸe Kino-Center dort â€“ abgerissen. Zugegeben: Seinem Filmangebot weine ich nur wenige TrÃ¤nen nach. Immerhin hatten sie sogar Streifen von Fassbinder gezeigt â€¦ In der Passage daneben der kleine Buchladen â€“ spurlos verschwunden. Zwei Schritte weiter am Jungfernstieg die Erinnerung an eine groÃŸe Buchhandlung christlicher PrÃ¤gung mit langer Tradition â€“ bis auf eine Erinnerungstafel an die dort einmal beheimatet gewesene Hamburger WeiÃŸe Rose getilgt.

Ich drang tiefer in die schmalen StraÃŸen hinterm GÃ¤nsemarkt ein, schlenderte auch durch weitere Passagen. Da fand ich jenes Programmkino â€“ nicht mehr. Sehr schade drum, sie hatten lange Jahre die in meinen Augen besten Filme gezeigt, von Visconti zum Beispiel. SchrÃ¤g gegenÃ¼ber das CafÃ© war sonntags ein Ziel gewesen â€“ verschwunden. Dann ein Laden, wo man die grÃ¶ÃŸte und beste Auswahl an Postern gefunden hatte â€“ nicht mehr existent. Und das wirklich gute Restaurant mit der groÃŸen Glaskuppel drÃ¼ber â€“ aufgegeben.

Ich setzte meinen Gang durch das Plusquamperfekt bis zum Rathausmarkt fort und entdeckte noch die LÃ¼cken einer weiteren kleinen Buchhandlung â€“ die mit dem anspruchsvollsten Sortiment in der Stadt â€“ sowie ein Kellerlokal und ein Billigkaufhaus, das sich wirklich jedermann hatte leisten kÃ¶nnen. Ãœberall Fehlanzeigen. Das groÃŸe alte Warenhaus am Jungfernstieg gab es noch, doch wie verÃ¤ndert! UrsprÃ¼nglich das breiteste Sortiment vom einfachen Gebrauchsgut bis zum teuren Artikel fÃ¼r den echten GenieÃŸer bietend, erschien es mir nun von Kopf bis FuÃŸ durchgestylt und auf nur eine KÃ¤uferschicht und nur deren Vorlieben hin orientiert.

Was war da geschehen? VerdrÃ¤ngt worden sind vor allem Lokale und Institutionen, die geistige BedÃ¼rfnisse befriedigen (BÃ¼cher, Filme, Drucke). Sodann herkÃ¶mmliche Kneipen und Restaurants. Und was hat sich an ihrer Stelle etabliert? Teure Konfektion, teure Konfektion und noch einmal teure Konfektion. Dazwischen mal ein Laden fÃ¼r edlen Schmuck, Ã¶fter noch fÃ¼r andere, natÃ¼rlich teure, Accessoires, je verkrampft neckischer, desto besser. Und eine Bank. All das war vorher auch schon genÃ¼gend vertreten, nun ist es vorherrschend geworden.

Wer kauft da? Wer bummelt da? Einwohner von Hamburg eher weniger. DafÃ¼r Touristen, die ein Regentag von der KÃ¼ste ins Landesinnere vertrieben hat. Leute von weit her, aus Skandinavien etwa, mit viel Geld und einem groÃŸen Problem: Wie geben sie es stilvoll aus? In KÃ¶ln sagte mir mal einer: Auf der RÃ¼ckreise von Westerland haben wir uns noch die Hamburger Passagen angesehen, sehr elegant, wirklich. â€“ Und einseitig bis zur Fadheit.

Seit Jahren gibt es in Hamburg einen Exodus der Intelligenz Richtung Berlin. Er ist im Verlagswesen anzutreffen und in den KÃ¼nsten. Die hemmungslose Zurschaustellung eines geistlosen Luxuswarenangebots schafft letztlich ein der Kultur feindliches Klima. Dazu passt: Das Altonaer Museum mit seiner groÃŸartigen Sammlung sollte geschlossen werden - aber die sÃ¼ndteure Elbphilharmonie wird in jedem Fall weitergebaut. Hamburg ist dabei, seinen Charakter und seinen

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ruf in entscheidender Weise zu verÃ¤ndern.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Hass und Selbsthass

Kann es BedrÃ¼ckenderes geben als die Erkenntnis: Ich habe andere tÃ¶ten wollen, da ich mich selbst nicht annehmen konnte?

Ein krasses Beispiel dafÃ¼r sehen wir in Everett Lewisâ€™ Film â€žFAQsâ€œ. Zwei junge MÃ¤nner, Quentin Guy, kÃ¶nnen nicht anerkennen, dass sie sich lieben â€“ sie machen stattdessen Jagd auf andere Homosexuelle, bereit, auch zu tÃ¶ten. Guy, der MitlÃ¤ufer, steigt aus und konfrontiert den bis dahin dominierenden Quentin mit der Wahrheit hinter ihren Hetzjagden. Quentins dramatischer Lernprozess bringt noch einmal andere und jetzt auch ihn selbst in Lebensgefahr. Am Ende ist er ein seelischer Pflegefall.

Wie realistisch ist ein solcher Ablauf? Dass Homosexuelle sich ihrer speziellen Neigungen erst spÃ¤t bewusst werden, oft erst um die dreiÃŸig, kann hÃ¤ufig beobachtet werden. Ich kann es zwar nicht nachvollziehen, doch ich habe selbst Beispiele dafÃ¼r vor Augen. Was aber ist dran an der Theorie von der verborgenen HomosexualitÃ¤t vieler Homophober? Dazu gibt es eine aufschlussreiche Studie von Prof. Henry E. Adams, University of Georgia, aus 1996. Er bildete aus 64 sich selbst als heterosexuell bezeichnenden Probanden zwei Gruppen, die eine homophob und die andere ohne solche Einstellung. Er zeigte ihnen einschlÃ¤gige Videos und stellte in der ersten Gruppe bei 54,3% der Probanden eindeutige Zeichen sexueller Erregung fest. In der Kontrollgruppe ohne feindselige Einstellung waren es nur 24,1%.

Die Entstehung von Hass aus Selbsthass ist weit Ã¼ber die SexualitÃ¤t hinaus von Bedeutung, z.B. im Rassenhass. Besonders anfÃ¤llig fÃ¼r Aggression aufgrund fehlgeschlagener IdentitÃ¤tsbildung kÃ¶nnen Individuen sein, deren ethnische Herkunft gemischt oder unklar ist oder deren kulturelle ZugehÃ¶rigkeit unter Zwang verÃ¤ndert wurde. Beispiel aus jÃ¼ngerer Zeit: das damalige Jugoslawien, in dem der Rassenhass bezeichnenderweise im ethnisch zerklÃ¼fteten Bosnien-Herzegowina am verheerendsten tobte. Denken wir auch an die Janitscharen. Um zuverlÃ¤ssigere Soldaten zu bekommen, bedienten sich die osmanischen Sultane zwangsrekrutierter und zum Islam zwangsbekehrter Knaben christlicher Untertanen.

Gelegentlich ist vom jÃ¼dischen Selbsthass die Rede, manchmal zu Unrecht. Ich suche Beispiele und finde sie bei Personen mit nur teilweise jÃ¼discher Herkunft. So kannte ich eine Frau mit einem jÃ¼dischen GroÃŸvater, sie selbst geboren bald nach dem 1. Weltkrieg und im Dritten Reich zur Schule gegangen. Zeit ihres Lebens befreite sie sich nicht von den antisemitischen Stereotypen ihrer Jugend. Sie heftete sie vor allem ihrer eigenen ungeliebten Mutter und deren Schwestern an, obgleich diese mental und in ihren Biographien hÃ¶chst unterschiedliche PersÃ¶nlichkeiten waren. Sie tat alles, um ihrer eigenen mater semita unÃ¤hnlich zu sein â€“ und wurde ihr mit jedem Jahrzehnt Ã¤hnlicher.

In der Ã¤lteren SchÃ¶nen Literatur finden wir oft eine ambivalente Haltung zum Judentum, vermischt mit Anzeichen von Antisemitismus, sogar in einem so bedeutenden Werk wie dem von Proust, dessen Mutter selbst jÃ¼disch war. Das jÃ¼dische Personal seines Romans erscheint zumeist in Verbindung mit den Klischees des 19. und frÃ¼hen 20. Jahrhunderts. Bloch, der Schulfreund des ErzÃ¤hlers, ist ein intelligenter Streber, unkultiviert, aufdringlich und geistlos. Blochs Familie kommt ebenfalls schlecht weg, sein Onkel ist Ã¼berdies ein zu Ausschweifungen neigender Liebhaber junger MÃ¤nner, eine sowohl Mitleid erregende als auch lÃ¤cherliche Figur. Die gleiche Vorstellung vom sittenlosen Orientalen vermittelt auch LÃ©a, die jÃ¼disch-lesbische Freundin von Mademoiselle Vinteuil. Und Swann? Er hat neben positiven Eigenschaften einen groÃŸen Fehler: Snobismus.

Bei Dostojewski stoÃŸen wir auf eine besondere Variante des Musters misslungener IdentitÃ¤tsbildung, ich will sie die passive, selbstzerstÃ¶rerische nennen. In seiner Biographie wie in seinen Werken taucht gelegentlich die Figur des Rivalen um eine geliebte Frau auf. Autor wie Held fixieren sich auf ihn, und zwar in der Weise, dass sie sich dem Konkurrenten verstehend, liebend unterordnen. Das

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

eigene GlÃ¼ck wird fremdem geopfert. In â€žDer Idiotâ€œ findet dieser innere Konflikt seinen abschlieÃŸenden HÃ¶hepunkt darin, dass Myschkin aus PassivitÃ¤t die geliebte Nastassja Filippowna an Rogoshin verliert, der sie im Affekt tÃ¶tet. Am Ende warten die beiden MÃ¤nner gemeinsam am Tatort neben der Leiche darauf, von der intervenierenden AuÃŸenwelt abgeholt zu werden â€“ Rogoshin als MÃ¶rder, Myschkin als hoffnungsloser Idiot. GroÃŸe Literatur â€“ und Visconti hat das Thema in â€žRocco und seine BrÃ¼derâ€œ noch einmal cineastisch aufgegriffen. Doch auch im Realen kann das lebensgefÃ¤hrlich sein: sich selbst zu hassen und diesen Hass auf andere zu projizieren.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Doppelter Doppelmord - Der GÃ¶hrde-MÃ¶rder

Zeugen hatten ihn damals im Wald gesehen, als er zu seinem ersten Doppelmord unterwegs war. Sie schilderten ihn spÃ¤ter als einen groÃŸen, krÃ¤ftigen Mann mit braunem Haar. Er habe einen Beutel in der Hand getragen, gefÃ¼llt mit etwas â€“ nur womit? Sie hatten den Mann so genau gesehen, dass ein Phantombild mÃ¶glich war. Trotzdem konnte er in zwanzig Jahren nicht aufgespÃ¼rt werden â€“ der GÃ¶hrde-MÃ¶rder.

Die GÃ¶hrde ist ein etwa 75 Quadratkilometer groÃŸes geschlossenes Waldgebiet sÃ¼dÃ¶stlich von LÃ¼neburg, still, abgelegen, auch die weitere Umgebung sehr dÃ¼nn besiedelt. Einige Male am Tag fÃ¤hrt ein Zug am Nordrand entlang, hÃ¤lt auf vertrÃ¤umten Stationen. Hier zieht sich auch eine BundesstraÃŸe hin. Von ihr zweigt eine StichstraÃŸe zu einem alten Forsthaus ab, dort kann man parken. Ein Hamburger Ehepaar um die fÃ¼nfzig tat genau das am 21.5.89, einem Sonntag. Sie gingen dann zu FuÃŸ einige Hundert Meter tief in den Wald, vermutlich um sich auf einer Lichtung zu sonnen.

Wir wissen nicht, wie sie getÃ¶tet wurden. Ihre Leichen wurden erst am 12.7.89 von Blaubeersammlern entdeckt und waren so stark verwest, dass der Tathergang nicht zu rekonstruieren war. Erschossen, erschlagen, erdrosselt? Die Polizei fand heraus, dass Fundort und Tatort etwas auseinander lagen. Der Mann, der die Leichen in die Senke hatte schleppen kÃ¶nnen, musste tatsÃ¤chlich krÃ¤ftig gewesen sein.

Die Polizei suchte wochenlang die Umgebung ab. Am 27.7. 89 stieÃŸ sie auf zwei weitere Leichen. Die beiden waren ein ehebrecherisches Liebespaar gewesen, das in der GÃ¶hrde hatte allein sein wollen. An ihnen stellte man einen Kopfschuss, Strangulierungen und SchÃ¤delbrÃ¼che fest. Durch Autopsie konnte der Todestag ermittelt werden â€“ es war jener 12. Juli, an dem 800 Meter weiter die Polizei den Forst erstmals durchkÃ¤mmt hatte. Hatte der TÃ¤ter es mitbekommen, hatte es ihn angestachelt? Man weiÃŸ es nicht.

Die Polizei hat viel herausgefunden und zusammengetragen, nur den TÃ¤ter nicht ermittelt. Ohne Zweifel hat nur einer beide Doppelmorde auf dem Gewissen. Er hat dem einen mÃ¤nnlichen Opfer ein Fernglas abgenommen und dem anderen eine Kamera. Er ist jeweils mit dem Wagen seiner Opfer weggefahren, hat den ersten in Winsen/Luhe und den zweiten in Bad Bevensen abgestellt. Beide Orte haben BahnhÃ¶fe an der Hauptstrecke Hamburg â€“ Hannover. Wir wissen nicht, wie der MÃ¶rder in die GÃ¶hrde gekommen ist. Psychologen gehen davon aus, dass er aus pathologischem Hass getÃ¶tet hat, dabei vielleicht sexuell erregt war.

Neulich las ich, dass die Kripo noch zwei Haare aus einem der Wagen hat. Sie kÃ¶nnen weder den Opfern noch ihrer Umgebung zugeordnet werden. Erst heute sind DNA-Analysen ausgefallener Haare mÃ¶glich. Man wird sie jetzt durchfÃ¼hren und das Ergebnis deutschlandweit abgleichen.

Die GÃ¶hrde ist fÃ¼nfzehn Kilometer Luftlinie von meinem Haus entfernt. Ich bin nie dort gewesen, habe den dunklen Wald nur einige Male von ferne gesehen. Manchmal stelle ich mir vor, was die Opfer in ihren letzten Minuten empfunden haben mÃ¼ssen: pures Grauen.

Nachtrag: Mit den DNA-Recherchen scheint die Kripo jetzt, Dez. 2017, den TÃ¤ter ermittelt zu haben - es war danach ein FriedhofsgÃ¤rtner, der schon 1993 Suizid begangen hat. Ãœber einen weiteren Mordfall im Raum LÃ¼neburg kam man auf seine Spur. Es bleibt aber spannend - der GÃ¤rtner soll einen Komplizen gehabt haben, und der kommt fÃ¼r weitere Morde in Betracht. Fortsetzung folgt (eventuell).

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Clara Ward - Prinzessin von Chimay

Eine bemerkenswerte Frau und eine Skandalgeschichte von anno Tobak, schon ziemlich modern ...

Oh, diese Namen! Meine Clara Ward ist nicht die bekannte GospelsÃ¤ngerin. Und Prinzessinnen von Chimay hat es viele vor ihr gegeben. Chimay ist eine Herrschaft im heute belgischen Hennegau, viel Ã¤lter als Belgien, nacheinander im Besitz verschiedener hochadliger Familien, deren HÃ¤upter sich jeweils Prince und Princesse nennen. 19. Prince de Chimay wurde 1892 Marie Joseph Anatole Ã‰lie de Riquet. Er hatte 1890 jene Clara Ward geheiratet, um die es hier geht, eine MillionÃ¤rstochter aus Detroit, geboren 1873. Sie schenkte ihm zwei Kinder, aber dann â€¦

1894 entbrannte Clara in Liebe zu dem ungarischen Zigeunergeiger RigÃ³ Jancsi und ging mit ihm durch. Sie trieben sich erst eine Weile an fashionablen PlÃ¤tzen wie Paris herum und bezogen dann Quartier in dem einsam gelegenen Forstgasthaus Einemhof bei LÃ¼neburg. Zwei Jahre lang war das ihr Liebesnest, und die Paparazzis von damals versorgten die Weltpresse mit den Details. 1897 wurde die fÃ¼rstliche Ehe geschieden, Clara ehelichte ihren Teufelsgeiger. Sie gingen wieder nach Paris, Clara lieÃŸ sich in den Folies BergÃ¨re fÃ¼r Geld sehen, in hautengen KostÃ¼men und plastischen Posen. Das erklÃ¤rte sie zur neuen Kunstform. Toulouse-Lautrec hatte sie schon zuvor mit dem belgischen Prinzen lithographiert, und Clara lieÃŸ sich mal mit, mal ohne RigÃ³ fÃ¼r Ansichtskarten fotografieren. Manche von ihnen werden noch heute weiterverkauft, z.B. Ã¼ber eBay.

Die zweite Ehe wurde rascher als die erste geschieden. Clara heiratete noch zweimal, zuletzt den Stationsvorsteher einer italienischen Lokalbahn. 1916 erschoss sie sich in Padua. Nach RigÃ³ wurde eine in Budapest kreierte Schokoladencremeschnitte benannt. Er selbst starb 1927 in einem New Yorker Slum, nachdem er siebenmal verheiratet gewesen war.

In den KÃ¼nsten wie in den Medien geistert die Dollarprinzessin, die eingeheiratete hochadlige Ehebrecherin seitdem als Femme fatale herum. 1926 gab es einen Stummfilm Ã¼ber sie: â€žFrauen der Leidenschaft â€“ Im Glutrausch der Sinneâ€œ. Sie erstand wieder auf in einem Musical von Cole Porter. Und dann wird sie gern in wissenschaftlichen Publikationen erwÃ¤hnt, wenn es um sexuelle SchlÃ¼sselreize geht, speziell um einen ganz bestimmten. Befragt, woran ihre Leidenschaft fÃ¼r RigÃ³ sich denn entzÃ¼ndet habe, gab sie das kleine Geheimnis preis: Es war sein Geruch - nÃ¤mlich der in der AchselhÃ¶hle.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Voyeurismus

Das Fernglas lag noch immer auf dem Tisch, gut verwahrt in seinem harten Lederetui. Er hatte es bei der Ankunft vor drei Tagen ausgepackt, doch bisher auf keine seiner Bergtouren mitgenommen; es war ihm zu schwer. Jetzt entnahm er es der unhandlichen HÃ¼lle, um es erneut zu betrachten. Es war ein ErbstÃ¼ck und, wie ErbstÃ¼cke gewÃ¶hnlich, schwer zu handhaben und auch noch mit Erinnerungen behaftet. Es war erst im Vorjahr nach Tante Irenes Tod in seine HÃ¤nde gekommen, ein QualitÃ¤tsstÃ¼ck der ersten Nachkriegsjahre, unverwÃ¼stlich. Wie er wusste, hatte der Onkel, Tante Irenes lange vor ihr verstorbener Gatte, es einige Wochen vor ihrer ersten groÃŸen gemeinsamen Ferienreise gekauft; zu welcher Reise es dann aber nicht mehr gekommen war, da der Onkel beim Ã„pfelpflÃ¼cken von der Leiter stÃ¼rzte und den Rest seiner Tage querschnittsgelÃ¤hmt im Bett und im Rollstuhl verbrachte. Der groÃŸe Gadda hÃ¤tte gesagt: Ein Onkel, der nach beiden Seiten offen war â€¦ Eine rÃ¼hrende Geschichte, die man sich selbst erzÃ¤hlen konnte, wenn man allein in irgendeinem Hotelzimmer logierte. Ãœbrigens war nicht einmal sicher, dass alles sich so zugetragen hatte. Es kursierten noch andere Versionen in der Verwandtschaft. MÃ¶glicherweise war der Onkel â€“ Maurer war er wohl gewesen oder Dachdecker, wenn nicht etwa doch Anstreicher oder Fensterputzer â€“ in Wahrheit bei der Arbeit vom GerÃ¼st gefallen und hatte das Glas erst nach dem Unfall erworben, um damit die nÃ¤here, nun unerreichbar gewordene Umgebung zu sich heranzuholen. Wer konnte das jetzt noch wissen.

Der Fremde lieÃŸ Glas und HÃ¼lle auf dem Tisch liegen und ging zum Fenster. Von dort kam jetzt ein GerÃ¤usch wie von Wespen oder Hornissen, bÃ¶se und aufgeregt, es war ja September. Er spÃ¤hte durch die engmaschige Gardine. Da unten war ein groÃŸer stÃ¤dtischer Parkplatz. Das GerÃ¤usch rÃ¼hrte von vier MotorrÃ¤dern her, die gerade im Schatten groÃŸer, blÃ¼hender OleanderbÃ¼sche zum Stillstand kamen. Vier junge MÃ¤nner stiegen rasch ab. Zwei von ihnen fuhren leichte gelÃ¤ndegÃ¤ngige, die anderen beiden grÃ¶ÃŸere StraÃŸenmaschinen. Alle hatten ihre MotorrÃ¤der mit fest verschnÃ¼rtem ReisegepÃ¤ck beladen. Der Fahrer der mittelschweren StraÃŸenmaschine stach durch seine rot-weiÃŸe Lederkombi ins Auge. Er erinnerte den Fremden sogleich an jene Gattung von GrashÃ¼pfern, die im Flug blitzschnell ihre scharlachroten FlÃ¼gel aufklappen. Alle vier wirkten unruhig, quecksilbrig, eine Folge ihrer gut Ã¼berstandenen Fahrt oder der neuen Umgebung. Sie mussten noch sehr jung sein. Der GrÃ¶ÃŸte von ihnen fuhr ein japanisches Fabrikat mit elf- oder zwÃ¶lfhundert Kubikzentimetern, eine von diesen Mordmaschinen. Er trug eine schwarze Lederkombi, und aus dem offen stehenden Oberteil leuchtete ein pinkfarbenes T-Shirt heraus. Er war von allen der beweglichste und unruhigste.

Schon nahm der Fremde Anteil an ihnen. Er unterschied sie und wÃ¼nschte, sie noch genauer betrachten und unterscheiden zu kÃ¶nnen. Lag nicht das Fernglas bereit? Er zÃ¶gerte nicht lange. Bedenkenlos richtete er es auf die vier da unten â€“ und die Szene verwandelte sich zum Erstaunen. Die Farben leuchteten nun viel stÃ¤rker, das freche Pink, das aggressive Rot, selbst das dÃ¼stere Schwarz. Die KÃ¶rper wirkten auf einmal plastisch, und im beweglichen Spiel dieser KÃ¶rper war nun erst wirkliches Leben. So betrachtet man einen Wassertropfen unter dem Mikroskop und entdeckt mit einem Mal das Gewimmel der Infusorien.

Ihre Mimik war ihm vorher verborgen geblieben, jetzt sah er sie lÃ¤cheln. Sie fÃ¼hlten sich so sicher â€“ was sie sagten und wie sie sich dabei bewegten, es war nur fÃ¼r die Ohren, die Augen der drei anderen bestimmt. Gute Laune, gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen, Vertraulichkeit, all das bestimmte jetzt ihr VerhÃ¤ltnis zueinander, und es drÃ¼ckte sich unmittelbar in der Sprache ihrer KÃ¶rper aus. Sie fachsimpelten, wie es schien. Wenn einer sprach, wandte er sich abwechselnd einer der Maschinen und dem Trio der Freunde zu.

Der groÃŸe KrÃ¤ftige in der einheitlich schwarzen Montur und dem pinkfarbenen Leibchen hatte sehr kurze blonde Haare, eigentlich bloÃŸ helle Stoppeln auf dem runden SchÃ¤del, und einen ebenfalls sehr kurzen blonden Vollbart. Es fiel dem Fremden allmÃ¤hlich auf, dass er im Verlauf ihrer Unterhaltung

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

regelmÃ¤ÃŸig die gleichen sonderbaren Bewegungen ausfÃ¼hrte. Die Hand ruhte gern auf der Brust, da wo das Herz schlÃ¤gt, und es war deutlich zu sehen, wie er immer wieder die Brustwarze befÃ¼hlte. Beim Reden fand dieselbe Hand wiederholt, entlang der Ledermontur, den Weg hinab zum Geschlecht, und er versagte es sich nicht, sie auch dort kurz und dennoch nachdrÃ¼cklich ruhen zu lassen. Diese Geste hatte etwas Herausforderndes. Den Fremden amÃ¼sierte sein Balzverhalten.

Endlich formierten sie sich zum Abmarsch in die Stadt, die vier im munteren GesprÃ¤ch, nebeneinander in einer Reihe. Nur fÃ¼reinander hatten sie Augen und Ohren und achteten gar nicht auf das, was sie umgab. Der Fremde sah sie ungern weggehen. Immerhin behielt er ein Bild von ihnen im Kopf.

Am Abend desselben Tages ging er in den MailÃ¤nder Hof. Von allen GasthÃ¶fen der kleinen Stadt hatte dieser die beste KÃ¼che. Ob man sich dort allerdings auch gut bedient fÃ¼hlte, hing vom Dienstplan des Personals ab. An diesem Abend hatte er Pech: Die angenehme Blondine â€“ sie war wohl eine Einheimische â€“ grÃ¼ÃŸte ihn freundlich von der Bar her, als er am Fenster Platz nahm. Und da nahte die andere schon, die hagere Italienerin, eine Zigarette rauchend, nicht um nach seinen WÃ¼nschen zu fragen â€“ es war ihre Art, bloÃŸ stumm neben dem Gast Posten zu beziehen und sich dann die Bestellung wortlos zu notieren. So sehr sie mit Worten geizte, so beredt waren Miene und Haltung. Diese lieÃŸen keinen Zweifel daran, dass sie es als bitteres Unrecht empfand, im fremden Land in Ã¶ffentlichen SpeisehÃ¤usern Fremde bedienen zu mÃ¼ssen. Mit allen Anzeichen lebenslanger Verbitterung schrieb sie den Hirschpfeffer und das Ãœbrige auf und trat den Gang zur KÃ¼che an, als wÃ¤re es ihr allerschwerster. Bald darauf brachte sie Suppe und Mineralwasser und servierte mit dem Ausdruck mÃ¼hsam unterdrÃ¼ckter EmpÃ¶rung. Der Fremde hatte sich indessen im Verlauf mehrerer Abende bereits an dieses Schauspiel gewÃ¶hnt, wie es sonst nur GaleerenstrÃ¤flinge in historischen Filmen bieten, und lieÃŸ sich die Suppe schmecken.

Die Italienerin entfernte sich ein wenig und lehnte dann, immer noch rauchend, am freien Nachbartisch. Sie beobachtete jetzt mit kaum verhohlener Ungeduld ein Ã¤lteres Ehepaar, das in der NÃ¤he die Weinkarte ausgiebig studierte. Die wollten sich wohl einen schÃ¶nen Abend machen, es sich etwas kosten lassen, die Ahnungslosen! Sie trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Prompt kam sie dann mit dem Wein und Ã¶ffnete die Flasche nach den Regeln ihrer Kunst. Sie stand dabei im Gang zwischen des Fremden Tisch und demjenigen des Ehepaares, die Weinflasche gegen den linken Oberschenkel gepresst, das andere Bein rÃ¼ckwÃ¤rts abgespreizt. PlÃ¶tzlich eine ErschÃ¼tterung â€“ fast wÃ¤re seine Suppe Ã¼bergeschwappt. Der RÃ¼ckstoÃŸ infolge der Hebelwirkung war sehr heftig gewesen und sie mit dem FuÃŸ gegen seinen Tisch gestoÃŸen, wobei der Rock das Bein weit hinauf entblÃ¶ÃŸte. FÃ¼r einige Sekunden bot sich dem Fremden der Anblick eines nackten Frauenschenkels, den er Ã¼berraschend wohl geformt fand.

Verwirrt sah er nach der Bar hinÃ¼ber, suchte den Blick der anderen. Die Strahlen ihrer selbstbewussten GÃ¼te erreichten ihn jetzt nicht, sie war dort drÃ¼ben seit lÃ¤ngerem in ein GesprÃ¤ch mit GÃ¤sten vertieft. Da saÃŸ an der Schmalseite der Bar ein junges Paar eng beisammen, wÃ¤hrend ein anderer die ganze LÃ¤nge des Tresens fÃ¼r sich beanspruchte. Wie es schien, stritt das Paar mit dem Einzelnen oder zankte ihn aus, und die blonde Barfrau vermittelte zwischen den Parteien; stockte das GesprÃ¤ch, entfachte sie das Feuer mit einem aufstachelnden Wort auf Neue. Dem jungen Mann quollen dicke blonde Locken ins Genick, das er trotzig gegen den breiten Kragen seiner schwarzen Lederjacke schob. Der Blick des Fremden glitt an ihm herab, wie er da auf dem Barhocker saÃŸ und ihm den RÃ¼cken kehrte: Er trug auch eine Hose von schwarzem Leder. Beim Reden versuchte er sich zurÃ¼ckzulehnen, um Selbstbewusstsein zu zeigen oder vorzutÃ¤uschen; der RÃ¼cken fand indessen keine Lehne, und so sackte der OberkÃ¶rper mit dem vollen Gewicht auf den rechten Arm und rutschte mit diesem in weit ausholender Bewegung den Tresen entlang, noch weiter fort von dem Paar und der Barfrau. Wenn er sich wieder aufrichtete, konnte der Fremde fÃ¼r einige Augenblicke sein Profil betrachten. Er war noch sehr jung und nicht mehr vollkommen nÃ¼chtern.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der Fremde verstand nicht, worÃ¼ber sie stritten, denn sie verstÃ¤ndigten sich im Dialekt. Umso beredter war die Pantomime, die sie ihm boten. Das Paar hÃ¤nselte den Burschen, wobei sie vorgaben, sein raues Auftreten Ã¤ngstige sie, nur um sich, wenn er noch dicker auftrug, noch mehr erheitern zu kÃ¶nnen. Gleichzeitig kitzelte der Rest von Unberechenbarkeit, der in ihm steckte, die beiden auf sehr angenehme Weise. Die Barfrau nahm scheinbar Partei fÃ¼r sie, doch neigte sie in Wahrheit ihm zu. Mit Absicht schien sie ihn, der ihr sympathisch war, ins Unrecht setzen zu wollen, doch nur um sich an seinen Explosionen zu ergÃ¶tzen. Er, der Provinzledertyp, spielte den Macker und glaubte gar nicht daran. Gleichzeitig spÃ¼rte er etwas in sich, das tief unter dem falschen Gehabe lag und wiederum damit zusammenhing, etwas, vor dem er sich fÃ¼rchtete und das doch die einzige Quelle seines Selbstvertrauens war.

Eine blonde Bestie, dachte der Fremde, da haben wir Nietzsches blonde Bestie, und zwar in einer Rummelbudenversion. Auch wÃ¤hrend des Hauptgerichtes sah er ab und zu hinÃ¼ber: fasziniert. Beim Nachtisch stand der Bursche auf und verabschiedete sich umstÃ¤ndlich und treuherzig. Die prachtvolle, nach Beute und Sieg lÃ¼stern schweifende Bestie musste nun gehen und zusehen, dass sie den Zwanzig-Uhr-Zug nicht verpasste.

Nun wollte der Fremde zahlen. Er zumindest war hier auf seine Kosten gekommen. Schon stand die Italienerin am Tisch und rechnete mit ihm ab. Dann wÃ¼hlte sie mit Ingrimm in der groÃŸen BÃ¶rse, um sein Wechselgeld herauszuholen, und stieÃŸ dabei mit dem Ellbogen den Brotkorb vom Tisch. Zwei Scheiben Brot, die Ã¼brig geblieben waren, lagen neben dem Korb. Da unterbrach sie ihr Scharren, sammelte auf, was heruntergefallen war, legte die Brotscheiben zurÃ¼ck in den Korb, stellte ihn an seinen frÃ¼heren Platz und gab jetzt das Wechselgeld heraus. Bei alledem blieb sie stumm wie gewÃ¶hnlich. Er gab ein kleines Trinkgeld, und sie bedankte sich auch dieses Mal nicht. So hatte sie es vom ersten Abend an gehalten, und dennoch gab er ihr immer wieder eine kleine Summe. Eines Tages wÃ¼rde sie doch danke sagen, und am Tag darauf wÃ¼rde er abreisen.

Er stand nun immer Ã¶fter am Fenster seines Hotelzimmers und lernte den Ausblick erst jetzt schÃ¤tzen, den Ausblick, der ihm so viele Einblicke verschaffte, seitdem er sich das Fernglas ungeniert zunutze machte. Skrupel irgendeiner Art verspÃ¼rte er nicht. Er sagte sich, dass er, der Fremde, die Unbekannten dort unten keineswegs bei verborgenen Handlungen beobachte, sondern doch nur betrachte, wie sie sich Ã¶ffentlich gÃ¤ben. Ihr alltÃ¤gliches, banales Auftreten, ihr gewohnheitsmÃ¤ÃŸiges Mienenspiel, die selbstvergessenen Bewegungen ihrer KÃ¶rper, all das zu registrieren, verschaffte ihm groÃŸes VergnÃ¼gen. Es war der Reiz einer neuartigen Perspektive, der den Erscheinungen Frische und PlastizitÃ¤t zurÃ¼ckgab. AuÃŸerdem hÃ¤tte er die Unbekannten aus grÃ¶ÃŸerer NÃ¤he niemals dera intensiv betrachten kÃ¶nnen, es hÃ¤tte ihre Reaktionen sogleich verÃ¤ndert. Er schuf also mit dem Fernglas eine Versuchsanordnung, bei dem der stÃ¶rende Einfluss des Experimentierenden ausgeschaltet war. Er hatte sich selbst eliminiert.

Er war sich darÃ¼ber im Klaren, dass er dieses Spiel nur gegenÃ¼ber gÃ¤nzlich Fremden betreiben konnte. Man sagte ihm doch zu Recht nach, er sei Ã¼beraus empfindsam und extrem taktvoll, und er vermied es sonst stets, Freunde oder Bekannte in peinlichen Situationen zu beobachten. Bei diesen Gelegenheiten war er scheinbar nicht mehr anwesend â€“ um nicht mitfÃ¼hlen oder sich spÃ¤ter erinnern zu mÃ¼ssen, so verhielt es sich nÃ¤mlich in Wahrheit. Hier bestand jetzt keine Beziehung zwischen ihm, dem Beobachter, und den Objekten seines Interesses. Sein Interesse blieb folgenlos. Er hatte keine Verantwortung fÃ¼r das, was er sah, und konnte daher in aller Ruhe durch das Fernglas schauen. Was er aufnahm, kam einem Ã¤sthetischen Gewinn ohne Einsatz gleich.

Und wieder einmal gelang es ihm, eine Gruppe von Motorradfahrern in ihrem Verhalten zu studieren. Kurz hintereinander trafen drei MÃ¤nner Anfang dreiÃŸig ein. Es waren Einheimische. Das schloss er daraus, dass ihre Maschinen den Schriftzug des Ã¶rtlichen HÃ¤ndlers trugen: BÃ¤renfaller. Vielleicht hatten sie verabredet, sich nach ihrem Acht-Stunden-Tag hier auf dem Parkplatz zu treffen und noch rasch auf einen der PÃ¤sse zu fahren, ehe es Nacht wurde. Sie stiegen nur kurz ab, entledigten sich der

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Helme, Ã¼berprÃ¼ften ihre Maschinen und starteten dann gemeinsam, als alle drei beisammen waren. Es waren schwere Maschinen, keine unter neunhundert Kubikzentimeter. Die Verkleidungen waren auÃŸerordentlich phantasievoll lackiert: gelb-grÃ¼n oder rosa-violett. Auch gab es wieder das beliebte Rot-Schwarz. Die FarbflÃ¤chen griffen in vielfach zerfransten Linien ineinander. Nicht weniger imposant war das GeprÃ¤nge ihrer RÃ¼stungen, ein Mosaik von schwarzem und farbigem Leder, von Leder und Metall, von Polstern und Noppen und Nieten â€¦ Indessen wirkten die KÃ¶pfe, wenn sie die Helme abnahmen, ziemlich ernÃ¼chternd: Gesichter, die man sich nicht merken konnte, bartlos, blÃ¤sslich.

Ein Erinnerungssplitter drang ihm ins Bewusstsein. Es war noch in Berlin gewesen, die Zeit mit Rosi. Auf einer ihrer verrÃ¼ckten FÃªten hatte sie den langen Studenten â€“ Max war sein Name gewesen, er sah das Gesicht jetzt deutlich vor sich â€“ sehr provozierend gefragt: â€žSag mal, warum sind Motorradfahrer meistens so unattraktiv?â€œ Und Max, der selbst eines fuhr und gerade keine SchÃ¶nheit war, hatte ihr ganz trocken geantwortet: â€žSchon mal was von Kompensation gehÃ¶rt?â€œ

Der Fremde war nahe daran, das Fernglas wegzulegen. Das waren ja ernste, gesetzte Vertreter der staatstragenden Mittelschichten. Sie wussten sich zu beherrschen; ausgeschlossen, dass sie sich BlÃ¶ÃŸen gÃ¤ben. Es schien fast so, als wÃ¼ssten sie, scharf beobachtet zu werden. Sie begrÃ¼ÃŸten sich kÃ¼hl, sprachen nur das NÃ¶tigste und bewegten sich weder zu langsam noch hastig. ZweckmÃ¤ÃŸig war alles, was sie taten und wie sie es taten. Was aber war der Zweck ihrer Ausfahrt? Immerhin boten sie einen auf unbestimmte Weise erhebenden Anblick, als sie, die unbedeutenden KÃ¶pfe und KÃ¶rper perfekt verkleidet und gewappnet, davonbrausten. MÃ¶glich, dass man bloÃŸ erleichtert war.

Indessen bemerkte er da noch zwei junge MÃ¤nner auf dem Parkplatz, die den Abfahrenden sehnsÃ¼chtig nachsahen. Sie waren dabei, ihre WagentÃ¼ren zu Ã¶ffnen, und zÃ¶gerten jetzt. Es waren hÃ¼bsche Mannsbilder, Mitte zwanzig, CharakterkÃ¶pfe im Vergleich zu denen, die ihre Blicke auf sich zogen. Gut sahen sie aus, doch sie schienen in diesem Augenblick mit sich unzufrieden, so als ob sie sich anders zu sehen wÃ¼nschten. Die Verfinsterung hielt nur kurz an, dann entspannten sich ihre ZÃ¼ge. Sie grÃ¼ÃŸten einander und stiegen in ihre Autos und fuhren auch weg.

Am vorletzten Tag im Gebirge ging er auf einen der PÃ¤sse. Er benutzte den alten Saumweg, auf dem Kriegs- und Handelsleute jahrhundertelang nach Italien gezogen waren; er war seit langem verÃ¶det.

In der Nacht hatte es geschneit, jetzt war Ã¼ber allem blauer Himmel. Die blendend Ã¼berstÃ¤ubten Zinnen und Grate hoben sich so scharf von der HimmelsblÃ¤ue ab, dass es den Augen wehtat. Dennoch war es schÃ¶n, sehr schÃ¶n sogar, vielleicht der schÃ¶nste Tag auf der gesamten Reise.

Beim Aufstieg dachte er an seine LektÃ¼re vom vergangenen Abend, Prosa von Hofmannsthal. Eine Stelle beschÃ¤ftigte ihn stark. Der Dichter schrieb da, fÃ¼r ihn sei nicht die Umarmung, sondern die Begegnung die wahre erotische Pantomime. Und er ging noch weiter: Die Begegnung â€“ gemeint war wohl der frische visuelle Kontakt â€“ sei der Umarmung an seelischem Gehalt weit Ã¼berlegen, da sie so viel mehr verspreche, als die Umarmung dann halten kÃ¶nne. Genauso hatte er selbst es seit einer Reihe von Jahren immer deutlicher empfunden. Was aber blieb einem, wenn man das so klar sah: Der Blick war dann schon das Wesentliche, war alles, und auf die Umarmung verzichtete man besser von vornherein. Der Blick vermittelte Bilder, die man in ihrer SchÃ¶nheit isoliert bewahren und betrachten konnte. Ja, es kam eigentlich nur auf die Bilder an, sie waren der einzige Ertrag der Begegnungen. Und dann war es nur noch ein Schritt und man war so weit, sich diese Bilder zu verschaffen, ohne Begegnungen herbeizufÃ¼hren. Der isolierte Blick konnte einem auch die Bilder schenken, die Bilder, die man nicht entbehren konnte.

WÃ¤hrend des Aufstieges kamen mehr und mehr Wolken von Italien herÃ¼ber. Auf der PasshÃ¶he sah er Ã¼ber sich einen Himmel wie von Marmor, mit Lichtadern darin. Hier oben lag noch der Neuschnee der vergangenen Nacht, doch schmolz er bereits flÃ¤chenhaft. Granit trat Ã¼berall im

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

GelÃ¤nde zutage. Die AsphaltstraÃŸe lag spiegelnd vor NÃ¤sse da.

Der Fremde, der von SÃ¼den heraufgekommen war, blickte hinab in ein Tal, das sich nordwÃ¤rts in Windungen verlor. Hochnebel fÃ¼llte es zum grÃ¶ÃŸten Teil aus; es war kaum etwas zu sehen. Neben ihm stand ein Ledermann, die StraÃŸenkarte in der Hand, und versuchte, im Nebel die Strecke wieder zu erkennen, die er gerade mit dem Motorrad heraufgefahren war. Er gab sich wie einer auf unbekanntem, vielleicht feindlichem Terrain: achtsam bis misstrauisch. Er war jung und schÃ¶n und streng. Der Fremde blickte ihn an. Wenn es stimmte, dass im ersten Blickwechsel schon alles lag, was Ã¼berhaupt sein konnte, so hatte ein Fremder wie er hier nur kÃ¼hle Strenge zu erwarten. Wie seine Gelenke durch massive lederne Polster geschÃ¼tzt waren, so vielleicht auch die Schwachstellen seiner seelischen Konstitution: Das war ein groÃŸer Reiz, ja eine Versuchung. Der andere entzog sich weiteren Blicken, indem er rasch aufstieg und wegfuhr, die neue PassstraÃŸe nach SÃ¼den abwÃ¤rts. Dabei Ã¼berholte er noch auf der PasshÃ¶he ein anderes Motorrad. Dessen Fahrer schien unschlÃ¼ssig, wo er parken solle â€“ die Auswahl an freien PlÃ¤tzen war groÃŸ. Mehrmals kreuzte er auf seiner Suche die Spur des Fremden, der jetzt ebenso ziellos herumbummelte, wie der andere herumfuhr. SchlieÃŸlich stand der eine am Ufer des Sees, der die HochflÃ¤che zum Teil ausfÃ¼llte, und der andere hielt da an, stieg ab und nahm den Helm herunter. Sie musterten sich. Der andere war ein Vierziger ohne Glanz, ohne Geheimnis. Der Fremde wandte ihm und dem See den RÃ¼cken und folgte der StraÃŸe Richtung SÃ¼den. Alle Wolken waren jetzt Ã¼ber dem Pass versammelt. Er schritt unter blauem Himmel und in lauer Luft hinab und kam rasch vorwÃ¤rts.

Die Talsohle lag beinahe tausend Meter tiefer als die PasshÃ¶he. Die StraÃŸe fÃ¼hrte in Dutzenden von Kehren hinab, eine Riesentreppe, schnell an HÃ¶he verlierend, dennoch bequem zu fahren und zu gehen. Der Fremde benutzte den breiten Bankettstreifen, der die von den WÃ¤nden und HÃ¤ngen sich lÃ¶senden Steine auffing.

Es war einer der letzten warmen Herbsttage. Schon in einer Woche konnte der Pass zugeschneit und gesperrt sein. VerÃ¶det wÃ¼rde dann auch diese neue, breite StraÃŸe daliegen. Alles war jetzt von gewisser Eile geprÃ¤gt: die RÃ¼ckfahrt spÃ¤ter Sommerurlauber aus dem SÃ¼den, das Treiben weiterer Wolkenfetzen hoch Ã¼ber ihm auf den Pass zu â€“ NachzÃ¼gler oder Vorhut, das wÃ¼rde sich zeigen -, seine eigenen raschen Schritte â€¦ In beide Richtungen verkehrten noch immer zahlreiche MotorrÃ¤der. Hastig preschten die Fahrer die geraden Abschnitte hinauf, sausten sie hinunter, fuhren die Kurven sorgsam und regelrecht und doch ohne Zeitverlust aus. Nur noch einmal wollten sie Ã¼ber die PÃ¤sse jagen, ehe die Saison zu Ende ging.

Sie jagten auch an ihm vorbei. Blickwechsel war da ausgeschlossen. Nahmen sie Ã¼berhaupt Notiz von seiner Gestalt am Rand der Piste? Er allerdings sah sie lange schon vor oder lange noch nach dem Zeitpunkt, zu dem sie an ihm vorÃ¼berzischten. All die vielen Terrassen unter ihm boten sie immer aufs Neue seinem Blick dar, immer grÃ¶ÃŸer oder kleiner werdende Figuren. Eine strenge GesetzmÃ¤ÃŸigkeit entfaltete sich, wie er sie liebte. Niemals hatte ihn ihr fliehender Anblick so sehr befriedigt, und es war gut, dass es zu desillusionierenden Begegnungen gar nicht erst kommen konnte.

Fast alle Fahrer waren solo, und fast immer grÃ¼ÃŸten zwei sich aufmerksam, wenn sie aneinander vorbeifuhren. Diese Handbewegung, eine nachdrÃ¼ckliche, eine vertrauliche Geste, war ebenso absurd wie symbolhaft.

Der Fremde allein sah sie jeweils beide, wenn sie sich grÃ¼ÃŸten, sah sie fÃ¼r einen Moment in ihrer abweisend gepanzerten Aufmachung sich scheinbar nÃ¤her kommen. Sie selbst konnten nicht aus sich heraustreten, und jeder fand im Bild des anderen nur sich selbst gespiegelt. Nur der Fremde genoss dieses Schauspiel von IdentitÃ¤t und Fremdheit wirklich und ganz. War es am Ende nur fÃ¼r ihn bestimmt?

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Bergtour

650 m Ã¼ber NN

Demnach beginnt dieses ProsastÃ¼ck in einer zivilen HÃ¶henlage â€“ in zivilisierten Breiten ohnehin - und fÃ¼hrt erst allmÃ¤hlich zu Schwindel erregenden HÃ¶hen, um am Ende wieder das gemÃ¤ÃŸigte Niveau des Anfanges und Ausganges zu erreichen.

Augustin kannte das Tal schon. Im Jahr davor hatte er eine Tour am Hang gegenÃ¼ber unternommen. Der Zug passierte die Stelle, an der die Talaue sich weitete; da war eine Schafweide; er erkannte den Fleck wieder. Wie damals flÃ¼chtete die Herde in panischem Schrecken vor der Schmalspurbahn, die beachtliches Tempo vorlegte. Die Schafe rannten bis ans Ã¤uÃŸerste entgegengesetzte Ende der Weide, ungeachtet der Tatsache, dass sie einen ganzen Sommer lang Tag fÃ¼r Tag zweimal stÃ¼ndlich den Zug heranbrausen sahen und hÃ¶rten, den Zug, der niemals von seiner exakten, wenn auch kurvenreichen Bahn abwich. Es war bei ihnen jedes Mal ein Sieg des Instinktes Ã¼ber die Erfahrung.

In Santâ€™Agata, nahe dem oberen Talende, verlieÃŸ er den Zug und begann sofort den Anstieg.

1500 m Ã¼ber NN

Die Sonne kam noch nicht durch. Er stapfte durch nebelnÃ¤ssende BÃ¤nke und spÃ¼rte beklommen die Bronchien. In seiner Brust war dieselbe feucht-kalte Luft wie zwischen den BÃ¤umen des Waldes. Die LÃ¤rchen hatten sich schon verfÃ¤rbt, die Nadeln zeigten ein illusionistisches Gelb, einen fahlen, wenn auch intensiven Farbton wie der Widerschein der untergegangenen Sonne in den Fensterscheiben stÃ¤dtischer MiethÃ¤user. Je nÃ¤her Sonnen an ihr Ende kommen, umso heller erstrahlen sie â€“ je knapper der Heliumvorrat wird, umso bedenkenloser verschleudert ihn das himmlische Gestirn. Das hatte er einmal in der Zeitung gelesen. Ãœberhaupt, dieses herbstliche Farbenspiel â€¦ Man konnte es erklÃ¤ren: Chlorophyll und so weiter. Aber diese kausalen ZusammenhÃ¤nge befriedigten ihn nicht â€“ er vermisste den Zweck. Alles Ãœbrige verfolgt Absichten. FrÃ¼hjahrsblumen leuchten, um Insekten oder VÃ¶gel anzulocken und sich bestÃ¤uben zu lassen. Tiere wechseln das Fell, um gerade nicht aufzufallen und nicht von anderen Tieren gefressen zu werden. Und nun dieser sinnlose Farbenzauber, wo es doch gar nicht mehr darauf ankam. Sollte er etwa Ã¼ber Verfall und nahendes Ende hinwegtÃ¤uschen?

Augustin fragte sich wieder einmal, warum er eigentlich Bergtouren unternehme. Er fand so wenig VergnÃ¼gen an ihnen! NaturschwÃ¤rmerei war nicht seine Sache, jede Erscheinung fÃ¼hrte ihn bald zu entlegenen Assoziationen, und seine Empfindungen glichen niemals denen, von denen in den BÃ¼chern die Rede ist. Vielleicht war es so, dass er ein Ãœbel mit dem anderen kurierte. Er war Neurastheniker und daher oft menschenmÃ¼de â€“ das trieb ihn immer wieder hinaus. Aber schon nach einigen Tagen war er ebenso naturmÃ¼de und wieder neugierig auf Menschen. Er ging dann sozusagen nur noch mechanisch durch die schÃ¶nsten Landschaften, nur physisch anwesend, und sein KÃ¶rper krÃ¤ftigte sich mit jedem Tag, aber seelisch war er unbeteiligt.

Vielleicht war auch Masochismus im Spiel.

2000 m Ã¼ber NN

Er trat aus dem Wald. Die Sonne setzte sich jetzt endlich durch. Die letzten Nebelfetzen verwehten ins Nirgendwohin. Eine herrliche Landschaft war das hier, und vor allem: leer. Niemand war ihm bisher begegnet. Es ging noch immer bergauf, weit schweifte sein Blick Ã¼ber kahle, steinige HÃ¤nge. Unten war das Tal als unbedeutender Schlitz zu erkennen. Die Kette der jenseitigen Berge war Ã¼beraus schroff. Er konnte sich kaum noch vorstellen, dort einmal herumgegangen zu sein.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

WÃ¤hrend er weiter rasch aufstieg und dazwischen manchmal stehen blieb, um in die Ferne zu schauen, erklang deutlich ein kleines musikalisches Thema in ihm. Die herbe felsige Landschaft brachte ein StÃ¼ck Erinnerung in ihm zum TÃ¶nen. Es waren bloÃŸ drei TÃ¶ne, ein Sich-aufschwingen aus BedrÃ¼ckung und Erniedrigung, eine Art kurzer schriller Triumph, Reflex plÃ¶tzlicher Freiheit. Dunkle MÃ¤nnerstimmen sangen, es war slawisch â€“ da hatte er es: Es war das Motiv des Adlers, der verletzt ist und gefangen gehalten wird und am Ende freikommt. Sie sangen auf Tschechisch: Adler, Zar der WÃ¤lder â€¦ Er allerdings hatte den Wald schon unter sich, und es war ihm, diese Bergtour, ja die gesamte Reise lÃ¤ge bereits hinter ihm. Er freute sich schon auf den Winter und die kÃ¼nftige Erinnerung an den heutigen Tag. An einem Wintertag wÃ¼rde er sich erinnern und dann eine eisige und leidenschaftliche Musik hÃ¶ren, wie zum Beispiel JanÃ¡ceks letzte Oper.

Augustin hatte sich am Fernblick schon satt gesehen. Die NÃ¤he war viel interessanter. Er hob den Blick kaum noch. Die Steine zu betrachten, war auch reizvoll. Von Geologie verstand er allerdings so gut wie nichts. Vor allem liebte er die Steine, die einen Ãœberzug von Glimmer hatten â€“ seine SchwÃ¤che fÃ¼r alles GleiÃŸende und Blendende. Dabei kam ihm jetzt wieder einmal ein Wort von Polgar in den Sinn: Dreck bleibt Dreck, auch wenn er phosphoresziert. In Gesellschaft zitierte Augustin den Satz gern, um fortzufahren: - aber er phosphoresziert eben doch! Der OberflÃ¤chenreiz war ihm schon lange zur Hauptsache geworden.

Der Weg senkte sich zweihundert Meter, um einen Tobel zu Ã¼berwinden. Unten, wo das Schmelzwasser zwischen Schlamm und GerÃ¶ll dahinschoss, wuchs bereits wieder verkrÃ¼ppeltes NadelgehÃ¶lz. Hier entdeckte er auch einen Fliegenpilz, ein seltenes Exemplar in dieser HÃ¶he. Rot und weiÃŸ leuchtete es ihm aus all dem fahlen Graubraun und GraugrÃ¼n entgegen. Unter allen Pilzen ist dieser Giftpilz ohne Zweifel der schÃ¶nste, sein Farbenspiel stimmt einen froh, stimmt optimistisch â€“ nur essen darf man ihn nicht. Ãœbrigens gewinnen alle Farben im Kontrast zu WeiÃŸ oder zu Schwarz. Mit WeiÃŸ zusammen erzeugen sie eine frÃ¶hliche SchÃ¶nheit, mit Schwarz eine dÃ¼stere.

Der folgende Anstieg fÃ¼hrte steil durch eine Blockhalde. Auf einem der letzten groÃŸen SteinblÃ¶cke lieÃŸ er sich zum Picknick nieder. Wie sich der Stein in der Sonne bereits erwÃ¤rmt hatte! In der frischen, klaren Luft eines spÃ¤ten Herbstvormittages saÃŸ er wie auf einer Ofenbank. Er aÃŸ halb im Liegen, den linken Arm aufgestÃ¼tzt, wie es im Altertum Sitte gewesen war. Nach und nach gab sein Rucksack Folgendes her: dÃ¼nne Scheiben von feinstem Schinken; Knusperbrot, wie er es zu Hause nicht bekam; rahmigen, wÃ¼rzigen KÃ¤se aus einem Hochtal; weiÃŸe Schokolade und einen grÃ¼nen, sÃ¤uerlichen Apfel; Saft von Blutorangen. Er Ã¼berlegte wieder einmal, ob es Gommer KÃ¤se hieÃŸ oder Gomser, wie er auch schon gehÃ¶rt hatte, und befand sich jetzt auf einer HÃ¶he von

2200 m Ã¼ber NN

als man ihn hinterrÃ¼cks grÃ¼ÃŸte. Man wÃ¼nschte einen Guten; vermutlich war sein Imbiss gemeint.

Von nun an war er nicht mehr allein. Im Gegenteil, immer wieder war er auf schmalem Weg und abschÃ¼ssigem Terrain gezwungen, Paaren oder Gruppen auszuweichen, die ihm in dichter Folge und meist im GÃ¤nsemarsch entgegenkamen. Offenbar verhielt es sich so: Man fuhr in aller Regel von Fomaru mit der Seilbahn hinauf, um am Schluss nach Santâ€™Agata abzusteigen. Das war viel bequemer als umgekehrt. Nach zwei Stunden vollkommener Einsamkeit standen ihm jetzt zwei weitere auf Ã¼berlaufenen Pfaden bevor.

Wenn er zur Seite trat und die Entgegenkommenden passieren lieÃŸ, musterte er sie jeweils kurz und intensiv. Da gab es beleibte EhemÃ¤nner in mittleren Jahren, deren Leibchen â€“ rot oder weiÃŸ â€“ de BÃ¤uchen sehr knapp aufsaÃŸen; dazu Lippen, die vom Gebrauch eines speziellen Lippenstiftes gebleicht waren. Sie wirkten auf Augustin wie Transvestiten beim Abschminken in der Garderobe eines VarietÃ©s. Eine andere nicht seltene Spezies waren Nonnen, die sich paarweise in der herrlichen

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Gottesnatur ergingen. Ein traditionalistischer Bischof war seit lÃ¤ngerem dabei, das Hochgebirge ringsum zu einer Festung der RechtglÃ¤ubigkeit auszubauen, und von allen Kontinenten strÃ¶mte der priesterliche und klÃ¶sterliche Nachwuchs ihm zu. Es gab ja ein wahrhaft gigantisches, nie zu befriedigendes BedÃ¼rfnis nach RechtglÃ¤ubigkeit. Augustin sah selbst afrikanische und asiatische Nonnen scherzend daherkommen. Eine Schweizer Klosterfrau frappierte ihn durch den Anblick eines leuchtend rotblauen Rucksackes auf schwarzer Ordenstracht.

Es war nicht viel anders als zu ZÃ¼rich auf der BahnhofstraÃŸe, fast ebenso belebt und eine Ã¤hnliche VÃ¶lkermischung. Allerdings grÃ¼ÃŸte man sich hier immerzu, man kam aus dem GrÃ¼ÃŸen und GegengrÃ¼ÃŸen nicht mehr heraus. Insbesondere die Einheimischen zeigten dabei im Gebirge gewÃ¶hnlich ebenso manische wie hÃ¶chst rationale oder auch rationelle ZÃ¼ge; letztere Ã¤uÃŸerten sich darin, dass sie Entgegenkommende gern im Plural auf einen Schlag abfertigten und abgrÃ¼ÃŸten: GrÃ¼ezi mitenand! Ein rationalistisches Volk, diese Schweizer. Heute indessen hatten sie keine Gelegenheit, auf solche Weise summarisch zu grÃ¼ÃŸen, da sie jetzt nur ihm, dem EinzelgÃ¤nger begegneten. Er seinerseits pflegte noch immer fÃ¼r jeden GruÃŸ eigens zu danken, wenn auch zunehmend mÃ¼rrisch. Zu ZÃ¼rich auf der BahnhofstraÃŸe war es weniger anstrengend. Doch konnte er sich gegen das Ende hin einen Scherz nicht versagen, er selbst rief einem, der allein daherkam, zu: GrÃ¼ezi mitenand! Worauf der erst sich um- und dann ihn ansah: wie einen Berggeist von der gefÃ¤hrlichen Sorte.

2300 m Ã¼ber NN

Da drÃ¼ben lag Oberwinkelried. Ein langer Abstieg, ein kurzer Wiederanstieg, und er hatte den Weiler, der nur zeitweilig bewohnt war, erreicht. Inzwischen war der Strom der Seilbahntouristen allmÃ¤hlich versickert, an Ende ganz versiegt. Es war fast schon spÃ¤ter Nachmittag, um diese Zeit brach keiner mehr auf, um von Fomaru Ã¼ber Oberwinkelried nach Santâ€™Agata zu gelangen.

Die Bauern von Oberwinkelried waren von anderem Schlag. Sie nahmen keine Notiz von Augustin, und wenn er als Erster grÃ¼ÃŸte, dankten sie nicht, sondern stampften weiter den Mist neben den uralten GehÃ¶ften aus schwarz verkohltem Holz oder setzten die Schafschur fort. Er verspÃ¼rte keine Lust, zu FuÃŸ ins Tal abzusteigen, und beschloss, die Seilbahn zu nehmen. Damit fing nun alles an!

Die Station lag hinter der HÃ¤usergruppe und war unbesetzt. Ein Anschlag informierte dahingehend, dass der Betrieb vollautomatisch erfolge, man mÃ¶ge sich telefonisch unten anmelden und dann in die bereitstehende Kabine einsteigen. Es meldete sich indessen niemand am anderen Ende der Leitung. Augustin gab nach drei oder vier Versuchen auf und trat nun doch den FuÃŸweg hinab an. Er musste erneut den Weiler durchqueren. Die Bauern stampften noch immer in den Mistgruben oder schoren die LÃ¤mmer.

Hinter dem Weiler bog er jetzt rechts ab. Es ging gleich steil hinunter, erst Ã¼ber Wiesen, dann durch schÃ¼tteren LÃ¤rchenwald. Hier war er wieder allein. Nur auf einer Lichtung, schon ziemlich weit unten, hÃ¼tete ein alter Mann eine Kuh. Sie graste im hohen, dÃ¼rren Futter, er lag etwas abseits und sah seelenruhig in die Luft. Augustins eilige Schritte auf dem schmalen, immer noch steil abwÃ¤rts fÃ¼hrenden Pfad, hart an der Weide vorbeifÃ¼hrend, brachten ihn fÃ¼r zwei Augenblicke dazu, den Kopf zur Seite zu drehen und den Blick zu senken. Er grÃ¼ÃŸte nur kopfnickend und wandte sich dann wieder ab, um weiter in den blasser werdenden Himmel zu schauen, nicht einmal auf die Berge ringsum, nur fortwÃ¤hrend in den Himmel hinein. Ãœber der Szene, so empfand Augustin es, lag mehr als nur Ruhe und Frieden, es war mehr als eine Idylle, es war Versenkung, Stillstand, ein Stilleben, in das er sich am liebsten auch zurÃ¼ckgezogen und eingeschlossen hÃ¤tte: fÃ¼r lange Zeit. Aber er hastete weiter, der Nachmittag schritt ja auch immer weiter fort. Zeit, dass er zu Tal kam.

1500 m Ã¼ber NN

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Endlich in Unterwinkelried! Da war die Mittelstation der Seilbahn, wo man auf dem Weg von ganz unten nach ganz oben â€“ oder umgekehrt â€“ die Kabine wechseln musste. Er ging die schmale Betontreppe an der AuÃŸenseite des grauen WÃ¼rfels hinauf und betrat den schlecht beleuchteten Kasten. Ein Pfeil wies ihm den Weg zur Kasse. Hinter der Scheibe saÃŸ niemand. Er entdeckte den jungen Angestellten weiter hinten in einer Ecke des Kassenraumes; der kehrte ihm den RÃ¼cken, allein den KlÃ¤ngen aus seinem KopfhÃ¶rer hingegeben. Man mÃ¼sste sich ihm bemerkbar machen, nur wie â€“ stierte er doch immerzu auf die fensterlose Wand gegenÃ¼ber. Dort hing ein Plakat, das fÃ¼r Flugreisen auf die Kanaren warb. Indessen spazierte jetzt eine Fliege Ã¼ber die kanarische Ansicht, setzte zum Rundflug an â€“ und an sie heftete sich der Blick des Angestellten. Diesem glÃ¼cklichen Umstand verdankte es Augustin, bemerkt zu werden. â€žEinmal nach unten, bitte.â€œ â€“ Der andere sah ihn sprachlos an, vielleicht auch verstÃ¤ndnislos. Dann schob er ein PappkÃ¤rtchen herÃ¼ber, das den Aufdruck Fomaru trug. Also war er doch verstanden worden, alles hatte seine Richtigkeit.

Die Kabine stand bereit, er hatte sie schon von der Kasse aus gesehen. Dann hatte er noch einige Minuten in einer kleinen Gruppe von Deutschschweizern zu warten. Sie unterhielten sich im Dialekt, er verstand sie nicht. Es waren keine Touristen. Augustins Blick war auf die Mauer vor ihm gerichtet; sie versperrte den Blick ins Tal. Wie wÃ¼rde die Kabine dieses Hindernis Ã¼berwinden? Das war eine technische Frage, an und fÃ¼r sich belanglos. Der Gedankengang brach ab. Womit vertrieb er sich dann die Zeit? Vielleicht damit, an das Buch zu denken, in dem er jetzt abends las. Die TÃ¼r schloss sich automatisch, und die Seilbahn schwebte sofort â€“ hinauf. Es gab da, natÃ¼rlich, nichts zu begreifen, er war falsch eingestiegen, verdammt, und der lange Abstieg vorhin umsonst. Er hatte MÃ¼he, seine VerstÃ¶rung vor den Ã¼brigen FahrgÃ¤sten zu verbergen.

2300 m Ã¼ber NN

Wieder einmal bezeichnend fÃ¼r ihn, dass er oben nicht auf die nÃ¤chste Abfahrt warten konnte. Es war Trotz: jetzt erst recht. Den Ober- und Unterwinkelriedern wird er es schon zeigen. Und noch etwas war im Spiel: AllmÃ¤hlich verspÃ¼rte er Widerwillen gegen Berge Ã¼berhaupt und diesen Teil der Alpen besonders. Eine quÃ¤lende Zwangsvorstellung kristallisierte sich in ihm: die Furcht, Ã¼berhaupt nie mehr ins Tal zu kommen.

So durchquerte er den Weiler zum dritten Mal und nun beinahe im Laufschritt. Er sah keinen Menschen mehr, die Arbeiten um die GehÃ¶fte waren eingestellt worden. Es herrschte bereits die empfindliche KÃ¼hle des nahenden Abends. Er lief so rasch hinunter, wie es nur mÃ¶glich war. Das fehlte noch, dass er stÃ¼rzte und in der Einsamkeit liegen blieb â€¦ Er kam schneller voran, da er den Verlauf des Weges schon kannte und bei Abzweigungen nicht erst Ã¼berlegen musste. Vieles erkannte er wieder: den Stumpf der LÃ¤rche, in die ein Blitz gefahren war, die Fassung eines Baches unter einem Weg hindurch (und er war doch Ã¼berspÃ¼lt worden), die Kotspuren einer Schafherde, die vor Tagen hier geweidet haben musste. Es kam ihm vor wie ein Film, der zweimal hintereinander abgespult wird; in welchem Fall seine eigene Sinneswahrnehmung der Projektor war. Nur die LichtverhÃ¤ltnisse hatten sich verschoben, ein wenig ins VerdÃ¤mmernde hinÃ¼ber. Mit der Beleuchtung stimmte etwas nicht, ein Defekt, das kam vor.

Zu der vÃ¶llig identischen Szenerie gehÃ¶rte auch der erneute Anblick des alten Hirten. Wieder sah der nur kurz herÃ¼ber, um sich gleich abzuwenden. Aus seinem Blick ersah Augustin, dass der Hirt ihn durchaus nicht wieder erkannte. Keine Spur hatte er im Bewusstsein des Alten eingeritzt, es wÃ¼rde ihm auch zu wiederholten Malen nicht gelingen. Er lebte hier in seiner eigenen Welt, in einer tiefen und idiotischen GlÃ¼ckseligkeit.

1000 m Ã¼ber NN

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Warum hatte er am Punkt 1500 nicht erneut versucht, die Kabine hinunter zu bekommen? Wieder dieser Trotz - ich schaffe es schon. Dann die Ungeduld, die UnmÃ¶glichkeit zu warten. Und da er nicht fÃ¼nfzehn Minuten hatte warten wollen, wÃ¼rde es ihn noch einmal eine Stunde kosten, mindestens. Die Luftseilbahn rauschte jetzt kaum hÃ¶rbar Ã¼ber ihn hinweg, in gerader Linie auf Fomaru zu. Er selbst kam nach nicht enden wollenden Serpentinen auch dort an, als es schon finster war.

Zum GlÃ¼ck fuhr der nÃ¤chste Zug talauswÃ¤rts bald darauf. Der Pfiff des Bahnbeamten erinnerte Augustin an Murmeltiere, wie er sie frÃ¼her schon gesehen und gehÃ¶rt hatte. Richtig, Murmeltiere hatte er auf dieser merkwÃ¼rdigen Tour heute wieder nicht zu Gesicht bekommen â€¦

Ende in 500 m Ã¼ber NN

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ã„pfelnÃ¼ssundmandelkern

Ich liebe Schulerinnerungen. Die sanfte Idiotie jener langen Jahre verschaffte mir ein GefÃ¼hl von Geborgenheit, wie ich es spÃ¤ter nie wieder empfunden habe. Man dÃ¶ste in Ã¼berheizten, schlecht gelÃ¼fteten Klassenzimmern. Der Singsang der Lehrerstimme. Hallende Schritte vom Flur her. Ein lautes Glucksen in der Heizung. Vor einem gebeugte RÃ¼cken. Neben einem ein aufgestÃ¼tzter Ellenbogen.

Susi, acht Jahre alt, soll das auswendig gelernte Gedicht aufsagen. Sie tut es mit Feuereifer, sie leiert es herunter: â€žÃ„pfelnÃ¼ssundmandelkern â€¦â€œ Sie ist hoch konzentriert, starrt den Lehrer an, hat klein SchweiÃŸperlen auf der Stirn. â€“ â€žNicht so rattern! Noch mal von vorn, aber langsam und die WÃ¶rter einzeln betonen.â€œ Susi versteht nur, dass sie noch einmal anfangen soll. Sie hat einen frÃ¼hkindlichen Hirnschaden. In der Grundschule kommt sie oberflÃ¤chlich mit und gelangt doch nicht zu wirklichem VerstÃ¤ndnis. Sie wird schon wieder schneller, nuschelt und leiert und rattert: â€žÃ„pfelnÃ¼ssundmandelkern â€¦â€œ

â€žEn classe!â€œ â€“ â€žEn classe â€¦â€œ Wir lesen im Chor FranzÃ¶sisch aus dem Lehrbuch fÃ¼r AnfÃ¤ Lehrer wirkt immer ein bisschen arrogant und vor allem gelangweilt. Wir halten ihn daher irrtÃ¼mlich fÃ¼r einen Franzosen, den es Ã¼ber die Grenze verschlagen hat. â€žJâ€™ai un cra-yon â€¦ Nous-a vons deux cra-yons â€¦â€œ Hier wird nicht geleiert, sondern wie Kaugummi in die LÃ¤nge gezogen. â€žMein Gottâ€œ, sagt der Lehrer, â€žso einen Chor wÃ¼nscht man sich, wenn man mal nicht einschlafen kann. Mehr Tempo!â€œ

Wenn ich, selten genug, am Gymnasium vor der Klasse ein Gedicht aufsagen muss, bin ich leicht abzulenken und gerate dann unfehlbar ins Stocken. Fadenriss. Peinlich. Dabei kenne ich den Text gut. Doch etwas in mir strÃ¤ubt sich gegen dieses Aufsagen. â€žDas war keine Glanzleistungâ€œ, sagt der Lehrer, als ich abtrete.

â€žWir lagen vor Ma-da-gas-kar â€¦â€œ Wir liegen zum dreihundertsten Mal vor Madagaskar und es klingt so schaurig aus den Kehlen stimmbrÃ¼chiger Knaben. Dazu die hÃ¶heren MÃ¤dchenstimmen, das hÃ¶rt sich an wie ein gemischter Chor aus KreissÃ¤gen und Traktoren, deren RÃ¤der sich im Schlammboden festgefahren haben. Wenn wir bei seinen Kompositionsbeispielen einzuschlafen drohen, sagt der Musiklehrer: â€žIch will Ihnen hier keine unterhaltsamen Stunden bereiten.â€œ Wir ihm auch nicht. Madagaskar! Muss eine StrÃ¤flingsinsel gewesen sein.

In der letzten Klasse vor dem Abitur sagt die Mathelehrerin: â€ž Auch ein fauler Apfel, der vom Stamm fÃ¤llt, ist reif.â€œ Das ist auf uns gemÃ¼nzt. Dreizehn Jahre sind um, das Ziel ist nahe, wenn auch immer noch sehr undeutlich, verschwommen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Schulweg der Erinnerung

Dienstags war anstelle der ersten Unterrichtsstunde Schulgottesdienst, nach Konfessionen getrennt. Ich hatte mich schon vom Religionsunterricht abgemeldet und nahm dann einen Zug spÃ¤ter. Mit mir strÃ¶mten viele andere Gymnasiasten aus dem Bahnhof. Da war auch Sigi, einer meiner besten Freunde. Am Dienstag hatten wir mehr Zeit und nahmen nicht den direkten Weg durch den Park, sondern einen Umweg durch die Altstadt.

An der ersten Ecke war M... zu Hause. Seine Leute hatten eine Maschinenbaufirma. M... war groÃŸ, schwarzlockig, dunkelÃ¤ugig, lachlustig. Unter seiner Munterkeit sah man einen ernsthaften, guten Charakter durchschimmern, etwas wie natÃ¼rliche GÃ¼te. Sein BemÃ¼hen, wahrhaftig zu sein und dem anderen gerecht zu werden, war so stark, dass er sich beim hastigen Sprechen leicht verhaspelte und vor Eifer errÃ¶tete. Von ihm ist ein selten reiner Eindruck in mir zurÃ¼ckgeblieben. Warum habe ich nie versucht, ihm nÃ¤her zu kommen?

Hundert Meter weiter stand in einem kleinen Park, eingezwÃ¤ngt zwischen Fluss und BundesstraÃŸe, das in meinen Augen wichtigste GebÃ¤ude der Stadt. Nein, nicht die Schule - in dem kleinen Barockpalais war die KreisbÃ¼cherei untergebracht. Mit fÃ¼nfzehn betrat ich sie zum ersten Mal. Nach zwei Jahren war die Jugendsparte ausgelesen und der Bibliothekar lieÃŸ mich in die Lesewelt der Erwachsenen. Bald bat ich ihn um "Der Mann ohne Eigenschaften". Er holte das Buch aus dem Archiv, staubte es andÃ¤chtig ab und sagte mit beinahe religiÃ¶sem Ernst: "Eines der besten BÃ¼cher, die wir haben." Ob er mir auch "Fluss ohne Ufer" ausgehÃ¤ndigt hÃ¤tte? Da ich die Ausleihfrist von vier Wochen einhalten wollte, hatte ich pro Abend etwa fÃ¼nfzig Seiten von Musil zu bewÃ¤ltigen. Es lief auf kursorische LektÃ¼re hinaus. Erst spÃ¤ter habe ich ihn grÃ¼ndlich gelesen.

Wir Ã¼berquerten die BundesstraÃŸe und standen vor einer GeschÃ¤ftsauslageWann immer wir, Sigi und ich, dort vorbeikamen, stritten wir uns, wer die schwarze und wer die ockergelbe Lederjacke kaufen dÃ¼rfe. Wir taten immer so, als wÃ¼rden wir bald das Geld dafÃ¼r besitzen. Davon konnte jedoch keine Rede sein. Jahrelang stachen uns Material und Schnitt in die Augen.

Dann kam ein langes, hohes GebÃ¤ude, das Schlosstheater. Ein Schloss stand hier schon lange nicht mehr, das Theater war aus unserem Jahrhundert. Die LandesbÃ¼hne gab in ihm fÃ¼r die oberen Schulklassen Vorstellungen, denen nicht leicht zu folgen war. Das lag weniger an den StÃ¼cken als an den vielen Lkws, die drauÃŸen vorbeidonnerten und die Dialoge in Fragmente zerhackten. Einmal gab es "Die schmutzigen HÃ¤nde" von Sartre. Ein anderes Mal sang hier bei einer Schulfeier Frau Dr. S..., Lehrerin fÃ¼r Latein und Deutsch, Kunstlieder, ich glaube, auch etwas von Schubert. Der Busen wÃ¶lbte sich, zierlich presste sie die Fingerspitzen gegeneinander. Wie es scheint, waren wir noch nicht reif fÃ¼r ihren vollen, wohl klingenden Mezzosopran. Einige gackerten boshaft: "Der Spatz von O...!" Nachher wurde lange und frenetisch geklatscht und getrampelt. Die KÃ¼nstlerin lieÃŸ sich nicht tÃ¤uschen und gebot mit Ã¤rgerlicher Handbewegung Ruhe.

An der Marktplatzecke lag die Buchhandlung, die einen Winter lang von meinen Kameraden beklaut wurde. Es waren gerade die am wenigsten an BÃ¼chern Interessierten, die es als Mutprobe und Sport betrieben. Als die Inventur den Umfang des Schadens offenbarte, trat der BuchhÃ¤ndler bekÃ¼mmert den Gang zum Schuldirektor an. Die Klassenlehrer redeten Tacheles in den Stunden. Die TÃ¤ter machten sich Ã¶ffentlich. Sie ersetzten den Schaden. Polizei wurde nicht eingeschaltet. Dann war es ausgestanden und wurde allmÃ¤hlich vergessen. Unter den BÃ¼cherdieben war einer, der jahrelang mein Denken und FÃ¼hlen beherrschte. Schon lange ist er mir gleichgÃ¼ltig.

Noch eine enge Altstadtgasse, dann eine breitere GeschÃ¤ftsstraÃŸe mit Giebelfronten, alle im Zopfstil des 18. Jahrhunderts. Und nun der sehr steile Anstieg den Berg hinauf, auf dem unsere Schule thronte - das Institut, die Anstalt. Unterwegs konnte man in einer kleinen GrÃ¼nanlage verschnaufen und Ã¼ber die roten DÃ¤cher der alten HÃ¤user blicken. Die Schule oben, ursprÃ¼nglich ein Lehrerseminar

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

aus dem 19. Jahrhundert, hatte zu Nachbarn das finstere Amtsgericht und die kleine Brauerei, deren malzige Abluft oft den ganzen HÃ¼gel einhÃ¼llte.

Viele standen jetzt mit uns vor dem Haupttor. In der Aula mussten die Evangelischen bald fertig sein. Die Katholiken kamen gerade auch den Berg herauf, sie hielten Schulmesse unten in der Kirche. Einer von uns sagte: "Also ab in den Bau!" Wir lieÃŸen uns wieder fÃ¼r einen Vormittag einschlieÃŸen, sozusagen.

Vierzig Jahre ist das schon her? Nein, dieser Weg hÃ¶rt nie auf.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Konfirmation

Der JÃ¼ngere von beiden hieÃŸ â€“ aber lassen wir das, er lebt ja vielleicht noch und amtiert woanders. Bei uns predigte er damals erst seit kurzem; ein Vierteljahrhundert ist das jetzt her. Er predigte gern, mit feinem und oft auch maliziÃ¶sem LÃ¤cheln, mit sichtlicher Freude am eigenen, gut geÃ¶lten Redefluss. Das LÃ¤cheln verstÃ¤rkte sich an hohen Festtagen oder wenn sonst ein Anlass mehr Mitglieder als gewÃ¶hnlich in das viel zu gerÃ¤umige Kirchenschiff trieb. Heute erblicke er, rief er dann von der hohen Kanzel herab, viel mehr KÃ¶pfe als leider Ã¼blich. â€“ Die KÃ¶pfe senkten sich, wie einer Schuld bewusst. â€“ Viel mehr FÃ¼ÃŸe hÃ¤tten den Weg zum Herrn gefunden als sonst ein ganzes Jahr lang. â€“ Einige FÃ¼ÃŸe scharrten. â€“ Ja, so gehe es zu in einer Welt, in welcher der Geist willig und das Fleisch schwach. Allzu viele lebten Jahr um Jahr nur dahin wieâ€™s liebe Vieh. Und da sei doch einer, der befohlen habe: Stehe auf und wandle! â€“ Er hangelte sich weiter von einem Bibelzitat zum anderen, und das LÃ¤cheln wurde, mit jeder Spitze, immer spitzer und spitziger.

Wieâ€™s liebe Vieh â€“ zweifellos war das seine Lieblingsphrase. Auch wir bekamen sie zu hÃ¶ren, als Katechumenen und Konfirmanden, zwei Jahre lang. Im Gemeindesaal hatten wir ihn nahe vor uns und sahen jetzt viel deutlicher als in der Kirche das feine, spitzige, maliziÃ¶se LÃ¤cheln. Was an dem Mann abstieÃŸ â€“ uns von ihm und ihn von uns â€“ hÃ¤tten wir nicht genau zu sagen vermocht, doch fÃ¼hlte ei jeder, worauf es hier ankam, was wir fÃ¼r ihn waren: Vieh vom Vieh.

Sein Amtsbruder hieÃŸ Schuster und war, obwohl viel Ã¤lter, keineswegs gÃ¼tiger. Es war derselbe Stoff, nur in der Leideform. Dort das Spitzige, Aggressive, hier das Verletzte, GekrÃ¼mmte. Sie wirkten wie ein Figurenpaar am ChorgestÃ¼hl des Ulmer MÃ¼nsters: antagonistisch, doch vom selben Holz; von Geist konnte hier ja nicht die Rede sein.

Die Gemeinde war groÃŸ und hatte daher stÃ¤ndig zwei Pfarrer im Amt. Sie teilten jede Aufgabe: predigen, taufen, beerdigen. So verfuhren sie auch beim Pfarrunterricht und bildeten aus jedem Jahrgang zwei Gruppen. Ich gehÃ¶rte zu Schusters Haufen, doch da er oft krank war, hatten wir es viel mit dem fÃ¼chsisch lÃ¤chelnden JÃ¼ngeren zu tun. Schuster lÃ¤chelte nie. Er war und blieb uns fremd. Weit im Norden geboren und erst bei Kriegsende in unsere Gegend gekommen, hatte er es in zwanzig Jahren nicht gelernt, den Dialekt zu verstehen, geschweige sich selbst verstÃ¤ndlich zu machen. Die ZwÃ¶lf- bis VierzehnjÃ¤hrigen vor ihm hÃ¶rten sonst Tag fÃ¼r Tag nur ihre breite heimatliche Sprache, zu Hause, in der Schule, auf der StraÃŸe. (Beim Fernsehen waren die Bilder die Hauptsache.) Und nun dieser Graukopf da vorn: eine unverstÃ¤ndliche Rede, unverstÃ¤ndliches Zeug, Glaubensartikel vergangener Jahrhunderte, Liedtexte aus dem DreiÃŸigjÃ¤hrigen Krieg â€¦ Erst breitete Langeweile sich aus, dann Unruhe. Sie tobten. Der Alte war schwach, auch seine Stimme war dÃ¼rftig. Dennoch versuchte er, sie zu Ã¼berschreien. Es misslang, sie tobten noch mehr.

Schuster war leidend, er hatte es mit dem Herzen. Und dass er die Kontrolle Ã¼ber uns immer wieder verlor, verschlimmerte sein Ã„bel noch. Er presste dann die Hand auf das kranke Herz, beschuldigte uns, sein Ende zu beschleunigen, und lief fÃ¼r einige Minuten hinaus auf den Pfarrhof. Wenn es ihm besser ging, kam er zurÃ¼ck und flÃ¼chtete sich in einem Anfall sonderbarer Ironie zu Paul Gerhardt oder einem anderen Poeten und rief uns, den Anfang eines alten Gesangbuchverses zitierend, sarkastisch und bÃ¶se zu: Valet will ich euch sagen! â€“Leider verstand niemand, was Valet eigentlich meinte.

Neue, mir noch unbekannte AusdrÃ¼cke reizten mich damals schon. Auch hatte ich vielleicht als Einziger die seltsame Befriedigung erfasst, die Ã¼ber Schusters ZÃ¼ge huschte, als er den frommen Liedtext ironisch benutzte: ein sÃ¼ÃŸer Trost aus WÃ¶rtern nur, denn an seiner klÃ¤glichen Rolle Ã¤nderte sich ja nichts.

Meine Aufmerksamkeit galt damals nur nebenbei dem Pfarrer. Meist Ã¤ugte ich nach einem Jungen, der links hinter mir dÃ¶ste, sich rÃ¤kelte oder frech grinste â€“ wenn er Ã¼berhaupt da war. Er schwÃ¤nzte

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor

fast jedes zweite Mal, und zum Gottesdienst kam er schon lange nicht mehr. Wir alle gingen regelmÃ¤ÃŸig hin und bekamen jeden Sonntag den kleinen Stempel ins Kontrollbuch. Er war uns bereits von der Kanzel herab als warnendes Beispiel vor Augen oder besser: vor Ohren gefÃ¼hrt worden. Schuster drohte, ihn nicht zu konfirmieren. Der Junge hieÃŸ Rolf und kam aus Ã¤rmlichen VerhÃ¤ltnissen. Es schien ihn nicht weiter zu berÃ¼hren, vielleicht nicht konfirmiert zu werden. In letzter Zeit trug er, als Erster und Einziger weit und breit, eine schwarze Lederhose, eine Aufmachung, die ich ziemlich aufregend fand. Ich wollte ihn fragen, wo er sie gekauft hatte, doch es war schwer, an ihn heranzukommen.

Bereits im Februar planten die Familien, die es anging, ihre Konfirmationsfeiern. Auch bei uns zu Hause war oft die Rede davon. Meine GefÃ¼hle waren gemischt. Es war mit Geschenken zu rechnen, vor allem auch mit Geld. Ich war in dem Alter, in dem man die ersten grÃ¶ÃŸeren Anschaffungen plant. Bargeld war mir willkommen, aber keine GÃ¤ste, die fÃ¼r ihre Geschenke Gegenwerte erwarteten: Bewirtung und Geselligkeit, meine Anwesenheit und vor allem meine Dankbarkeit. Ich wÃ¤re damit einverstanden gewesen, wenn uns der Postbote die Geldgeschenke in BriefumschlÃ¤gen gebracht hÃ¤tte. Dann hÃ¤tte ich mich schriftlich bedankt, eine feine Sache, sauber und ordentlich abzuwickeln. Stattdessen drohte die gleichzeitige Invasion sÃ¤mtlicher Verwandten, deren vereinzelte Besuche mir schon die gewÃ¶hnlichen Sonntage vergÃ¤llten. Ich war noch sehr jung, mein Wesen hatte sich meiner Umgebung noch kaum enthÃ¼llt; vielleicht war ich von Natur aus ungesellig.

Ich schlug meiner Mutter vor, auf die Feier zu verzichten. Wir sollten uns die Ausgaben ersparen und am Tag der Konfirmation einen Ausflug unternehmen. (Und vielleicht wÃ¼rden dann ja doch einige BriefumschlÃ¤ge eintreffen.) Meine Mutter lÃ¤chelte, sehr angenehm berÃ¼hrt. Den Trubel hasste sie ebenso wie ich. Sie erwÃ¤rmte sich geradezu an der Vorstellung, wie wir auf und davongehen wÃ¼rden â€“ sagte dann aber, es ginge nicht: Was wÃ¼rden die Leute sagen.

Meine Eltern verhandelten schon mit Sieglindes Eltern. Wir waren mit der Familie befreundet. Sieglinde war mit mir gleichaltrig und sollte auch konfirmiert werden. Es war zu erwarten, dass Sieglindes Gratulanten zum Teil auch unsere GÃ¤ste sein wÃ¼rden. Um Absagen, AusfÃ¤llen von Geschenken und anderen EnttÃ¤uschungen vorzubeugen, beschlossen die zwei Elternpaare, dass in einem der beiden HÃ¤user einen Sonntag spÃ¤ter gefeiert wÃ¼rde. Das Los entschied, Sieglinde musste eine Woche warten.

Zur selben Zeit diktierte Schuster uns eine lange Liste von Texten, die wir zur Konfirmation auswendig lernen sollten. Wir wÃ¼rden ja noch geprÃ¼ft werden. Alles musste klar, protestantisch rechtschaffen und rechtschaffen protestantisch vor sich gehen. Eine entmutigend lange Liste von Liedern aus dem Gesangbuch: Valet und so weiter. Und dann die Glaubensartikel. Wir bekamen jeder ein Heft, in dem die Dogmen der protestantischen Kirche in Frage-und-Antwort-Form abgehandelt waren. O ja, auch der Protestantismus hatte seine Dogmen. Ãœblich war es, die PrÃ¼flinge Tage vor der Konfirmation in einem Extra-Gottesdienst nach ihren Kenntnissen zu befragen. Eine Probe im Pfarrunterricht zeigte, wie Schuster sich das dachte. Er las die kanonischen Fragen Wort fÃ¼r Wort aus dem Heft ab, und wir sollten die spitzfindig formulierten Antworten Wort fÃ¼r Wort aufsagen â€“ aus dem GedÃ¤chtnis; wobei es auf jedes Wort ankam, kein Noch und kein Auch durfte fehlen. Nicht vorgesehen waren irgendwelche Abers, Jedochs und Trotzdems. Die freie Rede war von vornherein verpÃ¶nt. Nicht auf den Inhalt kam es an, nur aufs WiederkÃ¤uen.

Jene Artikel waren mir durch den Unterricht vom HÃ¶rensagen bekannt. Intelligent und faul, wie ich war, hÃ¤tte ich darÃ¼ber und das heiÃŸt darum herumreden kÃ¶nnen; Jahre spÃ¤ter nannte man das: diskutieren. Ich fand, das mÃ¼sste zur Not ausreichen. Nun also zu den Liedern! So leicht sich meinem GedÃ¤chtnis Zitate aus meinen LieblingsbÃ¼chern einprÃ¤gten, so schwer fiel mir das Auswendiglernen von Gedichten fÃ¼r die Schule. Gegen Lyrik war ich frÃ¼h immun. Und diese Verse hier waren noch Ã¤rger. Entweder verstand ich nicht, worum es ging, oder ich verstand es zu gut. In beiden FÃ¤llen lief es jetzt auf dasselbe hinaus: Blockade des GedÃ¤chtnisses. Ich mÃ¼hte mich fÃ¼nfzehn Minuten. Oder waren es zehn? Oder nur fÃ¼nf? Fest steht, dass ich dann bedingungslos

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

kapitulierte und keinen zweiten Versuch mehr unternahm.

Es wird schon irgendwie klappen â€¦ Wie Ã¼blich gelang es mir, mich mit dieser Formel zu beruhigen und auf den gÃ¼nstigen Ausgang der Sache zu vertrauen. Dass allerdings am PrÃ¼fungstag Tante Adolphine unter den wenigen ZuhÃ¶rern zu erblicken war, dÃ¤mpfte meine Zuversicht etwas. Die Tante, eine ebenso glaubenseifrige wie geschÃ¤ftstÃ¼chtige Schwester meiner GroÃŸmutter, hatte sich neulich mit der jÃ¼ngsten der sieben Schwestern Ã¼berworfen und von ihr einen Brief erhalten, darin war von Heuchelei und Gewinnsucht und einem christlichen MÃ¤ntelchen die Rede gewesen. Sie hatte ihn uns zornbebend vorgelesen. Die Tante wirkte mir ernst und gefasst zu. Es war vielleicht aufmunternd gemeint, kam mir aber drohend vor. Ich nahm in der vierten Reihe Platz, der letzten fÃ¼r uns PrÃ¼flinge, die kritische Tante im Nacken.

Und es klappte dann doch vorzÃ¼glich. Schuster hielt sich an die Wenigen, die sich freiwillig meldeten, wenn er, taktisch klug, seine Fragen an alle zusammen richtete. Er verhielt sich wie jeder vernÃ¼nftige GlÃ¤ubiger gegenÃ¼ber einer Schar von Schuldnern, die gemeinsam haften: Er mied die unsicheren Kantonisten und pickte sich die solventen Kunden heraus. TatsÃ¤chlich hatten einige MÃ¤dchen den gesamten Stuss auswendig gelernt und waren begierig, Zeugnis ablegen zu dÃ¼rfen, wenn nicht von ihrem Glauben, so doch von ihrer MÃ¼he. Wie Schnellfeuergewehre ratterten sie die Artikel und die Liederbuchverse herunter. Zum Schluss, um den Schein zu wahren, gab es noch ein paar Fragen an einige der bis dahin Verschwiegenen. Diese haspelten sich irgendwie durch, mit dem Beistand wissender Nachbarinnen oder indem sie einfach aus Heft oder Buch ablasen, die offen auf dem schrÃ¤gen Bord vor ihnen lagen, unsichtbar fÃ¼r Schuster und das Presbyterium, nicht zu Ã¼bersehen fÃ¼r die kleine Gemeinde hinter uns. Ich blieb verschont, und fÃ¼r alle hieÃŸ es am Schluss: Bestanden.

â€žDu hast dich ja Ã¼berhaupt nicht gemeldet!â€œ Tante Adolphine lauerte mir an der KirchentÃ¼r auf. â€žS eine EnttÃ¤uschung fÃ¼r mich.â€œ Dabei schob sie mir einen Umschlag zwischen die Finger, in dem ich Bargeld vermuten durfte; es war der erste seiner Art. Er enthielt, wie ich hinter der nÃ¤chsten StraÃŸenecke feststellte, fÃ¼nfzig Mark, damals ein stattlicher Betrag. Als belastend, wie eine Hypothek, empfand ich jedoch den verÃ¤chtlichen Gesichtsausdruck der Tante vorhin bei der Ãœbergabe. Er besagte nur das eine: Fehlinvestition!

Als ich nach Hause kam, stieÃŸ ich in der KÃ¼che beinahe mit einer Nachbarin zusammen, die gemeinsam mit meiner Mutter Backbleche einfettete. Die Vorbereitungen auf das groÃŸe Fest liefen an. Ich stellte bald fest, dass ich bei derart ernsthafter Arbeit nur stÃ¶ren konnte, und zog mich auf mein Zimmer zurÃ¼ck.

Endlich Palmsonntag! Die Kirche war Ã¼berfÃ¼llt. Rolf stach in seinem neuen himmelblauen Anzug von allen anderen ab, ich fand: zu seinem Vorteil. NatÃ¼rlich war jetzt keine Rede mehr davon, ihn nicht zu konfirmieren. Schuster predigte erst und verteilte dann BibelsprÃ¼che, er hatte fÃ¼r jeden einen ausgewÃ¤hlt und ihn hÃ¼bsch drucken lassen. Da er uns nicht persÃ¶nlich unterschied, lief das auf eine Lotterie frommer Zitate hinaus. Auf meinem Blatt las ich:

Herr, fÃ¼hre mich auf der Steige Deiner Gebote!

Einem altklugen Kind wie mir musste das wie ein ironischer Kommentar zu dem Lebenswandel vorkommen, den ich zwar noch nicht begonnen hatte, doch voraussichtlich fÃ¼hren wÃ¼rde. Beim Nachdenken, was es mit der Steige auf sich haben kÃ¶nnte, stÃ¶rte mich Onkel Georgs Lamento (ohne Trionfo) Ã¼ber den verlorenen Zwanzig-Mark-Schein. Als ihm die SammelbÃ¼chse gereicht wurde â€“ ein Kelch, der nicht an ihm vorÃ¼berging -, war er ohne irgendeine kleine MÃ¼nze gewesen und hatte sich unter Schmerzen von einem halben Tagesverdienst getrennt. Gar nichts zu geben, war natÃ¼rlich nicht in Frage gekommen â€“ was hÃ¤tten dann die Leute rundherum gedacht â€¦ Jetzt beklagte er sich laut bei meiner Mutter und mir, als hÃ¤tten wir ihn geschÃ¤digt. Wir beide fuhren in seinem Wagen mit, da mein Vater zu Hause geblieben war. Um mich abzulenken, ging ich Wortfelder durch,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wie in der Deutschstunde: Steige, Absteige, verstiegen â€¦

Das Fest war dann fÃ¼r mich bei weitem nicht so schlimm, wie ich befÃ¼rchtet hatte. Nicht ich stand im Mittelpunkt, sondern die Feier selbst, sie kreiste um sich selbst, ohne erkennbaren Sinn, Zweck oder Mittelpunkt. Allgemein aÃŸ und trank man viel und sprach sehr laut. Mein Gott, wie viel LÃ¤rm sie damals machten, unsere GÃ¤ste! Sie hatten es eilig, zu Tisch zu kommen, und hielten sich nicht lange damit auf, mir GlÃ¼ck fÃ¼r meinen Lebensweg zu wÃ¼nschen und dabei die Geschenke loszuwerden. Ich kam mir vor wie ein Kassierer, bei dem man ja auch nicht lange verweilt. Sie interessierten sich viel weniger fÃ¼r mich als fÃ¼r die Gesichter aus ihrer eigenen Generation: Geschwister und SchwÃ¤ger und SchwippschwÃ¤ger. Junge Leute waren kaum da.

Oma Berta war auch gekommen, die Mutter meines Vaters, eine Oma zweiter Klasse. Zur Feier des Tages hatte sie die wenigen ihr verbliebenen Haare mit der Brennschere bearbeitet und zurechtgelegt. Dass sie vor Zeiten etwas Besseres gewesen war, vor ihrem Bankrott und Ruin anno dreizehn, kam auch ans festliche Licht dieser Familienfeier. Sie nahm nicht einfach am Tisch Platz, sondern lieÃŸ sich zur Tafel fÃ¼hren und entfaltete dabei eine zitterige Grazie. Sie trank nicht einfach wie alle anderen, sondern stellte einem vor Augen, was es bedeutet: sein Glas zum Mund fÃ¼hren. Was tat es, wenn sie dabei ein wenig von dem Wein verschÃ¼ttete â€“ auf die Handbewegung kam es an, die sie allein von uns Ãœbrigen unterschied und die an eine lÃ¤ngst hingesunkene, prÃ¤chtigere Zeit gemahnte (- nobles Wort zu nobler Geste). Im Ãœbrigen bat sie die festlich Versammelten im Hinblick auf ihr hohes Alter, die schmackhaften Bissen und besonders das ihr schon vorgeschnittene Fleisch mit der Gabel in der Rechten zum Mund fÃ¼hren zu dÃ¼rfen. Das war zwar unvornehm, nur wie gesagt, sie war schon etwas zitterig.

â€žDer Pfarrer! Der Herr Pfarrer!â€œ Einmal trat nun doch Stille ein. Schuster lieÃŸ sich an diesem Tag durch seine Frau von Feier zu Feier chauffieren und blieb Ã¼berall fÃ¼nf oder zehn Minuten. Ob er sich auch bei Rolf blicken lieÃŸ, in der Hottentottensiedlung? Das konnte ich mir kaum vorstellen. Er sah aus wie ein erschÃ¶pfter Politiker am Ende des Wahlkampfes und aÃŸ ein halbes StÃ¼ck Sandkuchen â€“ die Frau Pfarrer verweigerte jeden Bissen -, und er lÃ¤chelte dÃ¼nn, o ja, Schuster lÃ¤chelte, was noch nie erlebt worden war. Heute war ja Konfirmation und damit zum GlÃ¼ck nun alles vorbei.

Kaum war er weg, setzte das Geschnatter wieder ein. Meine Oma â€“ die richtige Oma â€“ schrie Ã¼ber alle KÃ¶pfe hinweg: â€žBei Opas Geburtstag taucht er jetzt auch immer auf! Seit Opa siebzig ist! Er muss doch wissen, dass wir nicht in der Kirche sind! Seit fÃ¼nfundvierzig Jahren schon! Aber er riecht wohl den Braten, der Herr Pfarrer!â€œ

Alle lachten. Nur Tante Adolphines Gesicht wies Flecken voller EntrÃ¼stung auf. Immerhin brachte sie Kraft auf, nichts zu sagen.

Beim Aufbruch verfehlte Onkel Georg die richtige Zufahrt zur StraÃŸe. Das GelÃ¤nde um unser Haus war etwas unÃ¼bersichtlich, er verfuhr sich und blieb im Schlamm stecken; zudem drohte der Wagen, einen Abhang hinunterzurutschen. Wir gingen mit den Ã¼brigen GÃ¤sten hinaus und halfen ihm, sein Auto wieder flottzukriegen. Der Einfachheit halber verabschiedeten sich die letzten GÃ¤ste dann gleich drauÃŸen von uns. Wir kehrten ziemlich verdreckt ins Haus zurÃ¼ck.

Ich inspizierte sofort die Geschenke: einige praktische Sachen, viele BlumentÃ¶pfe - Azaleen vor allem â€“ und Geld, noch mehr Geld, als ich gedacht hatte. Es waren sechshundertundfÃ¼nfzehn Mark, wie eine erste ZÃ¤hlung ergab und eine zweite bestÃ¤tigte.

Wir rÃ¤umten auf. Es war schon spÃ¤t, als wir das GrÃ¶bste hinter uns hatten. Vor dem Einschlafen blÃ¤tterte ich im Neckermann-Katalog. Was ich mir von dem Geld alles kaufen konnte: ein Zelt, ein Fahrrad, eine Lederhose und â€“ eine Schreibmaschine â€¦

Die Azaleen schmissen wir schon nach einer Woche fort. Sie waren total verlaust.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

(Geschrieben 1989)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Auch ich war mal in ...

Heute werfe ich einmal die Frage auf: Bis zu welchem entferntesten Punkt bin ich jemals in einer Himmelsrichtung gekommen?

NACH SÃœDEN? - Ich glaube, es war Syrakus auf Sizilien. Wir fuhren von Catania, wo wir logierten, mit dem Zug an der KÃ¼ste entlang. O, diese KÃ¼ste - wer sie je gesehen hat, wird mir beipflichten: Es gibt nichts Vergleichbares, es gibt nichts - Abscheulicheres als die Petrochemie von Augusta ... Wir besichtigen also Syrakus in der Mittagshitze. Kein Mensch auÃŸer uns auf den StraÃŸen â€“ und ich liege abends mit einem Sonnenstich auf dem Hotelzimmer.

Es kann anstelle von Syrakus auch Alexandria, Virginia, gewesen sein, ein Vorort von Washington D.C.. Ich mÃ¼sste mal im Atlas nachsehen. Eine mÃ¤nnliche Scarlett O'Hara hatte mich dorthin abgeschleppt, eine wirkliche SÃ¼dstaatenschÃ¶nheit, und als wir das heruntergekommene Hochhaus betraten, sagte er ganz nonchalant: "It's like a slum." Das war echter Alter SÃ¼den.

NACH WESTEN? - Schon wieder ein Vorort, diesmal von Chicago. Arlington Park, da ist die weltberÃ¼hmte Pferderennbahn der Stadt. Ich habe darÃ¼ber schon einmal geschrieben. Leider war gerade Rennpause - sagt man so? - und selbst Training gab es kaum zu sehen. Wenn ich bedenke, dass dies der westlichste Punkt in meinem Leben war, kommt mir dieses Leben beinahe verpfuscht vor.

NACH OSTEN? - Von Wien mit der S 7 nach Hainburg. (Bitte betonen Sie auf -burg.) Ich stand auf einem HÃ¼gel nahe der Donau und sah hinÃ¼ber auf Bratislava, das alte Pressburg. Damals war die Grenze noch dicht, nur an wenigen Punkten passierbar. Ich sah mir Bratislava von fern an und stellte fest, dass es vor allem aus Plattenbauten bestand. Es sah aus wie MÃ¼nchen-Neuperlach, KÃ¶ln-Chorweiler und Hamburg-Steilshoop zusammen. Da Ã¼berkamen mich heimatliche GefÃ¼hle und ich fuhr rasch zurÃ¼ck ins alte Wien.

NACH NORDEN? - Vor Bykle ist das norwegische Setesdal sehr eng. "Big mountains!" sagte bei unserer Ankunft der alte Mann, der Vermieter unserer HÃ¼tte. Schwarze, feucht glÃ¤nzende WÃ¤nde ragten senkrecht himmelhoch in die HÃ¶he. Die Sonne kam erst um elf zum Vorschein und verschwand um zwei Uhr nachmittags. Es regnete ohnehin meistens.

Die Deutschen hatten im Zweiten Weltkrieg SchÃ¼tzengrÃ¤ben in den Felsboden des Talgrundes gesprengt und die Norweger spÃ¤ter HolzhÃ¼tten darÃ¼ber gebaut, um sich dafÃ¼r an deutschen Touristen zu rÃ¤chen. Unter den HÃ¼tten, in den GrÃ¤ben fÃ¼hlten sich die MÃ¤use pudelwohl, sozusagen. Ich sehe uns noch, jeder in seinem Schlafalkoven, und hÃ¶re meinen Freund flÃ¼stern: "Arno, hÃ¶rst du die Maus?" Die Matratzen waren zerfressen.

Wir kauften Mausefallen. Sie guillotinierten die Nager im Zehn-Minuten-Takt. Mein Freund schaffte die vielen Kadaver fort. DafÃ¼r holte ich Holz aus dem Schuppen und fauliges Wasser aus dem Holzbrunnen. Ja, wir mussten im August heizen und wir hatten zwei Wochen lang Regenwetter. Entmutigt strichen wir die dritte Woche. Am Tag der Abreise war dann strahlend schÃ¶nes Wetter. Jetzt erkannten wir doch noch, wie herrlich die Welt war.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ãœber sieben BrÃ¼cken sollst du humpeln

Eine Flut bricht Ã¼ber Deutschland herein, die DÃ¤mme sind lÃ¤ngst gebrochen. Fast alle jungen Leute machen wieder Gedichte. Unser Land ertrinkt in Lyrik. Der Verfasser dieses Textes hat zeitlebens Gedichte gelesen, doch selbst nie eines verfasst. Er war sich sicher: Du kannst das nicht, es fehlt dir das nÃ¶tige GefÃ¼hl fÃ¼r MusikalitÃ¤t, fÃ¼r Melodie und Rhythmus im strengen Sinn. Sein Deutschlehrer raunzte frÃ¼her schon mal einen SchÃ¼ler so an: SprachgefÃ¼hl wie eine asiatische SumpfschildkrÃ¶te!

Heute machen die SumpfschildkrÃ¶ten Gedichte. SeriÃ¶sen SchÃ¤tzungen zufolge werden im deutschen Sprachraum jÃ¤hrlich fast 500.000 Gedichte ins Netz gestellt. Ich habe in letzter Zeit etwa ein Promille der Jahresproduktion gelesen. Was mich dabei am meisten verblÃ¼ffte, war die Zeitlosigkeit vieler dieser Werke. Sie erinnerten mich nicht nur an das Poesiealbum meiner Mutter (geb. 1924), sie wirkten oft wie daraus abgeschrieben. Schon gut, der Mensch Ã¤ndert sich nicht, die groÃŸen Themen bleiben dieselben: Herzeleid und Liebesfreud. Doch die Sprache Ã¤ndert sich mit jeder Generation, dachte ich. Nun, das Herzschmerzgedicht von heute entspricht allzu oft einem lyrischen Versuch von 1938.

Was kommt heraus, wenn man gebrochene Herzen mit eingestÃ¼rzten BrÃ¼cken kreuzt? Gebrochene BrÃ¼cken! Sieben davon prÃ¤sentierte uns eine junge Lyrikerin im Netz, ungelogen. Ich wollte schon kommentieren: Mann, da hat der Zahnarzt aber zu tun â€“ als mich eine Hemmung Ã¼berkam. Unter dem Gedicht bekannte eine dichtende Kollegin: Ja, so geht es mir auch immer, ich bin dann ganz wirr im Kopf, nur Chaos â€¦ Darf man sich da noch lustig machen?

Eine Unterabteilung des dichtenden Alt-Deutschland von heute ist die politisierende Lyrik. Auch reifere JahrgÃ¤nge fallen diesem speziellen Furor Teutonicus zum Opfer, und nicht nur schlichte GemÃ¼ter. Dabei reagieren sie ihr KÃ¶nig Ludwig-Syndrom ab, unwiderstehlich der Drang zum Regredieren. Welche Lust, sich jetzt antielitÃ¤r zu geben, in dumpfer Masse aufzugehen. Sie lieben geradezu die Versager, die krassen Vereinfacher, die plumpen FÃ¤lscher â€“ man kennt die Namen. Dann stellen sie sie als Plastik-MÃ¤rtyrer auf ein ideelles Vertiko: Polit-Kitsch anno 2012. Aber wir anderen blicken nicht auf, sondern hinab auf bloÃŸ Ungestaltet-Unreflektiertes, eine schwarzbraune schwabbelnde Masse. WÃ¤râ€™s wenigstens Anti-Materie, es ist nur Anti-Geist. Genug von diesem WÃ¼hltisch-Irrationalismus, ich hab heut schon vomiert.

Wer fÃ¼rs Erste genug gedichtet hat, verfasst noch rasch einen Aphorismus. Man glaubt nicht, wie schnell das geht â€“ kein KunststÃ¼ck. Auch Aphorismen sind in Mode, besonders wenn sie die Dichtkunst reflektieren. â€žDichten ist Juwelierarbeit mit Spracheâ€œ, lÃ¤sst uns eine wissen. Aphorismen traue ich mir eher zu als Lyrik. Also setze ich eins drauf: â€žWenn Dichten Juwelierarbeit ist, warum Ã¤hneln dann so viele Produkte 08/15-Modeschmuck? Liegtâ€™s am Material oder an der Fertigkeit?â€œ Das fand nicht den ungeteilten Beifall der Lyriker und Lyrikerinnen.

Ich weiÃŸ noch einen: â€žBrÃ¼cken bauen: Der geschickteste BrÃ¼ckenbauer ist der Zahnarzt. Auch er baut auf Pfeilern auf, nÃ¤mlich StÃ¼mpfen.â€œ Auweia â€¦ Weh tut es ja in beiden FÃ¤llen, dem Patienten wie dem Leser.

Ach was, ich fange doch lieber mit Lyrik an. Und mein erstes Gedicht bekommt den Titel: EingestÃ¼rzte Herzen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die MÃ¶rder von Lebach

- Ein Beitrag zur ArchÃ¤ologie der alten BRD -

Da stand jahrzehntelang ein Buch in meinem BÃ¼cherschrank, nie zu Ende gelesen. Zweimal brach ich die LektÃ¼re nach einem Dutzend Seiten ab â€“ warum? Vertagen wir die Frage â€¦ Nun habe ich einen argentinischen Film Ã¼ber ein verwandtes Thema gesehen und es noch einmal mit dem Buch versucht.

Es heiÃŸt: â€žKleinstadtmÃ¶rder. Spur 1081. HintergrÃ¼nde zum Fall Lebachâ€œ. Erschienen ist es 1971 be Hoffmann und Campe, heute nur noch antiquarisch zu bekommen. Sein Autor JÃ¼rgen Neven-du Mont (1921 â€“ 1979) war einer der groÃŸen Journalisten der Nachkriegszeit, er hat auch Dokufilme gedreht und SachbÃ¼cher geschrieben. Das Ã¼ber die Lebach-MÃ¶rder hat er gemeinsam mit dem Leitenden Regierungskriminaldirektor Karl SchÃ¼tz und Rainer SÃ¶hnlein verfasst.

Zur Erinnerung und fÃ¼r die Nachgeborenen: Am 20.1.1969 wurde in Lebach/Saar ein Munitionsdepot Ã¼berfallen, dabei wurden vier Soldaten im Schlaf erschossen, ein weiterer schwer verletzt. Nach einer bis dahin beispiellosen Fahndung wurden drei TÃ¤ter Ende April 1969 festgenommen. Zwei von ihnen hatten den Ãœberfall ausgefÃ¼hrt, einer war an der Tatvorbereitung beteiligt gewesen. Sie kamen aus geordneten bÃ¼rgerlichen VerhÃ¤ltnissen, aus teils sogar gut situierten Familien im pfÃ¤lzischen Landau. Fuchs (geb. 1943), der Kopf des Trios, war Bankkaufmann, Ditz (geb. 1942) Justizbeamter im mittleren Dienst. Den dritten Mann nenne ich hier â€žKnabeâ€œ, diesen Decknamen hat ihm seinerzeit der SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz gegeben. Knabe (geb. 1945) war Zahntechniker.

Was die drei verband? Unzufriedenheit mit dem Brotberuf (teilweise unter familiÃ¤rem Druck ergriffen) und mit der AuÃŸenseiterrolle von Homosexuellen in einer kleinen Provinzstadt. Fuchs und Ditz kannten sich schon seit ihren Schultagen. Ihr VerhÃ¤ltnis war auf verhÃ¤ngnisvolle Weise platonisch. Der intelligente, wendige Fuchs las sehr viel, von Schopenhauer, Nietzsche, Ortega y Gasset, Wittgenstein bis zu Freud, Adler, Jung und Konrad Lorenz, auch Machiavelli, Hobbes und buddhistische Schriften. Er entwickelte daraus eine radikal gesellschaftsfeindliche Weltanschauung, die er in langjÃ¤hrigen Diskussionen mit Ditz und spÃ¤ter auch Knabe, seinen SchÃ¼lern oder JÃ¼ngern, immer mehr vertiefte. Fuchs und Knabe hatten auch eine sexuelle Beziehung. Das Trio schloss sich nach auÃŸen hin ab. Sie verschmÃ¤hten es, ein freieres Leben in einer GroÃŸstadt zu fÃ¼hren, sie wollten den entgegengesetzten Weg einschlagen. Es entstand der Plan, gemeinsam auf einer Hochseeyacht nur fÃ¼r sich zu leben â€“ und sich die Mittel dafÃ¼r durch ein Gewaltverbrechen zu beschaffen.

Die Tat von Lebach sollte nur der Anfang sein. Mit den erbeuteten Waffen wollte man anschlieÃŸend reiche MitbÃ¼rger erpressen und gerade die Grausamkeit des Ãœberfalls auf die Soldaten sollte die spÃ¤teren Opfer gefÃ¼gig machen. TatsÃ¤chlich war der gesamte Plan von Beginn an unrealistisch gewesen, rein phantastisch. Die Vorbereitung erstreckte sich Ã¼ber Jahre, die AusfÃ¼hrung wurde immer wieder verschoben. Die Spannungen in der Gruppe nahmen so sehr zu, dass die Tat zum Notausgang wurde und dabei alle vorhandenen Energien aufbrauchte. Danach folgten bis zur Festnahme nur inkonsequente, mutlose Versuche der Erpressung.

Der Prozess in der SaarbrÃ¼cker Kongresshalle im Sommer 1970 wurde viel kritisiert als Monster-Schauprozess, der Tatmotive und TÃ¤terstrukturen nicht einmal in AnsÃ¤tzen herausarbeitete. Was z.B. Gerhard Mauz im SPIEGEL dazu sehr treffend formulierte, findet der Interessierte mit wenigen Klicks im Internet. Fuchs und Ditz wurden zu LebenslÃ¤nglich verurteilt, Knabe bekam sechs Jahre.

Neven-du Monts Buch ist das Ergebnis umfangreicher Recherchen quer durchs Land und bei zahlreichen Zeugen. Es verbindet gute Einblicke in Ã¤uÃŸere AblÃ¤ufe mit nicht immer Ã¼berzeugenden

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Analysen der TÃ¤ter. Die Autoren wollten die vom Gericht unterlassene MotivaufklÃ¤rung in aller GrÃ¼ndlichkeit nachholen und sind dabei selbst gelegentlich das Opfer von NichtwissenkÃ¶nnen, OberflÃ¤chlichkeit und KurzschlÃ¼ssen geworden. Deutlich wird dies z.B. an Knabe, den sie immer wieder als hÃ¼bschen, inhaltsleeren Trottel darstellen. Knabe hat es ihnen dann gezeigt: Neven-du Monts Verfilmung des Stoffs durfte nach dem von ihm erwirkten Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1973 nicht im Fernsehen gesendet werden. Ditz wurde 2006 aus der Haft entlassen. Fuchs sitzt jetzt mehr als vierzig Jahre ein, wohl der dienstÃ¤lteste unter allen deutschen Strafgefangenen. Eine Rolle spielt mÃ¶glicherweise, dass er sein frÃ¼heres GestÃ¤ndnis im Gerichtsverfahren widerrufen hat und noch immer daran festhalten soll, nicht am Ãœberfall beteiligt gewesen zu sein.

Ein Reiz des Buches: Man begegnet oft Personen der Zeitgeschichte, Prominenten von damals. Da sind u.a. der zehn Jahre spÃ¤ter ermordete Siegfried Buback, der berÃ¼hmt-berÃ¼chtigte Finanzmakler Rudolf MÃ¼nemann oder die Wahrsagerin Buchela.

Ich habe das Buch jetzt mit groÃŸer Anteilnahme zu Ende gelesen. Warum missfiel es mir frÃ¼her? Einige SÃ¤tze in Neven-du Monts Vorwort geben mir einen Fingerzeig: â€žSeit ich denken kann, Ã¤rgert es mich, dass Menschen ihre ScheuÃŸlichkeiten als unmenschlich verfemen â€“ so tun, als seien sie kein Bestandteil ihrer Natur. Wir verweigern uns dem Anblick unseres wahren Gesichts. Mord ist nicht unmenschlich â€¦ Wir nennen sie Unmenschen, als hÃ¤tten wir nichts mit ihnen zu tun â€¦ Der Mord als Spiegel unserer Gesellschaft â€¦â€œ

TatsÃ¤chlich erscheint mir vieles an der Vorgeschichte von Lebach jetzt heimlich-unheimlich vertraut. Es beginnt schon mit dem regionalen Rahmen. Dazu hieÃŸ es seinerzeit in einer Reportage fÃ¼r das Schweizer â€žSonntags-Journalâ€œ: â€žKaum ein Hauch modernen Lebens belebt jene an Lothringen grenzenden kleinen â€švergessenen Gebieteâ€™, denen die TÃ¤ter von Lebach entsprangen. Der Provinzialismus dieser Gegend ist niederschmetternd. Das â€šEstablishmentâ€™ von Landau bis Kaiserslautern und SaarbrÃ¼cken ist so festgefÃ¼gt, wie wenn es nie einen Zweiten Weltkrieg gegeben hÃ¤tte. FÃ¼r AuÃŸenseiter und Nonkonformisten irgendwelcher Art ist da kein Platz â€¦â€œ Exakt, so war es damals dort. Und dagegen die Welt der BÃ¼cher. Und die Frage, wohin geht man, wenn man nicht bleiben kann: in die GroÃŸstadt oder in die EinÃ¶de?

Alle Schuld ist plÃ¶tzlich, sagt Hans-Henny Jahnn. Aber hier trifft einmal das Gegenteil zu: Ihre Schuld war wie ein in langen Jahren und von vielen ZufÃ¤llen genÃ¤hrter Tropfen in einer TropfsteinhÃ¶hle. Zufrieden sei, wer ihr entkommen konnte.

In der Tat sind die Morde von Lebach nicht so singulÃ¤r, wie es zunÃ¤chst scheint. Sie ordnen sich ein in einen grÃ¶ÃŸeren Zusammenhang. Nach dem 2. Weltkrieg galten noch die alten Sexualnormen, doch ihr Anspruch wurde zunehmend in Frage gestellt, eine kritische Situation, die zu mÃ¶rderischer Gewalt fÃ¼hren konnte. FrÃ¼hes Indiz fÃ¼r das Interesse an diesem Zusammenhang ist Hitchcocks Film â€žCocktail fÃ¼r eine Leicheâ€œ von 1948, in dem er den Mord von Leopold und Loeb (Chicago 1924) aufgreift. Ab Mitte der sechziger Jahre treten schwule Gewaltverbrecher fÃ¼r einige Jahre gehÃ¤uft paarweise auf: Brignone und Dorda (Buenos Aires 1965), die Deutschen Duft und Bassenauer (Griechenland 1969), Fuchs und Ditz (Lebach 1969), Rammelmayr und Todorov (MÃ¼nchen 1971). Untersucht man die sehr verschieden gelagerten FÃ¤lle nÃ¤her, findet man zumeist Querverbindungen zu gleichzeitigen politischen PhÃ¤nomenen mit emanzipatorischem Anspruch, von den argentinischen Peronisten bis zur RAF. Das private Verbrechen ist nie nur privat.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Das Leben eine Sitcom

1. Vorspiel

Da er Wolfgang hieÃŸ, nannten sie ihn anfangs Wolferl. SpÃ¤ter passte es nicht mehr, er war ein krÃ¤ftiger und hÃ¼bscher Kerl geworden. Seine Eltern betrieben ein kleines Hotel in Gmunden, er sollte es einmal Ã¼bernehmen. Sie lieÃŸen ihn Koch lernen und waren hoch erfreut, als er Magda, ihre Kellnerin, zur Frau nahm. Es kam fÃ¼r alle Ã¼berraschend. Was hatte er sich nur dabei gedacht?

Wenn die beiden einmal in Salzburg waren und sich durch die Getreidegasse schoben, gingen ihre Blicke in verschiedene Richtungen. Magda fiel jede Frau unangenehm auf, die den Gemahl freudig musterte. DafÃ¼r entgingen ihr die AugenaufschlÃ¤ge, die Wolfgang von Seiten mancher MÃ¤nner erhielt. Wolfgang nahm sie zunÃ¤chst gelassen hin und stellte bei sich fest, dass Magda ahnungslos war.

Bald schon empfand er die Ehe als GefÃ¤ngnis. Magda erfuhr, sie kÃ¶nne nicht bei ihm bleiben. Sie drohte, sich in den Traunsee zu stÃ¼rzen. Stattdessen siedelte sie nach MÃ¼nchen Ã¼ber, wo sie besser verdiente. Sie betrieben beide die Scheidung.

2. Wels

Wolfgang zog nach Wels, zu seinem Ã¤lteren Bruder, der dort einen Gasthof hatte. Es war der Stammsitz der Familie. Er richtete sich unter dem Dach ein Studio ein und wurde Vertreter fÃ¼r HotelwÃ¤sche. GÃ¤ste kommen immer, WÃ¤sche wird immer verschlissen. Er fing an, Ã¼bers Wochenende nach MÃ¼nchen zu fahren und die andere Seite kennenzulernen. Um sich passend neu einzukleiden, lieÃŸ er in Deutschland von einem Lederschneider MaÃŸ nehmen. Das Paket mit den fertigen Sachen blieb zunÃ¤chst bei der Post hÃ¤ngen. Er machte Spektakel, es sei eine Kollektion, die er fÃ¼r die Messe in BrÃ¼nn benÃ¶tige. Da suchten sie natÃ¼rlich mit Nachdruck.

Neu ausstaffiert fuhr er zum ersten Mal nach KÃ¶ln und lernt prompt Carlo kennen. Er lud ihn ein, seinen Urlaub bei ihm in Ã–sterreich zu verbringen. Musst doch nicht immer nach New York fliegen, sagte er ihm. FÃ¼r Carlo war Wels ein genÃ¼gend exotisches Reiseziel.

Mein Bruder hat keine Ahnung, sagte Wolfgang bei Carlos Ankunft. Die SchwÃ¤gerin begegnete dem Gast mit groÃŸer ZurÃ¼ckhaltung. Wenn die beiden Ã¼berhaupt zu Hause aÃŸen, dann immer nur im Studio. Der Kochlehrling brachte die fertigen Speisen nach oben und Ã¼bertrieb es dabei mit der Diskretion seiner Blicke. Wolfgangs Bruder war viel beschÃ¤ftigt. Carlo bekam ihn kaum zu Gesicht. Gast und Gastgeber besuchten CafÃ©s in der Stadt und langweilten sich dort ein wenig.

3. Wien

Daher fuhren sie in die Bundeshauptstadt. Sie nahmen ein Zimmer dicht am Graben. Die Pensionswirtin: Also, aus Wels kommen Sie? Na, geschenkt â€¦ - Carlo schlug vor, seinen alten Freund Svoboda zu besuchen. Er meldete sie telefonisch an, dann gingen sie zu FuÃŸ in den 7. Bezirk. Svoboda lieÃŸ sie herein und lachte: Aus Wels bist du? Na, so was! â€“ Wolfgang hatte sich ihm gegenÃ¼ber neulich in MÃ¼nchen fÃ¼r einen Salzburger ausgegeben. Er entschuldigte sich: In MÃ¼nchen bin ich halt nur inkognito.

Sie gingen zusammen essen. Dann besuchten sie noch eine Bar. Als Svoboda nicht in der NÃ¤he war, behauptete Wolfgang vor anderen GÃ¤sten wieder, er komme aus Salzburg und sein Name sei Thomas.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sie sahen das Ãœbliche: SchÃ¶nbrunn, den Wurstlprater und das Belvedere. Dann fuhren sie durch die Alpen ins Salzkammergut.

4. Gmunden

Wolfgangs Eltern waren zuvorkommend, beinahe herzlich und auf jeden Fall neugierig. Wolfgang sagte auch von ihnen: Sie haben keine Ahnung. Da das Zimmer des Sohnes zu klein fÃ¼r beide war, bekamen sie ein GÃ¤stedoppelzimmer. Dem Hotel war ein Nachtlokal angeschlossen. Am ersten Abend besuchten sie es und sahen einen Striptease lÃ¤ndlicher Art. Sie tÃ¤uschen amÃ¼siertes Interesse vor und Wolfgang sagte nachher: Um GÃ¤ste zu bedienen, wÃ¤r sie auch weniger geeignet.

Am Tag darauf nahmen sie ein Elektroboot und fuhren auf dem Traunsee herum. Wolfgang zeigte auf die riesige Kalkpyramide Ã¼ber dem See und sagte: So wie der Traunstein, so ist spÃ¤ter mal das Alter. Carlo war anderer Ansicht: Zu einer Altersdepression passe eher eine Tiefebene.

Dann stand Salzburg am Abend auf dem Programm. Sie besuchten zwei Bars, an die Carlo sich schon bald nicht mehr erinnern konnte. Wolfgang sagte dort, sein Name sei Bernhard und er wohne in Wien. Wolfgangs Mutter wurde tags darauf beim FrÃ¼hstÃ¼ck etwas lÃ¤stig. Sie wollte durchaus die Namen der von ihnen besuchten LokalitÃ¤ten erfahren. Ihrem Sohn waren sie schon entfallen, er sprach lieber Ã¼ber die Parkplatzsuche in Salzburg. Die Mutter blickte unbefriedigt drein.

5. MÃ¼nchen

Am Schluss verbrachten beide einige Tage in MÃ¼nchen. Sie wohnten erst bei einem von Wolfgangs Freunden und siedelten schon nach einer Nacht lieber in ein Hotel Ã¼ber. Carlo musste aufpassen, dass er nicht die Wahrheit verriet, wenn sie abends ausgingen. Wolfgang war jetzt angeblich wieder in Salzburg zu Hause. Immerhin duldete er es, mit Wolf angesprochen zu werden. Im GesprÃ¤ch mit einem anderen Gast behauptete er, Carlo und er hÃ¤tten sich gerade erst getroffen und wÃ¼rden bald durch die Alpen nach Wien fahren. Der andere: Dann schaut euch unbedingt auch das GesÃ¤use an. Und er begann ihnen etwas vom Ennsdurchbruch vorzuschwÃ¤rmen, den sie tatsÃ¤chlich auf dem Weg nach Gmunden schon besucht hatten. Wolfgang lachte hinterher: Der hat das geglaubt!

Als Carlo in den Zug nach KÃ¶ln stieg, kam die Frage: Willst du nicht ganz nach Ã–sterreich kommen? Wir finden schon etwas fÃ¼r dich â€¦ - In der WÃ¤schebranche? â€“ Na, ich dacht eher an Brotaufstrich. FrÃ¼hstÃ¼cken tun die Leute immer.

6. Nachspiel

Sie telefonierten ab und zu. Carlo erfuhr, Wolfgangs Eltern rechneten nicht mehr mit ihm als Nachfolger und suchten einen KÃ¤ufer fÃ¼r ihr kleines Hotel. Und sein Bruder hatte ihm gesagt, er wisse lÃ¤ngst Ã¼ber ihn Bescheid.

Auch von Magda gab es Neues zu berichten. Sie war jetzt schwanger. Wolfgang sagte: Sie will das Kind nicht. Ich hab ihr Geld fÃ¼r die Abtreibung angeboten â€¦ Ihr Freund gibt nichts dazu. Du, ich glaub, ich geh ganz nach MÃ¼nchen. Dann kann ich mich wieder mehr um die Frau kÃ¼mmern. Und du, hÃ¤ttest du nicht auch Lust zu kommen? Nein? Warum nicht? Pourquoi pas?

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Bilder aus dem Simplicissimus

Es wurde und wird behauptet, der Deutsche an sich sei humorlos. Sogar Tucholsky hat sich einmal in einem Geburtstagsartikel fÃ¼r Hermann Hesse in diesem Sinn geÃ¤uÃŸert. Nun, was ist der Deutsche an sich â€“ es gibt Fragen, die mich mehr beschÃ¤ftigen. TatsÃ¤chlich hat in Deutschland jede Generation eine FÃ¼lle groÃŸer humoristischer und satirischer Talente hervorgebracht, von Otto Julius Bierbaum, Otto Reutter und Wilhelm Bendow Ã¼ber Loriot und Robert Gernhardt bis Hape Kerkeling. Es durfte und darf gelacht werden. Wenden wir uns also vom Nationalcharakter ab und den Erzeugnissen zu, und zwar heute den Karikaturen.

Der â€žSimplicissimusâ€œ, gegrÃ¼ndet 1896 in MÃ¼nchen, war die erste groÃŸe satirische Wochenschrif hierzulande. Viele der dort abgedruckten Karikaturen reizen noch heute unwiderstehlich die Lachmuskeln. Es lohnt sich, in einem Band mit Nachdrucken zu blÃ¤ttern â€¦

Da sitzen auf einer SoirÃ©e zwei bereits leicht verlebte LebemÃ¤nner auf einem Rundsofa, Menschentiere aus einem Jugendstilzoo, elegant, blasiert und am eigenen LebensÃ¼berdruss schwer leidend. Einer zÃ¼ndet seine Zigarette an der des anderen an. Dialog: â€žDeine Kleine hat sich erschossen?â€œ â€“ â€žNee, vorbeigeknallt - schwer verwundet.â€œ â€“ â€žFatal, was wirst du nun tun?â SchieÃŸunterricht geben lassen.â€œ (1900)

MerkwÃ¼rdig aktuell: Zwei evangelische Pastoren, ganz in Schwarz, mit Beffchen, sich selbstzufrieden reckend und streckend, einer mit vor der Brust gekreuzten Armen, der andere hÃ¤ndereibend: â€žEin gÃ¼nstiges Jahr, teurer Amtsbruder, drei Sittlichkeitsverbrechen weniger als auf katholischer Seite.â€œ (1901)

Drei mÃ¤nnliche Figuren in einer Badeanstalt, die Lebensstufen vom Kleinkind bis zum Greis, von rachitisch bis schmerbÃ¤uchig. Und der alte Gymnasiallehrer sagt: â€žBeim Betreten eines Schwimmbades denken wir unwillkÃ¼rlich an die Schlacht bei Arausio, wo unsere tapferen Vorfahren durch den bloÃŸen Anblick ihrer Leiber den Schrecken der RÃ¶mer erregten.â€œ (1902)

Ein Chirurg im OP, mit der Physiognomie eines Landmetzgers, wÃ¤scht seine HÃ¤nde und sagt zur Schwester: â€žEinmal habe ich einen Patienten mit dem Leben durchgebracht â€“ da hatten wir nÃ¤mlich eine falsche Diagnose gestellt.â€œ (1907)

Auch sehr jugendstilig: Sie ist der Typ weiÃŸblonde GÃ¶ttin, unnahbar in weich flieÃŸendem Gewand auf schwellendem Sofa â€“ er zerfallender Lebemann, hinter ihr auf die RÃ¼ckenlehne gestÃ¼tzt: â€žWeisen Sie meine Hand nicht zurÃ¼ck! Ich bin mit zweihunderttausend Mark in der Lebensversicherung und habe einen vorgeschrittenen Leberkrebs.â€œ (1908)

Noch makabrer der Dialog zweier bekÃ¼mmerter alter Herren im Nippessalon: â€žWie hat denn die Kranke die weite Reise Ã¼berstehen kÃ¶nnen?â€œ â€“ â€žNicht sehr gut. Aber ein Leichentransport hierher i doch bedeutend teurer.â€œ (1912)

Nach der Novemberrevolution in einer MÃ¼nchner Opernloge: Der Bauer als Kriegsgewinnler, die Gattin feist-selbstzufrieden, vor ihnen auf der BrÃ¼stung ein Brathuhn. Er schraubt den Champagner auf. Logendiener fragt: â€žBefehlen die Herrschaften vielleicht ein Opernglas?â€œ â€“ â€žNein, dank schÃ¶n trinken gleiâ€™n aus der Flaschâ€™n.â€œ (1919)

Eine bekÃ¼mmerte Schwangere auf einer Bank im GrÃ¼nen, allein mit ihren Gedanken. Das Gesicht wie von KÃ¤the Kollwitz. Sie denkt so fÃ¼r sich: â€žOb Bub oder MÃ¤del, ist gleich. Sie stellen sich ja spÃ¤ter doch um.â€œ (1926)

Das war nur eine kleine Auswahl aus einem Riesenarchiv bester Satire.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Mit Gottfried Benn um die Welt

Welches war der absolut hÃ¶chste Punkt in meinem Leben, gemessen in Metern Ã¼ber dem Meeresspiegel? Ich weiÃŸ es noch genau, weiÃŸ auch, welche GefÃ¼hle mich dort beseelten. Doch ich will den HÃ¶hepunkt noch etwas hinauszÃ¶gern und Ihre Aufmerksamkeit vorher auf einen Gipfel deutscher Lyrik lenken. Es ist "Reisen" von Gottfried Benn. ZunÃ¤chst nur die erste Strophe:

"Meinen Sie, ZÃ¼rich zum Beispiel / sei eine tiefere Stadt / wo man Wunder und Weihen / immer zum Inhalt hat?"

Ehrlich gesagt, auf ZÃ¼rich wÃ¤re ich in diesem Zusammenhang nicht gekommen. Vielleicht wollte er sich damit an Thomas Mann reiben, den er anlÃ¤sslich von dessen Tod als groÃŸen alten Erzengel sah. Sich selbst reihte er gleichzeitig, allzu selbstbescheiden, um aufrichtig zu sein, unter die Putten und Amoretten ein.

Wir kamen auf dem Weg ins Wallis nicht einmal Ã¼ber ZÃ¼rich. Es ging via Basel und Bern nach Brig und von dort hinauf nach Blatten. Es ging tÃ¤glich hoch hinauf, damit will ich Sie nicht langweilen ... Und dann sollte der hÃ¶chste Tag im Leben kommen. Wir nahmen den ersten Bus von Blatten (1327 m) hinunter nach Brig (678 m). Dort zwÃ¤ngten wir uns in die verflucht enge und immer bis auf den letzten Platz besetzte Schmalspurbahn nach Zermatt (1616 m). Sollte ich vielleicht doch an Klaustrophobie leiden oder ein pathologischer Misanthrop sein? Ach, war es schÃ¶n, nach einer guten Stunde -guten?- das ZÃ¼glein verlassen und die herrliche Hochgebirgsluft atmen zu kÃ¶nnen.

Was soll ich von Zermatt sagen? Viele GeschÃ¤fte und Restaurants, nicht ganz billig, und die Hotels und Pensionen schmÃ¼cken sich im Sommer mit Geranienkaskaden. So viele Blumen der gleichen Art lÃ¶sten bei mir die Frage aus: Essen sie die am Ende? Adorno hat seinen letzten Urlaub dort nicht gut vertragen. Er erlitt einen Schlaganfall und starb im Krankenhaus von Brig. Es sei allen zur Warnung ins GedÃ¤chtnis zurÃ¼ckgerufen.

Wir lÃ¶sten zwei Billets (nicht ganz billig) hinauf zum Unterrothorn (3103 m). Man muss zweimal umsteigen. Zuerst wird man in einer Alpenmetro unterirdisch den Berg hinaufgeschossen, sehr romantisch, dann mit zwei Seilbahnen noch weiter schwungvoll den Berg hinaufgeschaukelt. Oben angekommen waren wir noch nicht am Ziel unserer WÃ¼nsche. Wir wandten uns nach links - oder war es rechts? Im Kopf regte sich leiser Schwindel. Atmung und Kreislauf waren schon etwas mÃ¼hsam geworden. Aber nicht aufgeben, das Oberrothorn (3413 m) will auch noch von uns bezwungen werden!

Es kam noch ein Zwischenabstieg. Nun halten wir am Punkt 2981. Verschnaufen wir mal kurz und rechnen aus, wie viele HÃ¶henmeter wir bis jetzt rauf und runter addiert zurÃ¼ckgelegt haben. Es sind 3196 m. Nach kurzer Rast wollten wir auch noch die restlichen 432 m stemmen, um anschlieÃŸend den RÃ¼ckweg anzutreten, womit wir dann auf 7256 m bewÃ¤ltigten HÃ¶henunterschied an einem Tag gekommen wÃ¤ren. Ach, es war uns nicht vergÃ¶nnt ... Mein Begleiter fÃ¼hlte sich einem Kollaps nahe, mir ging es auch nicht gut. Wir ruhten noch einmal kurz in der Senke aus und schlichen dann zum Unterrothorn hinauf. Und von da an zogen wir uns wie Napoleon nach dem Brand Moskaus unaufhaltsam zurÃ¼ck. Unten in Brig fÃ¼hlten wir uns beinahe wieder wohl.

Wenn das der HÃ¶hepunkt war, wie war dann erst der tiefste? Ich kann ihn nicht genau ermitteln, es gab zu viele Tiefpunkte. Nehmen wir also an, es war Cuxhaven (3 m). Was kann man in Cuxhaven treiben? Um den Bahnhof herum riecht es nach Fisch. Weiter Richtung Meer gibt es schÃ¶ne alte HÃ¤user - die gibt es in Hamburg auch. Man landet zwangslÃ¤ufig am Wasser, wo die Elbe unbestimmbar ins Meer Ã¼bergeht. Nur von der erhÃ¶hten Strandpromenade auf dem Deich hat man einen guten Blick. Ich stieg hinauf und ging immer weiter Richtung offenes Meer. Ich fÃ¼hlte mich richtig gut.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Dann fiel mir auf, die Promenade war eingezÃ¤unt und an jedem Zugang stand, sehr unromantisch, ein KassenhÃ¤uschen. Ich folgerte, dass ich mich vorhin versehentlich an einem vorbeigeschmuggelt haben musste. Mein Gewissen ist Ã¼berempfindlich. Auch fÃ¼rchtete ich Kontrollen. Also verlieÃŸ ich am nÃ¤chsten HÃ¤uschen die UmzÃ¤unung und sah mir die Preistafel an. Sooo viel fÃ¼r eine Tageskarte, fÃ¼r einen Spaziergang am Meer? Mein Sinn fÃ¼rs Ã–konomische ist auch ausgeprÃ¤gt. Den Spaziergang hatte ich doch schon gratis gehabt. Also blieb ich drauÃŸen und ging langsam hinter dem Deich zurÃ¼ck in die Stadt.

Ich murmelte die letzte Strophe von Benns Gedicht vor mich hin:

"Ach, vergeblich das Fahren! / SpÃ¤t erst erfahren Sie sich: / bleiben und stille bewahren / das sich umgrenzende Ich."

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Fragment

Am Anfang war die Frage: Werde ich meinem Vater, jetzt da das Alter auch bei mir einsetzt, Ã¤hnlich? Ich kann unser Ã„uÃŸeres nicht unmittelbar vergleichen, er ist mehr als zehn Jahre tot und hat sich in seiner letzten Zeit nicht mehr fotografieren lassen. Mir fÃ¤llt auf, dass schon hier die Ãœbereinstimmung zwischen uns beginnt. Ich habe als junger Mann viel fotografiert, genau wie er, und bin selbst oft aufgenommen worden. Jenseits der vierzig hat beides aufgehÃ¶rt, wie so vieles andere â€¦

Nein, dem Alten noch Ã¤hnlich zu werden, und sei es auch nur Ã¤uÃŸerlich, wÃ¼rde mir nicht passen. Ich mÃ¼sste mich dann fragen, ob er am Ende Recht behalten und sozusagen posthum die Oberhand Ã¼ber mich gewonnen hat, ausgerechnet er, mein Vater: zwanzig Jahre lang kaum mehr als eine atmende Totenmaske auf einem KÃ¼chensofa. Anfangs gab er sich noch amÃ¼siert, wenn ich nach Hause kam und von dem zu berichten versuchte, was drauÃŸen in der Welt geschah. Er nahm mich demonstrativ nicht ernst. Die Achtundsechziger, Reformen, sexuelle Revolution, davon brauchte ich gar nicht erst anzufangen. Aber auch mein Privatleben, soweit ich es offen zu legen bereit war: Reisen, Wohnungswechsel, Berufsarbeit - all das langweilte ihn offenkundig. Davon konnte ich meiner Mutter erzÃ¤hlen, er schwieg dazu immer nur, lÃ¤chelte hÃ¶chstens mal skeptisch.

Allerdings waren wir beide â€“ schon wieder: wir beide â€“ nicht immer vollkommen aufrichtig. ErzÃ¤hlte ich von Freunden, mit denen ich hier und da verreiste, konnte er lebendig wie selten werden und mit SchÃ¤rfe fragen: ein Kollege? Ich sagte nein und wechselte das Thema. Er fragte nie nach den BÃ¼chern, die ich gerade las â€“ ich las viel, wenn ich bei ihnen war, aus Langeweile -, doch ich Ã¼berraschte ihn mehrmals, wie er den Buchtitel studierte, wenn ich mal aus dem Zimmer gegangen war und plÃ¶tzlich zurÃ¼ckkam. Und die Zettel, die ich beim Lesen gern mit Notizen bedeckte und beim Hinausgehen in den Band legte, fand er unwiderstehlich. Wie er sich dann abmÃ¼hte, mein Gekritzel zu entziffern, meist vergeblich, nehme ich an - auch dabei habe ich ihn ertappt und dazu immer geschwiegen. Am Schluss verschlief er meine Besuchstage nur noch oder drehte sich zur Wand.

Ich weiÃŸ ja, mit meinem Vater komme ich nicht mehr ins Reine. NÃ¤he oft gespÃ¼rt, aber nie ertragen, das war unsere Unterart von FamilienhÃ¶lle. Aber ich will mir von seiner nur noch schemenhaften Erscheinung nichts kaputt machen lassen, nicht das bisschen Stolz auf das bisschen Autonomie. Macht kaputt, was â€¦ Ach, vergessen wirâ€™s!

Ich zog eine Kommodenschublade auf und nahm ein altes Fotoalbum heraus. Da war plÃ¶tzlich das BedÃ¼rfnis nach einem VerbÃ¼ndeten - vielleicht mein eigenes jÃ¼ngeres Selbst?

Manche Fotos von mir finde ich heute peinlich. FÃ¼rs BÃ¼ro wie mit Absicht schlecht angezogen, auf Reisen gekÃ¼nstelt lÃ¤chelnd â€“ warum habe ich sie eingeklebt, ich hÃ¤tte sie besser vernichten sollen. Auf anderen dagegen komme ich mir sehr reizvoll vor, zumal in meiner damals Ã¼blichen Abendausgehgarderobe. Mein kleines Schwarzes, so nannte ich das bei mir und vor anderen. Das war nicht sehr originell, aber ich genoss es, dabei verrucht zu lÃ¤cheln. Ich hÃ¤tte, wenn ich ausging, gern meine eigene Bekanntschaft gemacht. Einige Jahre lang, das kann ich ganz objektiv behaupten, war ich ein recht hÃ¼bscher Kerl. Und mehr als das: An mir ist auf diesen Bildern unbestreitbar etwas Seelenvolles. Blicke ich jetzt in den Spiegel, entdecke ich davon so gut wie nichts mehr. Wann und auf welche Weise ist es mir abhanden gekommen? Das zu untersuchen, reizt mich zunÃ¤chst noch nicht. Ich stelle lieber fest, wie sehr meine Augen damals glÃ¤nzten. Ich sehe meistens verliebt aus, und ich war es auch. Ich war verliebt in die Welt. Nun ist die Welt an sich eine mehr oder weniger abstrakte Angelegenheit. Konkret gliedert sie sich oder besser: zerfÃ¤llt sie in Trillionen und Abertrillionen von Einzelerscheinungen. Die Aufgabe ist einem klar gestellt: Die eigene LiebesfÃ¤higkeit an einem dafÃ¼r geeigneten Objekt zu erweisen. Damit beginnen die Schwierigkeiten, die einem die besten Jahre vergÃ¤llen kÃ¶nnen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die kleinen Bilder aus dem Fotoautomaten sind die gelungensten. Das kam mir zunÃ¤chst merkwÃ¼rdig vor, dann begriff ich: In der Enge der Kabine waren Gestik und sich in Positur bringen so gut wie ausgeschlossen. (Ich war immer ein schlechter TÃ¤nzer.) Hier musste ich mit den Augen sprechen. Von diesen Aufnahmen konnte ich mich nicht trennen, auch wenn ein Ausweis abgelaufen war. Eine von ihnen, ich glaube, fÃ¼r die U-Bahn damals, zog meine Aufmerksamkeit jetzt auf sich. Das mit Fotoecken eingeklebte Bild schien sich zu wÃ¶lben. Ich fasste unter das kleine Rechteck â€“ und machte einen Ã¼berraschenden, ja wunderbaren Fund.

Ein kleiner Zettel, zusammengefaltet. Ich falte ihn auseinander. Das Papier mÃ¼rbe, vergilbt. Muss schon sehr alt sein. Ich erkenne eine blaue, noch immer akkurate Kugelschreiberschrift. Vor- und Familienname - eine Adresse in Amsterdam mit Telefonnummer? Der Name sagt mir zunÃ¤chst nichts: Johan Orteliusâ€¦ Dann jubiliere ich: Er, Johan?!

Ich hatte zwar seinen Namen schon lange vollstÃ¤ndig vergessen, besaÃŸ aber noch immer in meiner Erinnerung einen starken Eindruck von ihm. Ich hÃ¤tte sein Ã„uÃŸeres nur noch sehr unvollkommen beschreiben kÃ¶nnen, dafÃ¼r umso eindringlicher die Ã¼beraus starke und seltsame Wirkung seiner Person auf mich. Ich schiebe das noch etwas hinaus â€¦ Der Zettel ist von ihm, da habe ich wieder etwas in der Hand, einen Beleg. Es hat ihn also wirklich gegeben. Es ist auch der Name der Gracht, an die ich mich wieder erinnere. Warum mag ich das kleine Papier damals behalten und gerade an dieser Stelle verwahrt haben? GewÃ¶hnlich Ã¼bertrug ich doch die Adressen meiner Bettgenossen in ein Notizheft und warf die Zettel danach weg. Mein kleines rotes Buch â€“ eines Tages trennte ich mich auch von ihm in einem wahnhaften Anfall, dem aussichtslosen Versuch, noch einmal neu anzufangen. Nur Weniges habe ich so sehr bereut.

Dass man Kunstwerke technisch reproduzieren kann, daran sind wir schon lange gewÃ¶hnt. Neu ist in der schÃ¶nen neuen Welt der Suchmaschinen: Wir kÃ¶nnen jetzt auch unser GedÃ¤chtnis mit den Mitteln moderner Technik auffrischen. Wir kÃ¶nnen darÃ¼ber hinaus fast mÃ¼helos Anschluss an fÃ¼r uns lÃ¤ngst abgebrochene Entwicklungen finden. Johan Ortelius, ich rufe dich auf, erscheine mir â€¦ Lebt er noch, ist nicht an AIDS gestorben? Hat er sich als KÃ¼nstler durchgesetzt? Er schien mir damals auf dem Weg zum Erfolg zu sein, dafÃ¼r sprachen schon GrÃ¶ÃŸe und Ausstattung seines Ateliers. Mit wenigen Klicks war ich nach dreiÃŸig Jahren wieder im Bild. Er lebt also, und ich freute mich spontan fÃ¼r ihn. So viele andere sind lÃ¤ngst tot.

Ich erfuhr, er ist seit Jahrzehnten gut im GeschÃ¤ft. Hat Ausstellungen im In- und Ausland, auch in den USA. Er organisiert selbst Ausstellungen von Berufskollegen. Da gab es die Foto-Triennale in X oder die Woche zeitgenÃ¶ssischer Fotokunst in Y. Und wichtige Preise hat er bekommen â€¦ Dann blieb ich auf der Seite einer Berliner Galerie hÃ¤ngen, ich blieb dort wirklich hÃ¤ngen und bin noch immer nicht losgekommen. Es war nur eine kleine Ausstellung, im vorigen Jahr, sechs Wochen im Herbst. Man kann sich im Netz noch das Plakatbild von damals ansehen. Es ist ein SelbstportrÃ¤t von ihm, gerade aus dem Jahr, in dem ich ihm begegnet bin. Ich bin ihm auf einmal wieder sehr nahe. Oder er mir?

An das von ihm gewÃ¤hlte spezielle Arrangement habe ich mich allerdings erst gewÃ¶hnen mÃ¼ssen. Ich gebe zu, es hat mich anfangs ein wenig verstÃ¶rt. Dabei hat er nur konventionelle Mittel verwendet fÃ¼r seine Studie Ich als Mann von dreiÃŸig Jahren. Es ist ein Schwarz-WeiÃŸ-Brustbild im klassischen Halbprofil, die Ã„rmel des Jeanshemdes bis zum Bizeps hinaufgerollt. Der blonde Schnauzbart lÃ¤sst die Oberlippe frei, die Lippen sind einen Spalt geÃ¶ffnet. Was fÃ¼r ein Mund: sinnlich und schwerblÃ¼tig, mitfÃ¼hlend und vielleicht ein wenig bitter. Die Augen schauen ernst, schauen unbestechlich prÃ¼fend in die Welt und bieten sich ebenso der Ãœberprüfung dar. Es ist ein PortrÃ¤t im Stil der Renaissance â€“ mit einer barocken Zutat. Vor diesem stattlichen, schÃ¶nen, ja doch: schÃ¶nen Mann steht in BrusthÃ¶he ein kleiner runder Tisch mit Glasplatte, Ã¼ber ihr die linke Hand. Sie steckt in einem schwarzen Halbfinger-Lederhandschuh. Und die Hand ruht auf einem TotenschÃ¤del. Alt muss er sein, seine Farbe scheint die von altem Elfenbein. Die nackten Fingerspitzen betasten die SchÃ¤deldecke. Wollen sie die Struktur der OberflÃ¤che prÃ¼fen? Mit dem SchÃ¤del spielen? Nein, die Geste wirkt begÃ¼tigend. Sanft war er auch - sanft.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ich begriff, dass der Zufall mir ein Angebot machte. Ich beschloss, den Weg noch einmal zu gehen. Vielleicht wÃ¼rde ich danach den Abstand zwischen meiner Welt und der meines Vaters wieder fÃ¼r groÃŸ genug halten. Es kommt auf die Perspektive an, unter der man den Lebensverlauf betrachtet. Johan war eine viel versprechende Perspektive, wenn auch leider nur noch eine in der Vergangenheit.

2

Die PanAm-Maschine hob ab und lieÃŸ die HochflÃ¤che mit ihren Vororten, StraÃŸen, Schienen, Wiesen und WÃ¤ldchen unter sich. Sie stieg nur langsam auf in den Himmel Ã¼ber Stuttgart. Ein Eindruck von Schwere, von Last â€“ das passte zu meiner Verfassung. Da unten war mir fast alles misslungen, wieder einmal, und ich lÃ¶ste mich auch diesmal nicht leicht. An GepÃ¤ck hatte ich nur das Notwendigste dabei. Viel schwerer, so kam es mir vor, wog das andere, das, was ich unbewÃ¤ltigt zurÃ¼cklieÃŸ â€¦

Das Flugzeug legte sich in eine Kurve. Der Talkessel mit der inneren Stadt drehte sich von uns weg. Unter uns jetzt der Neckar. Ich erkannte Cannstatt und die groÃŸen Werkshallen, die Parks, den Wasen. Ich versuchte mich dazu zu zwingen, an nichts zurÃ¼ckzudenken. Es gelang mir weitgehend. Wir stiegen und gewannen an FlughÃ¶he wie an Geschwindigkeit. Die Teile der Stadtlandschaft unter uns gerieten in rasche Bewegung. Bevor sie endgÃ¼ltig verschwanden, gingen sie noch untereinander neue Beziehungen ein, neue optische Verbindungen, andere NachbarschaftsverhÃ¤ltnisse. Die letzten Blicke waren solche auf ein chaotisches Kaleidoskop, in dem sich mitten in der AuflÃ¶sung des Gesamtbildes noch neue Kontakte ergaben â€“ nur fÃ¼r mich nicht mehr, denn gleichzeitig entfernten sich die Orte immer weiter von mir. Ich musste nichts dazu tun. Das Loslassen erschien mir auf einmal einfach. Dann stob am Boden alles auseinander, war schon ausgelÃ¶scht.

Wir durchstieÃŸen die Wolkendecke. Wolken kÃ¶nnen vom Boden aus so nicht erlebt werden. Man gleitet beim Fliegen mÃ¼helos durch massive WolkenkÃ¶rper, verlÃ¤sst sie ohne Anstrengung, quert ein besonntes Tal â€“ so leicht, als wÃ¤re man ein Insekt Ã¼ber einer Sommerwiese - und gerÃ¤t wieder fÃ¼r lÃ¤ngere Zeit in das milchweiÃŸe Element. Es sind traumhafte Sequenzen, nur vergleichbar unseren TrÃ¤umen von einer Allmacht, die bei aller Potenz gÃ¤nzlich passiv bleibt. Dann fliegt man Ã¼ber den Wolken. Der Friede und die Beruhigung dort oben sind umfassend.

Es war erst mein dritter Flug. Ich war unterwegs zu einem VorstellungsgesprÃ¤ch in West-Berlin, und ich hatte keinen RÃ¼ckflug gebucht. Sie wÃ¼rden mich schon nehmen, alles andere war unvorstellbar. Ich wÃ¼rde in Berlin bleiben, auf jeden Fall. Es sollte mein Bruch mit allem Bisherigen sein.

Jetzt eine energische Durchsage: Bitte sofort anschnallen! Von da an verlief der Flug bis in die NÃ¤he von Berlin sehr unruhig. Einmal verspÃ¼rte ich, was das war: ein Luftloch. Bei Adorno hatte ich irgendwo gelesen, es gÃ¤be gar keine LuftlÃ¶cher. Damals waren mir erste Zweifel am Philosophen gekommen. Doch den einen Satz hielt ich nach wie vor hoch: Es gibt kein richtiges Leben im falschen. Ich machte mir noch nicht klar, worin die verfÃ¼hrerische Kraft dieser Feststellung fÃ¼r uns damals lag â€“ sie entlastete einen selbst, wenn etwas schlecht ablief. Ich war neunzehn und sollte noch mehr von ihm lesen, bis mich viel spÃ¤ter in Hamburg einer fragte: Und praktische Konsequenzen, wie sieht es damit bei dir aus? Ich gab zu, auch Adorno nur gelesen zu haben, um die Welt besser zu verstehen. Im falschen Leben kann es eben kein richtiges geben.

Es war Erik, der gefragt hatte. Ich machte gerade das FrÃ¼hstÃ¼ck fÃ¼r uns, nach der einzigen Nacht mit ihm, und er studierte die BuchrÃ¼cken. Als Fotograf legte Erik groÃŸen Wert darauf, als KÃ¼nstler zu gelten, ein KÃ¼nstler zu sein. Eine Fotografie war fÃ¼r ihn, so verstand ich ihn, die arrangierte Widerspiegelung eines Weltausschnitts, das ernsthafte BemÃ¼hen um einen Ã¤sthetischen Wert. Gerade er kÃ¶nnte verstanden haben, warum einer wie ich Adorno las. (Es wird kein Zufall sein, dass mir jetzt ein Fotograf als Erster in den Sinn kommt. Ist Fotografieren heute nicht die wahre

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

religiÃ¶se Kunst?)

Als ich nach Berlin flog, war der Philosoph schon zwei Monate tot. Die Wahl zum Bundestag lag nur Tage zurÃ¼ck. Brandt wÃ¼rde Kanzler werden, darauf lief es hinaus. Alles wÃ¼rde anders, besser werden. Auch meine Erwartungen waren groÃŸ, dabei so unbestimmt im Einzelnen wie fest gefÃ¼gt im GroÃŸen und Ganzen. Es verhielt sich mit ihnen nicht anders als mit meinen GefÃ¼hlen beim Aufsteigen des Flugzeugs, es war eine rein passive Auffassung der Sache. Der Fortschritt musste kommen, und ich hielt nach ihm Ausschau. Dabei hatte ich vor kurzem noch, wie so viele andere, das Heraufkommen eines neuen autoritÃ¤ren Staates befÃ¼rchtet. Sie blieb uns also bis auf weiteres erspart, die NATO-Notstandsdiktatur, wie schÃ¶n.

Wenn es kein richtiges Leben im falschen gab, dann musste sich tatsÃ¤chlich alles Ã¤ndern. Eines hatte sich schon geÃ¤ndert: Der Paragraph war gefallen, wenige Wochen vor der Wahl. Schluss mit dem HundertfÃ¼nfundsiebziger â€“ und nicht lÃ¤nger mit uns HundertfÃ¼nfundsiebzigern. Auch das war fÃ¼r mich bisher mehr Theorie als Praxis - ich hatte noch nie mit irgendeinem geschlafen, weder mit einem Mann noch mit einer Frau. (Den einzigen und weitgehend misslungenen Versuch lasse ich dabei unberÃ¼cksichtigt.)

Wir flogen jetzt tief, Berlin war schon unter uns. Mein erster Eindruck, noch aus der Luft, war wie beim vorigen Mal: eine Stadt, anders als andere StÃ¤dte. Aber was kannte ich bisher schon? Stuttgart oder Mannheim konnten sich mit West-Berlin nicht messen, nicht einmal MÃ¼nchen. Wirklich groÃŸe StÃ¤dte wie Paris oder New York hatte ich noch vor mir, und als ich sie kannte, blieb Berlin auch unter ihnen ein Sonderfall.

Berlin kam mir entgegen, aufnahmebereit, dachte ich, es war infolge des Sinkflugs auch kÃ¶rperlich spÃ¼rbar. Dann legte sich das Flugzeug unerwartet auf die Seite, wie ein unruhiger SchlÃ¤fer, nahm eine rasante Kurve und dÃ¼ste unter rapidem HÃ¶henverlust erst knapp Ã¼ber die Mietskasernen, dann Ã¼ber die FriedhÃ¶fe von NeukÃ¶lln. Unmittelbar danach plÃ¶tzlich das harte Aufsetzen auf der Tempelhofer Rollbahn, wie eine Sturzgeburt mit Geburtsschock. Das Drosseln der Triebwerke und der Gegenschub machten erstmals seit dem Start die Erdenschwere wieder fÃ¼hlbar. Ein wenig Vernichtungsangst Ã¼berkam mich noch â€“ und sie fiel von mir ab, als ich spÃ¼rte, wie die Maschine langsam ausrollte auf der Rollbahn des Lebens. Ein Flug wie eine Wiedergeburt. Mein neues Leben, es wÃ¼rde sofort anfangen abzurollen. Erst jetzt begann alles.

Noch am Tag der Ankunft stellte ich mich in Steglitz vor. Sie nahmen mich, wie ich war (dachten sie vielleicht), und schon am nÃ¤chsten Tag konnte ich bei ihnen anfangen. Ich blieb dort, solange ich mit Berlin noch nicht fertig war. Damit ist schon so gut wie alles darÃ¼ber gesagt. Berufsarbeit war entfremdete Arbeit im Gegensatz zu Arbeit an sich selbst, ich zweifelte keinen Augenblick daran. Selbstverwirklichung war, wenn Ã¼berhaupt, nur auÃŸerhalb der Berufswelt mÃ¶glich. So waren die Spielregeln, sie waren nicht von mir. Ich akzeptierte sie.

Sollte ich je Lust verspÃ¼ren, einen Roman Ã¼ber diese Arbeitswelt zu schreiben, muss mich schon die damals eingegangene Schweigeverpflichtung davon abhalten. Sie kann sich streng genommen nur auf die Fakten beziehen, die dem Unterschreibenden nach Vertragsabschluss bekannt werden. Also dÃ¼rfte ich das EinstellungsgesprÃ¤ch schildern und die beiden GeschÃ¤ftsfÃ¼hrer â€¦ Daran ist fÃ¼r mich nichts Reizvolles. Es waren durchschnittlich farblose MÃ¤nner in einer bloÃŸ alltÃ¤glichen Situation.

SpÃ¤ter gab es doch ab und zu Stoff, geeignet fÃ¼r eine satirische ErzÃ¤hlung. Niemand wird mich fÃ¼r diesen einen VerstoÃŸ noch maÃŸregeln wollen, nach so langer Zeit â€¦ Drei Jahre nach meinem Eintritt dort stand eine Renovierung des Hauses an. Die ferne westdeutsche Zentrale â€“ wir waren nur eine Filiale von ihr â€“ gab alles bis ins letzte Detail vor: den Wandanstrich und die Farbe des Teppichbodens, welche MÃ¶bel angeschafft und wie sie in den RÃ¤umen aufgestellt wurden. Die Ordnungswut ging so weit, dass sogar jede Schreibschale ihren fest zugewiesenen Platz auf einem neuen Schreibtisch haben sollte. Und wenn GerÃ¤te nicht in die neuen engen Schubladen passten,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wurden sie kleiner gemacht, Teile von ihnen abgerissen. Unter der Fahne der Rationalisierung liefen Nivellierung und Disziplinierung mit. Dabei taten sich die Aufsteiger, diese MÃ¤nner der Zukunft, besonders hervor. Einer von ihnen, mein direkter Vorgesetzter, hatte sich ab und zu mit mir Ã¼ber Literatur unterhalten, mir BÃ¼cher ausgeliehen, von Uwe Johnson zum Beispiel. Er hatte auch gesagt, fÃ¼r ihn laufe die natÃ¼rliche Entwicklung der Gesellschaft auf den Sozialismus hinaus. Jetzt monierte er, dass die erwÃ¤hnte Schreibschale bei mir auf der falschen Seite stand. Ich stritt mich ein wenig mit ihm und fÃ¼gte mich dann.

So verbrachte ich Jahr um Jahr vierzig Stunden in der Woche in einem Milieu, fÃ¼r das ich nach meinem GefÃ¼hl nicht geschaffen war. Waren es denn meine Kollegen? Mein GegenÃ¼ber, der hÃ¼bsche, sensible H., war musikalisch, er hatte in einer Band ein Instrument gespielt und inzwischen damit aufgehÃ¶rt. Vielleicht hÃ¤tte ich mich in Stuttgart in ihn verliebt, aber ich war nicht nach Berlin gekommen, um noch einmal den gleichen Fehler zu machen. Mit Kollegen Ã¼berhaupt war ich fertig. H. waren mein Auftreten und mein Ton viel zu brÃ¼sk, und ich warf ihm insgeheim vor, dass er sich den bÃ¼rgerlichen Kleidernormen wie auch den meisten anderen Regeln unterwarf. Zum Geburtstag des Chefs kam er statt wie sonst im Rollkragenpulli mit Schlips, und bei der Feier hÃ¶rte ich ihn vom anderen Ende des Tisches her, nicht einmal unfreundlich, sagen, ihr junger Kollege langweile sich offenbar auÃŸerordentlich.

NatÃ¼rlich hatten wir im BÃ¼ro auch einen Homo, das heiÃŸt, einen, von dem es jeder wusste. Nur ein knappes Jahrzehnt Ã¤lter als ich, schien er einer anderen, tieferen Schicht in der Zeit anzugehÃ¶ren. Er trug flauschige Sachen, die den KÃ¶rper betonten, wahrscheinlich von Schwulbach, wie der wirkliche Name der Firma gern abgewandelt wurde. Der Laden am mittleren Kudamm bot noch immer den Tuntenlook der Sechziger zu moderaten Preisen und in groÃŸer Auswahl an und wurde von einem anderen, boshafteren Kollegen nur Pupen-Bilka genannt. Mein Ã¤lterer schwuler Bruder war mir peinlich, sein verdrÃ¼cktes Benehmen, die ganze zurÃ¼ckgestaute Tempelhofer oder Mariendorfer Erotik, seine zerquÃ¤lte Sanftmut, wie bei einem Hund, der getreten wird und beiÃŸen mÃ¶chte und es lÃ¤ngst verlernt hat. Wenn ich ihn ansah, hatte ich vor mir, was ich auf keinen Fall sein wollte. Er litt unter seinem Ruf so sehr, dass er sich verlobte oder es wenigstens behauptete. Keiner trug den Verlobungsring wie er, er wies ihn stÃ¤ndig vor, als den erschwindelten Ausweis einer NormalitÃ¤t, die ihm doch niemand glaubte.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sturmangriff: Die Achtundsechziger kommen!

Damals, in jenen stÃ¼rmischen Zeiten, waren wir achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Gleich nach der Schule zogen wir in eine richtige GroÃŸstadt. Wir hatten bis dahin noch nichts von der Welt gesehen, nur unseren Provinzwinkel. Jahrelang am Gymnasium dem Abitur entgegengeschlafen - und jetzt probierten wir Rollen aus. K. warf sich aufs dramatische Fach. Sein Lieblingsbild war "Die Freiheit fÃ¼hrt das Volk" von Delacroix, sein liebstes Zitat: "Ist erst der Vatermord geschehen, dann tanzen sie um die Leiche." Ich neigte eher zum Elegischen, und zwar mit strafendem Unterton. Man sollte merken, dass ich Karl Kraus kannte.

K. dachte sich Pseudonyme auf Vorrat aus und schloss seine Briefe mit "Venceremos". Ich antwortete ihm einmal: Die Dummheit wird siegen. Wenn wir uns drei Tage nicht sehen konnten, schickten wir uns Briefe, deren Hauptthema die von uns geplante Zeitschrift war. Wir dachten sie uns so Ã¤hnlich wie die SchÃ¼lerzeitung, nur auf eine uns unklare Weise bedeutender. Noch stritten wir Ã¼ber den Titel: "Human", wie von ihm vorgeschlagen, oder nach meiner Idee "Die APOkalypse"?

Um dies und Ã¤hnlich Wichtiges mit mir zu besprechen, bestellte er mich in den Hof der UniversitÃ¤t. Ich war zehn Tage fort gewesen und staunte, als ich ihn sah. Er hatte endlich die Marotten seiner Schulzeit aufgegeben: dunkler Anzug, Krawatte, Stockschirm und Melone. Jetzt trug er lauter buntes, schlabberiges Wollzeug. Die fahlen Rot- und GrÃ¼ntÃ¶ne standen ihm zwar nicht, doch wenn die Freiheit das Volk zur Revolution fÃ¼hrt, darf man nicht wie ein englischer BÃ¶rsenmakler aussehen.

K. sagte, wir mÃ¼ssten die ErÃ¶rterung des Namens unserer Zeitschrift verschieben. "Es gibt Wichtigeres, eine Veranstaltung im Audimax. Maihofer spricht, das heiÃŸt, er will sprechen, man wird ihn daran hindern. Jetzt geht es los, es geht los!" Dabei hÃ¼pfte er auf einem Bein, als lÃ¤ge die Leiche des Vaters schon auf dem Hofpflaster.

Im Audimax tagte seit Stunden die Vollversammlung. Maihofer sollte sein Referat nicht dort, sondern in einem HÃ¶rsaal halten. Die rasch wechselnden Redner im Audimax ereiferten sich wegen der gestrigen VorfÃ¤lle von Heidelberg. Wir verstanden nicht genau, was geschehen war. Walter Krause spielte offenbar wieder eine unrÃ¼hmliche Rolle, Krause, der Sozialdemokrat. Er war Minister in Stuttgart. Prophezeit hatte er es den Studenten schon: "Ihr werdet die FÃ¤uste der Arbeiter zu spÃ¼ren bekommen!" Nun waren keine Arbeiter, sondern Polizisten handgreiflich geworden. Dagegen musste man sich verwahren, man musste sich solidarisieren, Resolutionen fassen.

Die Versammlung endete in einem Tumult. Ein Wirbel in den GÃ¤ngen und er fÃ¼hrte wie eine PolonÃ¤se zu jenem HÃ¶rsaal, in dem Maihofer erwartet wurde. Studenten betraten das Podium, diskutierten Ã¶ffentlich. DarÃ¼ber traf der verspÃ¤tete Professor ein. Er stand damals am Anfang seiner ruhmreichen politischen Karriere und war nicht mehr Rektor in SaarbrÃ¼cken. Er wollte Ã¼ber "Die gesellschaftliche Funktion des Rechts" sprechen.

Professor F., ein wenig Ã¼bereifrig, stieÃŸ den studentischen Redner vom Podium, um es unverzÃ¼glich dem Gast Ã¼bergeben zu kÃ¶nnen. Man protestierte lautstark. Maihofer zog seine gewÃ¶hnliche Flappe und wollte beginnen. Da trat Student B. vor und forderte, er solle nur einige Thesen skizzieren, anschlieÃŸend werde man dann Ã¼ber die VorfÃ¤lle in Heidelberg diskutieren. Maihofer, seine Flappe beibehaltend, war nicht erbaut. Er schlug vor, die Diskussion dem ungekÃ¼rzten Vortrag anzuhÃ¤ngen. Der Dekan trat ans Mikrophon und regte an, im Saal abzustimmen. Die Mehrheit wollte Maihofer nur kurze Redezeit gewÃ¤hren. Daraufhin verlieÃŸen alle Ordinarien den Saal.

Die radikale Mehrheit drÃ¤ngte ihnen nach, wir beide mittendrin. Schon verlieÃŸ die brodelnde Menge das GebÃ¤ude mit unbekanntem Ziel. Maihofer (mit unverÃ¤nderter Flappe, weitere mimische AusdrucksmÃ¶glichkeiten standen ihm nicht zu Gebot) fÃ¼hrte die Prozession an. Die

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der A

Professorenschaft bildete den Schweif des Kometen. In der verfolgenden Hundertschaft hieÃŸ es: "Wir stellen sie im juristischen Seminar!" Es befand sich auÃŸerhalb vom Campus, einige StraÃŸen weiter. Maihofer wandte eine List an, mit der keiner gerechnet hatte: Er verschwand mit den Kollegen in einer Weinstube. Dahin wollten ihm die Studenten nicht folgen. War je ein Weinlokal besetzt worden?

Man hielt am Seminar als Ziel der Aktion fest. Wenn es nicht mÃ¶glich war, mit dem scheiÃŸliberalen Professor zu diskutieren, so besetzte man eben das kampflos Ã¼berlassene Terrain. Freilich hatte da eine Verschiebung des Begriffs Ziel stattgefunden, von der Ebene der Handlung ins RÃ¤umliche hinÃ¼ber. Doch auf solche Finessen konnte die sich entfaltende und jetzt einfach abrollende SpontaneitÃ¤t keine RÃ¼cksicht nehmen.

Von kampfloser Einnahme konnte keine Rede sein. Die im Seminar anwesenden Studenten und Assistenten waren gewarnt. Schon am Eingang kam es zu hÃ¤sslichen Szenen. Die Verteidiger waren in der Minderheit und gaben bald die Treppe zur Bibliothek frei. Professor F., ewig lÃ¤chelnd, auch jetzt noch, versuchte mit einem Scherzwort die Lage zu wenden. Doch von SpÃ¤ÃŸen, die in Weinstuben oder an anderen unseriÃ¶sen Orten enden konnten, hatte man genug - man warf den Professor einfach in die Luft. Binnen kurzem war die Front begradigt. Alle ReaktionÃ¤re waren nun hinter der Glaswand, die die Bibliothek vom Treppenhaus trennte. Vor ihr stauten sich die Eingedrungenen.

Zufall oder nicht - K. und ich, wir befanden uns in vorderster Linie, genau vor der GlastÃ¼r, die gerade einer vom SDS mit dem Dietrich Ã¶ffnete. Hinter uns drÃ¼ckte die Menge nach. Eile tat Not, die Polizei war sicher unterwegs. Alles kam darauf an, dass wir beide uns in den winzigen TÃ¼rspalt drÃ¤ngten. Wir sahen uns an, zÃ¶gerten - und die Sache war entschieden. Die Verteidiger zogen im selben Augenblick die TÃ¼r zu sich heran und schlossen sie erneut ab. Zwar ging noch eine Glasscheibe zu Bruch, doch die Besetzer fluteten bereits zurÃ¼ck. Zehn Minuten spÃ¤ter waren wir alle wieder im Audimax und bereiteten neue Aktionen vor.

K. und ich, wir vermieden es, Ã¼ber die fehlgeschlagene Besetzung miteinander zu reden. Am Ende des Semesters verlieÃŸ ich die UniversitÃ¤t und die Stadt. Ich sah K. nur noch selten, dann gar nicht mehr. Wir wechselten noch Briefe. Eines Tages schrieb er mir, er sei aus dem SDS ausgetreten und jetzt Redakteur einer trotzkistischen Zeitschrift. Er schloss: "Ich habe erreicht, was wir wollten, das heiÃŸt, was ich wollte."

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Leute in Kassel

Anderswo macht sich in Presse-Shops unbeliebt, wer dort Zeitungen liest, ohne sie zu erwerben, oder wer Zeitschriften unter der Jacke mitgehen lÃ¤sst, sie also klaut â€“ in Kassel haben sie andere Probleme. â€žSie da drÃ¼benâ€œ, ruft die Angestellte in einen entfernten Winkel hinÃ¼ber, â€žSie - Sie dÃ¼rfen nicht au die Zeitungen spucken! HÃ¶ren Sie sofort auf, auf die Zeitungen zu spucken â€“ da hat sich gerade ein Kunde beschwert. Da muss ich es ihm doch sagen (erklÃ¤rt sie uns an der Kasse), Sie â€¦ Sie dÃ¼rfen nicht auf die Zeitungen spucken â€¦â€œ Das spuckende Subjekt Ã¤uÃŸert sich dazu nicht, es bleibt einfach stumm.

Kassel ist ein wenig sonderbar. Die Normallage dort ist die schiefe Ebene. Wo man auch geht und steht, es geht fast immer ein wenig bergauf oder bergab und das in stÃ¤ndigem Wechsel. Blickt man etwa vom einen Ende der schnurgeraden WilhelmshÃ¶her Allee zum anderen hinÃ¼ber, hebt und senkt sich das Terrain vor einem in Wellen wie nach einem schweren Erdbeben. Bei Glatteis stelle ich mir das Herumgehen in dieser Stadt, sagen wir mal, spannungsreich vor.

Die HauptstraÃŸe senkt sich von SÃ¼dwest nach Nordost und heiÃŸt erst Obere, dann Untere KÃ¶nigsstraÃŸe, eine FuÃŸgÃ¤ngerzone mit regem Trambahnverkehr in der StraÃŸenmitte. Pro Stunde verkehren hier gut fÃ¼nfzig StraÃŸenbahnen. Dessen ungeachtet schreitet eine junge Dame auf dem gepflasterten GleiskÃ¶rper wie ein Model auf dem Laufsteg einher, wirft Blicke nach rechts wie nach links, eine Schiene als ihr Leitfaden. Die SchÃ¶ne hat kein Ohr fÃ¼r das heransurrende blaue UngetÃ¼m hinter ihr. Jetzt die Glocke! Kurzes Erstaunen in guter Haltung, zu spÃ¤t versucht man, Abstand zu gewinnen â€“ sie wird schon touchiert und â€¦ nein, sie scheint nicht ernstlich verletzt, dreht sich zur Seite und lÃ¤chelt ins Publikum am StraÃŸenrand - ganz Model am Ende seines Laufstegs.

Die fÃ¼nf Kilometer lange WilhelmshÃ¶her Allee fÃ¼hrt vom Zentrum zum gleichnamigen Schloss, das dort auf einem RasenhÃ¼gel thront, seinen Zugang jedoch auf der stadtabgewandten RÃ¼ckseite hat. Man muss daher erst ausweichen und rechts oder links um eine Schlossecke herumgehen. Was aber machen viele Kasseler? Sie erklimmen den steilen RasenhÃ¼gel und verlÃ¤ngern so die breite fÃ¼rstliche Allee zu einem aufwÃ¤rtsfÃ¼hrenden schmalen Ochsentrampelpfad. (Es hat sich dort bereits eine Erosionsrinne gebildet.) Das sieht nicht schÃ¶n aus, zeugt immerhin von zweckfreier Konsequenz, denn oben angekommen, mÃ¼ssen sie doch ums Schloss herumgehen. (â€žKasselÃ¤ner sind sturâ€œ, behauptet ein Plakat, das meine Vermieterin an der Wand befestigt hat.)

Die StraÃŸenbahnen befÃ¶rdern hier nicht nur FahrgÃ¤ste, sondern auf groÃŸzÃ¼gigen StellflÃ¤chen noch vieles mehr: jede Menge Kinderwagen â€“ Kassel muss eine ungewÃ¶hnlich kinderreiche Stadt sein â€“ viele, viele FahrrÃ¤der â€“ es ist nur ein Aberglauben, anzunehmen, FahrrÃ¤der seien zum Fahren da, ihre wahre Bestimmung ist der Huckepackverkehr â€“ Rollatoren und immer wieder RollstÃ¼hle â€“ in der KÃ¶nigsstraÃŸe gelangte eine Benutzerin erst beim zehnten Anlauf aus der Bahn hinaus: â€žLinks herum! Links herum!â€œ rief man ihr zu, doch das war ihr in der Seele zuwider, sie steuerte rÃ¼ckwÃ¤rts stets nach rechts und blieb immer wieder in der TÃ¼r hÃ¤ngen â€“ und einmal sogar ein Palettenwagen (ohne Paletten) â€“ eine junge Frau schob ihn siegesgewiss lÃ¤chelnd in die StraÃŸenbahn hinein.

Ob ich auch die WasserkÃ¼nste in WilhelmshÃ¶he gesehen habe? Gewiss doch, es war an einem wolkenverhangenen Mittwoch. Zuerst oben am Herkules eine kleine FontÃ¤ne, die nach Minuten, in denen keiner â€žOh!â€œ sagte, ein bisschen grÃ¶ÃŸer wurde. Da fielen wie aus Mitleid vereinzelte Tropfen au den Regenwolken. Synchron ergossen sich jetzt die Wassermassen â€“ 1.300.000 Liter aus dem Speicherbecken â€“ die Kaskaden hinunter. Mit Hunderten weiterer Schaulustiger beeilte ich mich, bergab Station 2 zu erreichen: den â€žSteinhÃ¶fer Wasserfallâ€œ. Es regnete schon merklich, als die Wassermassen â€“ 1.300.000 Liter aus dem Speicherbecken! â€“ den verzwickt verzweigten Wasserfall hinunterstÃ¼rzten. Es kamen noch weitere WasserfÃ¤lle. Mal schossen die 1.300.000 Liter unter der â€žTeufelsbrÃ¼ckeâ€œ hindurch, mal stÃ¼rzten sie vom ruinÃ¶sen â€žAquÃ¤duktâ€œ herunter, um sich ansc in den â€žKleinen Kaskadenâ€œ zu verlÃ¤ppern. Was soll ich sagen: Von einem kÃ¼nstlichen Wasserfall zum

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

anderen wurde der echte Regen von oben stÃ¤rker, schauerlicher. Ein Meer von Regenschirmen zog sich wie ein Lindwurm die HÃ¤nge des Bergparks hinab. Endlich, nach einer Stunde, am â€žFontÃ¤nenteichâ€œ angelangt. Der Baedeker formuliert es so: â€žHier finden die â€šromantischen Wasserspieleâ€™ in dem 60 m hoch aufsteigenden Strahl der groÃŸen FontÃ¤ne ihr grandioses Ende.â€œ Die Wolkendecke war niedriger, und der Strahl der FontÃ¤ne muss etwas in ihr angebohrt haben. Es hatte schon einige Zeit gegrummelt, jetzt war das Gewitter direkt Ã¼ber uns. Und alles floh panisch aus dem Park, weiter hinab zu den Auto- und BusparkplÃ¤tzen wie zur StraÃŸenbahn, Alte und Junge, Kinder und Hunde. Was fÃ¼r ein schÃ¶nes Gemeinschaftserlebnis.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Schlagender Beweis

Mit knapp neunzehn schrieb ich mich an der UniversitÃ¤t M. ein. Ich wusste nicht, dass es nur ein kurzes Gastspiel sein wÃ¼rde.

T. war einer der ersten Studenten, die ich in M. nÃ¤her kennenlernte. Er wohnte in der weiteren Umgebung der Stadt und besuchte mich schon bald auf meinem Zimmer. Er war lebhaft, lachlustig und kontaktfreudig. Wir besprachen den begonnenen Studiengang. Und wir erÃ¶rterten eine heikle Frage. Bei Thomas Mann nennt Felix Krull es sein "militÃ¤risches VerhÃ¤ltnis". Wir sollten uns beide bald mustern lassen und waren uns einig, auf keinen Fall zum "Bund" zu gehen. T. war Pazifist, er war ein sozusagen glÃ¼hender Pazifist. Wie gerne ich das feststellte ... Und ich, war ich damals auch Pazifist? Ich bin mir nicht sicher.

Die StudienanfÃ¤nger wurden zu Semesterbeginn von den einzelnen Vereinigungen emsig umworben. T. schlug mir vor, ihn an mehreren Abenden zu begleiten, auch zu Verbindungen. Ich runzelte die Stirn. Er sagte: "Es verpflichtet zu nichts. Es gibt Freibier ... und noch mehr. Wird bestimmt lustig. Man muss sich doch mal ein Bild von den BrÃ¼dern machen."

Die "BrÃ¼der" lieÃŸen sich nicht lumpen. Offenbar standen betrÃ¤chtliche Mittel zur VerfÃ¼gung. Wir saÃŸen an langen Tischen und beobachteten, hÃ¶rten zu. Das gravitÃ¤tische Zeremoniell kam mir sehr exotisch vor. Ihre Farben, ihre Kappen, ihre Trinksitten, die gestanzte Redeweise, die Existenz von FÃ¼chsen, der Straftrunk - all das war eine Welt, fÃ¼r die ich mich nicht erwÃ¤rmen konnte. T. schien es auch so zu gehen. Wir besuchten auch schlagende Verbindungen, er wollte es so. Vom Fechten hÃ¶rte er gern reden, das merkte ich.

Wir gingen auÃŸerdem zu Abenden des Verbandes der Kriegsdienstverweigerer. Sie legten uns dort die Prozeduren dar, die Musterung, das Anerkennungsverfahren, die Rechtsmittel. Und sie bereiteten uns auf jene Kommission zur Erforschung unseres Gewissens vor. T. war eifrig bei der Sache, eifriger als ich. Bei ihm kam die Maschinerie frÃ¼her in Gang: Musterungstermin, Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer, demnÃ¤chst Termin vor der Kommission.

Da kam er mir eines Tages mit einer Neuigkeit - er war gerade einer schlagenden Verbindung beigetreten. Ich sah ihn entgeistert an: "Du - der Pazifist - bei denen?! Da lachen ja die HÃ¼hner!" Er rechtfertigte sich: "Das hat nichts miteinander zu tun. Kriegsdienst und Mensurschlagen, das sind ganz verschiedene Sachen. Du musst das auseinanderhalten."

Er lernte also fechten und bereitete sich zur gleichen Zeit auf seine erste Mensur und den Auftritt vor dem Ausschuss vor. Hoffentlich ohne Schmisse! Ich traf ihn immer seltener und sah ihn dann nur noch von fern: im Kreis seiner neuen Freunde. Wenn so einer Pazifist war, dann war ich es nicht. Ich bin einen anderen Weg gegangen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Barocke Figuren - Eine ReiseerzÃ¤hlung

Die MÃ¶nche sind schon lange fort.

Augustin steht im Klosterhof und betrachtet die GebÃ¤ude. Das war einmal eine reiche Abtei, solides achtzehntes Jahrhundert. Heute werden die Fenster auf der RÃ¼ckseite vergittert sein; vielleicht gibt es dort auch einen Zellentrakt und WachtÃ¼rme â€“ so sieht es gewÃ¶hnlich hinter der barocken Schaufassade aus. In WÃ¼rttemberg sind die KlÃ¶ster IrrenhÃ¤user geworden und hier GefÃ¤ngnisse. Das ist eben der Unterschied zwischen Schwaben und Bayern, sagt er sich und wendet sich um zu den NebengebÃ¤uden. Da gibt es ein CafÃ© PrÃ¤latur. Er muss grinsen. SchlÃ¤ft er heute Nacht im Hotel Dormitorium, nur mit Luxuszellen?

Das Gasthaus gibt sich von auÃŸen bescheiden. Innen ist es ein weiter, hoher Saal. Er ist eingerichtet wie jeder anstÃ¤ndige frÃ¤nkische Landgasthof. Die langen Holztische stehen in zwei Kolonnen da, die eine auf den Tresen ausgerichtet, die andere auf die EingangstÃ¼r. Augustin setzt sich an einen Tisch ziemlich weit hinten, mit Blick durchs nahe Fenster. Es ist fast leer im Saal. Musik dudelt nicht, es ist eine Wohltat. Vorne, gleich am ersten Tisch vor dem Tresen, murmeln Stimmen. Dort sitzt eine Gruppe sehr junger MÃ¤nner und zwischen ihnen eine einzelne Frau; Augustin schÃ¤tzt sie auf Ende dreiÃŸig. Sie drÃ¼ckt ihre Zigarette aus, steht vom Tisch auf und kommt zu ihm herÃ¼ber. Sie ist sehr mager. Hat er auf dem Land schon einmal eine so magere Kellnerin gesehen? WÃ¤hrend sie nach seinen WÃ¼nschen fragt, betrachtet er die Ruinen ihrer VorderzÃ¤hne. Sie sieht abgearbeitet aus und wirkt doch nicht verbraucht. Sie ist sachlich und freundlich, dabei sanft. Ihre Erscheinung, findet Augustin, hat auch etwas Madonnenhaftes.

Sie geht in die KÃ¼che, um seine Bestellung weiterzugeben. Dann bringt sie ihm sein Mineralwasser, das Besteck und die Serviette. WÃ¤hrend er auf sein Essen wartet, betrachtet er die vier jungen MÃ¤nner am Stammtisch. Verstehen kann er nicht, worÃ¼ber sie da vorne reden. Die Kellnerin ist wieder in die KÃ¼che gegangen. Wie gewÃ¶hnlich konzentriert sich seine Aufmerksamkeit bald auf einen aus der Gruppe, einen Dunkelblonden um die zwanzig. Er hat etwas GefÃ¤lliges, denkt Augustin, und dann noch etwas anderes, einen Beigeschmack. Das Wort verschmitzt meldet sich in seinem Kopf zur Stelle, aber es passt nicht ganz. Er hat ziemlich kleine Augen, sie neigen zum Blinzeln, dann hat das Gesicht fÃ¼r Sekunden einen tÃ¼ckischen Ausdruck â€“ das ist es. Er hat schon etwas feiste Backen, doch der scharf gestutzte Schnurrbart schwÃ¤cht den Eindruck weicher Schlaffheit im Gesicht dann wieder ab. Er braucht den Bart, er macht ihn mÃ¤nnlicher. Er schaut sich nicht wie die anderen ab und zu im Saal um. Sie haben Augustin schon als fremden Vogel ausgemacht. Der Blonde ist nur mit der nÃ¤chsten Umgebung befasst, fÃ¼r ihn ist der Stammtisch jetzt die Welt. Ruhig wirkt er, sehr ruhig. Er hÃ¶rt lieber zu, als dass er selbst spricht, und beim ZuhÃ¶ren macht er ein verstÃ¤ndiges Gesicht. Etwa vorhandene motorische Unruhe leitet er Ã¼bers Bein ab. Der FuÃŸ wippt dabei bloÃŸ auf den Zehen, und die Hebelwirkung lÃ¤sst den massigen Oberschenkel schnell hintereinander auf und ab tanzen.

Sie trinken alle auf einmal ihr Bier aus, legen MÃ¼nzen auf den Tisch und stehen auf. Da kommt die Kellnerin mit seinem Braten und den heftig dampfenden KnÃ¶deln. Als sie den Blick geradeaus wieder freigibt, sieht er den Dunkelblonden noch als Letzten hinausgehen. Er ist nur mittelgroÃŸ, recht stÃ¤mmig, und sein Fettbauch ist schon gut entwickelt.

Nach dem Essen lÃ¤sst er sich ein Zimmer geben. Es ist noch frÃ¼h am Nachmittag, er hÃ¤tte auch weitergehen kÃ¶nnen. Aber er will die Kirche in Ruhe betrachten. Und hat er selbst nicht auch Ruhe nÃ¶tig? Er ist heute schon den vierten Tag zu FuÃŸ unterwegs und bis hierher fast hundert Kilometer marschiert. Das Zimmer liegt im Oberstock. Es geht eine breite Steintreppe hinauf. Der Vorsaal sieht aus wie das Magazin eines TrÃ¶dlers. Da steht sogar ein altes Klavier. Das Zimmer ist groÃŸ und sehr hoch, es werden fast vier Meter sein. Durch das Fenster blickt er auf die Schaufassade des Klosters. Er macht sich etwas frisch und zieht sich um.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sie verlangen Eintritt fÃ¼r die Kirche, das ist ihm selten vorgekommen. Das karge gotische GehÃ¤use ist innen prÃ¤chtig ausstaffiert. Viel Stuckmarmor. Klassizismus, sagt der FÃ¼hrer. Anscheinend hatte man das Barocke satt nach anderthalb Jahrhunderten, aber nicht die Farbigkeit. Die strengen Schmuckformen leuchten und strahlen in Rosa- und GelbtÃ¶nen. Er ist nicht ganz bei der Sache und kann sich nur schwer aufs Einzelne konzentrieren. Die Fensterrose ist natÃ¼rlich nicht zu Ã¼bersehen. Ãœbrigens soll es eine Kopie sein, eine gute Kopie, wie das Buch sagt. Als er hinausgeht, denkt er, das Museum in MÃ¼nchen hÃ¤tte sich auch mit einer guten Kopie begnÃ¼gen und das Original an Ort und Stelle lassen kÃ¶nnen.

Nachher vertrÃ¶delt er die Zeit auf dem Zimmer. Manchmal steht er am Fenster und betrachtet zerstreut die Klosterfront, doch sein Blick will nicht haften am grauweiÃŸen Sandstein. Dann beobachtet er den Verkehr auf der StraÃŸe, die durch den Klosterbezirk fÃ¼hrt. Ab und zu halten Autos auf dem Parkplatz. Touristen steigen fÃ¼r drei oder vier Minuten aus. Nein, er will nicht hasten wie sie. Lange hat er sich auf diese Reise gefreut. Soll er noch einen Tag dranhÃ¤ngen, die AtmosphÃ¤re stÃ¤rker auf sich wirken lassen? Er liegt im Sessel und ist schnell entschlossen. Und Ã¼bermorgen dann ganz aus der Gegend wegfahren.

Schon kurz nach sechs sitzt er wieder unten und will zur Nacht essen. Er hat sich zwei Tische vorgearbeitet und den Stammtisch besser im Auge. Jetzt sitzen nur noch drei junge MÃ¤nner dort, der Dunkelblonde von heute Mittag ist wieder dabei. Augustin bemerkt, dass er das T-Shirt gewechselt hat. Das dunkelblaue jetzt ist viel weiter als das weiÃŸe am Mittag, es kaschiert den Bauch besser.

Wieder steht die dÃ¼rre Kellnerin vom Stammtisch auf und kommt zu ihm herÃ¼ber. Er fragt zuerst, ob er das Zimmer auch fÃ¼r zwei NÃ¤chte haben kÃ¶nne. Freilich, das lasse sich machen. Er bestellt einen Wurstsalat und, sozusagen Ã¼berredet durch die Bier trinkenden MÃ¤nner am Stammtisch, ein Kristallweizen.

Leider bekommt er nur GesprÃ¤chsfetzen mit. WorÃ¼ber reden sie eigentlich? Einer sagt, fast schon energisch: â€žAber WeiÃŸbier hat doch weniger Kalorien!â€œ Ein anderer im roten Trainingsanzug resigniert: â€žDa komme ich nicht mehr hoch.â€œ Der Blonde sagt gar nichts. Er klatscht bloÃŸ mit der Linken auf seinen Bauch, eine fast schon sachlich wirkende Geste. So klopft man einem Hund auf den RÃ¼cken.

Die Kellnerin bringt das Bier, etwas spÃ¤ter den Wurstsalat und setzt sich dann wieder zu ihren StammgÃ¤sten. Es ist nicht viel zu tun um diese Zeit. Augustin bricht BrotstÃ¼cke ab, fischt Zwiebelringe auf und behÃ¤lt den Stammtisch im Auge. Er spekuliert Ã¼ber die Rolle, die die Frau fÃ¼r das Trio spielt. Nun gut, sie bedient eben, bringt von Zeit zu Zeit frisches Bier. Mit dem Ausdruck von Interesse und Sachverstand hÃ¶rt sie zu. Stockt dass ruhig flieÃŸende GesprÃ¤ch einmal, wirft sie kurz etwas ein, und dann geht die Unterhaltung weiter. Keiner ereifert sich dabei. Es ist fast wie zu Hause, eine bequeme Behaglichkeit. Die Kellnerin raucht fast die ganze Zeit, blÃ¤st Ringe in die Luft und schlÃ¤gt die Beine gern Ã¼bereinander. Eine Mutter zu Hause tut so etwas nicht. Aber deren Aufgabe ist es auch nicht, ihren MÃ¤nnern eine Spur Erotik anzudeuten, wÃ¤hrend sie sie bedient. Augustin bewundert die Kellnerin. Wie viele Rollen vereint sie in ihrer Person: Dienstmagd und Kumpel und Madonna und Hausfrau und Vamp. Dass einer von ihnen mal mit ihr schlÃ¤ft, glaubt er nicht. Sie ist ja viel zu alt fÃ¼r sie und, wenn erâ€™s Ã¼berhaupt beurteilen kann, nicht gerade sehr attraktiv. Aber eines schafft sie: Sie erhÃ¤lt in ihren GÃ¤sten das Bewusstsein am Leben, dass sie MÃ¤nner sind und es gut haben und dass sie wieder einmal nach NÃ¼rnberg fahren kÃ¶nnen, wenn ihnen danach ist. Manchmal ist es ja schwierig, hinterm PlÃ¤rrer einen Parkplatz zu finden. Jetzt aber sitzt man hier recht gut und trinkt sein Bier.

Von anderen ZimmergÃ¤sten sieht und hÃ¶rt er nichts. Beim FrÃ¼hstÃ¼ck erweist sich, er ist Ã¼ber Nacht allein im GÃ¤stetrakt gewesen; nur fÃ¼r ihn ist gedeckt. Er holt sich eine Zeitung und steigt den Hang hinter dem Dorf hinauf. Oben am Waldrand sind BÃ¤nke, die Stelle heiÃŸt Klosterblick. Ãœbersichtlich wie ein Modell steht die Anlage da unten, das KlostergefÃ¤ngnis mit allen FlÃ¼geln, HÃ¶fen und Mauern. Die Zeitung ist dick und berichtet vieles und sehr Verschiedenes, was ihn jetzt

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

gar nicht interessiert. Die Landschaft sieht brÃ¤utlich aus. WeiÃŸ blÃ¼hende Schwarzdornhecken sind die Schleier um die hellgrÃ¼nen BuchenwÃ¤lder voller Hoffnung.

Wie steif die Gelenke heute sind. Das kommt vom Ausruhen nach groÃŸen Strapazen. Er quÃ¤lt sich gerne, geht fÃ¼nf oder sechs Stunden ohne Unterbrechung, von zweimal fÃ¼nf Minuten abgesehen. In diesen kurzen Pausen verspeist er einen Riegel weiÃŸer Schokolade und einen grÃ¼nen, sÃ¤uerlichen Apfel. Er genieÃŸt es, sich zu plagen. Zu seiner Unterhaltung phantasiert er sich auf diesen langen MÃ¤rschen andere Gestalten herbei. Der Blonde von gestern Abend kÃ¶nnte einer von ihnen sein. Sie sind anders als er selbst, mÃ¶gen sich nicht anstrengen und sind ihm, wenn er sich so schindet, zutiefst sympathisch. Doch zur selben Zeit verachtet er sie auch ein wenig. Er scheint diese BehÃ¤bigen in sich zu tragen und in seinem Inneren gleichzeitig mit ihnen zu kÃ¤mpfen. Jetzt ruht der Kampf. Sie sind auÃŸerhalb, weit fort und ohne Bedeutung. Er ist eins mit sich und versenkt sich in diese Landschaft, die nur aus PastelltÃ¶nen besteht. Die Sonne scheint ihm ins Gesicht und auf den Bauch. Es wird Mittag, und er ist nicht wieder in die Kirche gekommen, wie eigentlich geplant.

Er isst im Gasthaus und sitzt diesmal gleich neben dem Stammtisch. Er registriert dort wieder den Blonden, den im roten Trainingsanzug und ein neues Gesicht. Sie reden Ã¼ber Sport. Obwohl er fast alles mitanhÃ¶ren kann, versteht er nicht viel davon. FuÃŸball hat ihn immer gelangweilt. Die SÃ¤tze rauschen an ihm vorbei. Dabei reden sie langsam, voller Verdruss. Gestern Abend hat es eine Ãœbertragung im Fernsehen gegeben. Sie sind unzufrieden mit dem, was ihnen geboten worden ist. â€žDie strengen sich zu wenig anâ€œ, sagt der Blonde.

Die TÃ¼r geht auf, ein Mann in den DreiÃŸigern kommt herein und geht auf den Stammtisch zu. Sie begrÃ¼ÃŸen ihn mit einer Erregung, die er an ihnen bisher noch nicht wahrgenommen hat. Wie habe das bloÃŸ passieren kÃ¶nnen? Und wann denn die Beerdigung sei? Er solle genau berichten, wie es vor der letzten Fahrt abgelaufen sei. Augustin begreift, dass da einer im Suff gegen einen Chausseebaum gerast ist. Der hier hat ihn zuletzt gesehen, in einem Gasthaus. Es ist in B â€¦ gewesen, einem Marktflecken talauswÃ¤rts. NatÃ¼rlich ist alles wie Ã¼blich gewesen. Man hat ihm gar nichts angemerkt. Seine vier oder fÃ¼nf Halbe wird er schon getrunken haben, von mittags an gerechnet. Nichts ist ihnen aufgefallen, er hat ganz normal mit ihnen gesprochen und ist aufrecht hinausgegangen. Immerhin sind bei der Obduktion gut zweieinhalb Promille herausgekommen. Aber man hat ihm wirklich nichts angemerkt, es ist nicht zu begreifen â€¦ Sie seufzen alle und wissen nichts mehr zu sagen. Auch die Kellnerin ist jetzt still. Augustin unterbricht das Schweigen und ruft hinÃ¼ber, er wolle zahlen. Es kommt ihm selber taktlos vor.

Nachher hat er auf der Post zu tun. Es dauert lÃ¤nger als gedacht. Den RÃ¼ckweg nimmt er Ã¼ber den Parkplatz. Die StammtischmÃ¤nner stehen um ihre Autos herum und schlecken Eiskrem. Die WagentÃ¼ren stehen offen. Er sieht nicht gleich, was sie beschÃ¤ftigt. Vom Fenster seines Zimmers kann er besser beobachten. Sie bauen ein Radio aus und in ein anderes Auto wieder ein. Dabei lassen sie sich viel Zeit, sind ernsthaft bei der Sache und erledigen alles mit einer ihm Ã¼bertrieben vorkommenden GrÃ¼ndlichkeit. Sie erinnern ihn an Hamster in einem KÃ¤fig. Und wÃ¤re dann die ganze Klosterkulisse nichts weiter als eine geschmackvolle Hamsterburg? Was fÃ¼r absurde Assoziationen, denkt er und geht vom Fenster weg. Er vertieft sich in die Landkarte und plant die nÃ¤chsten Tage, die nÃ¤chsten MÃ¤rsche. Inzwischen ist es drei Uhr vorbei und damit auch die letzte Gelegenheit, im Kloster den Saal und das Treppenhaus zu besichtigen.

Abends erwarten sie ihn schon am Stammtisch. Der Nachbartisch ist leider besetzt. Er muss sich wieder aufs Schauen beschrÃ¤nken. Der Blonde wirkt noch trÃ¤ger als sonst. Er sackt allmÃ¤hlich zusammen, sein RÃ¼cken rutscht an der Stuhllehne hinab. Weitab vom Tisch steht der Stuhl â€“ so hat der Bauch viel Platz und wÃ¶lbt sich immer mehr auf. Er liegt wie in einer HÃ¤ngematte. Aber der ungepolsterte Stuhl drÃ¼ckt aufs GesÃ¤ÃŸ. Also verlagert er das Gewicht des Unterleibes auf die linke HÃ¼fte. Ãœber dem Hosenbund bildet sich dabei eine mÃ¤chtige Falte, ein Mittelding zwischen Fahrrad- und Autoreifen. Der GÃ¼rtel schneidet jedoch allzu sehr ins weiche Fleisch â€“ jetzt ist die rechte HÃ¼fte dran, er verschiebt die Achse um neunzig Grad. Auch das bringt nur vorÃ¼bergehende

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Erleichterung. Der Blonde ermannt sich und richtet sich auf. Er hat ja ein breites Kreuz, nur rundet sich der RÃ¼cken zusehends unter der Last des Bauches, der dabei auch mehr und mehr eingezwÃ¤ngt wird und Entlastung verlangt. Daher gleitet er in die ursprÃ¼ngliche Position zurÃ¼ck, die Stuhllehne hinab. Er fÃ¼hrt ja das reinste Ballett im Sitzen auf, stellt Augustin anerkennend fest und verfolgt noch mehrmals diesen Ablauf, der ihn an die vier Phasen des Mondes erinnert. Unterbrochen wird er harmonische Zyklus immer dann, wenn der Blonde Bier trinken will. Wenn er sich zur HÃ¶he der Tischplatte emporzieht, sieht es fÃ¼r einen Augenblick so aus, als trenne sich der OberkÃ¶rper vom Unterleib, der den Gesetzen der Schwerkraft in ganz besonderer Weise unterworfen zu sein scheint.

SpÃ¤ter beobachtet Augustin vom Fenster seines Zimmers aus, wie der Blonde wegfÃ¤hrt. Er steigt in sein Auto, schlieÃŸt die TÃ¼r rasch und versinkt im Inneren des Wagens. In der DÃ¤mmerung ist sein Kopfumriss gerade noch zu erkennen. Schon startet er und fÃ¤hrt in die einbrechende Nacht hinaus.

Zehn Tage spÃ¤ter. Augustin ist auch noch Rad gefahren. Die Landschaften, die DÃ¶rfer, die kleinen StÃ¤dte â€“ er ist immer weitergefahren, von Unruhe erfÃ¼llt. Nur mit der Heimreise lÃ¤sst er sich Zeit. Erst morgen, am Sonntag, muss er zurÃ¼ck in den Norden. ZÃ¶gernd hat er sich WÃ¼rzburg genÃ¤hert und ist dann doch in einer kleinen Stadt am Main geblieben. Unten am Fluss, wo es sehr ruhig ist, bekommt er in einem Gasthof ein Zimmer. Die Wirtsleute, ein Ã¤lteres Ehepaar, sind so grÃ¤mlich, dass er MÃ¼he hat, sich daran nicht schuldig zu fÃ¼hlen. So sehen alte Leute aus, denen der einzige Sohn weggestorben ist, sagt er sich.

Das Zimmer liegt im ersten Stock. Augustin Ã¼berblickt den groÃŸen, fast leeren Parkplatz, von Rasen umgeben, er sieht den Fluss in den Wiesen und den gelben Rapsfeldern, dahinter die Waldberge. Dort oben muss das Kloster sein, das keines mehr ist, sondern ein GefÃ¤ngnis.

Augustin geht am Fluss spazieren. Es ist noch immer warm und dabei luftig. Doch der Wind hat vor einigen Stunden gedreht und kommt jetzt von Westen. Dort zeigen sich die ersten Wolken. Mit der Reise geht auch das sommerliche Wetter zu Ende, dieser falsche Hochsommer, wie es im "Tod in Venedig" heiÃŸt und woran Augustin sich jetzt erinnert. Auf dem Parkplatz steht ein Mercedes mit KÃ¶lner Kennzeichen, daneben ein groÃŸer CampinganhÃ¤nger. Drei junge Roma fallen Augustin auf. Die Schwester bereitet hinter dem AnhÃ¤nger auf einem Gaskocher das Essen zu, die BrÃ¼der waschen den Mercedes. Der JÃ¼ngere ist sehr mager und zeigt nichts von seinem KÃ¶rper, der Ã„ltere trÃ¤gt nur dunkle Shorts. Er hat einen krÃ¤ftigen OberkÃ¶rper, ziemlich athletisch. Wenn er sich bei der WagenwÃ¤sche bÃ¼ckt, kommen an den HÃ¼ften Spuren leichter Verfettung zum Vorschein, kleine WÃ¼lste, noch nicht sehr dick.

Zwei Motorradfahrer kommen vom StÃ¤dtchen herunter, biegen auf den Parkplatz ein. Der vordere, ein stattlicher Brocken in schwarzem Leder auf einer schweren Maschine, ist der Fahrlehrer des hinteren, eines mageren JÃ¼ngelchens in zusammengestoppelter Tracht. Der FahrschÃ¼ler fÃ¤hrt ein sehr leichtes Motorrad. Sein Lehrer hÃ¤lt an, bockt die Maschine auf, nimmt den Helm ab und stemmt den Hintern quer auf die Sitzbank. Dann beginnt er zu rauchen. Der SchÃ¼ler muss wÃ¤hrenddessen Runden drehen. Der Lehrer wirft nachlÃ¤ssig drei rotweiÃŸ gestreifte Warnbaken auf den Boden. Mit einer Handbewegung weist er den SchÃ¼ler an, um jede einzelne Bake herumzufahren. Das gelingt dem SchÃ¼ler gut; er fÃ¤hrt Ã¼berhaupt schon recht sicher â€“ bis er am Ende des Parkplatzes beim Wenden ums Haar die Maschine umgeworfen hÃ¤tte. Der Fahrlehrer lÃ¤sst ihn anhalten und geht sogar einige Schritte zu ihm hinÃ¼ber. Augustin sieht, wie er gestikuliert. Es sind souverÃ¤ne Handbewegungen. Der SchÃ¼ler, den Helm noch immer auf dem SchÃ¤del, nickt zum Zeichen, dass er verstanden hat. Die Szene wirkt absonderlich auf Augustin; eine Pantomime, denkt er, die ebenso gut religiÃ¶se wie pornographische Bedeutung haben kÃ¶nnte. Jedenfalls wirkt der SchÃ¼ler erlÃ¶sungsbedÃ¼rftig, und die Fahrstunde endet auch bald.

ZÃ¼gig fÃ¤hrt das ungleiche Paar den HÃ¼gel zur Stadt hinauf. In der Kurve begegnen sie einem Polizeiwagen, er ist unterwegs auf einer Kontrollfahrt. Wie zu erwarten, hÃ¤lt die grÃ¼nweiÃŸe

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Limousine bei den Roma. Durch das offene Fenster fordert der Freistaat Bayern, vertreten durch den Polizeimeister Soundso, den Ã¤lteren Bruder auf, einmal nÃ¤her heranzukommen. Der halbnackte Junge trabt ohne Scheu zum behÃ¶rdlichen GefÃ¤hrt, ja, er legt gleich die rechte Hand auf die Dachoberkante des Polizeiwagens und plaudert eher ins offene Fenster hinein, als dass er Rede und Antwort steht. Augustin, der weitergegangen ist, hÃ¶rt die Schwester laut zu den Polizisten hinÃ¼berrufen, der Vater sei in MÃ¼nchen. Kurz darauf wendet das Polizeiauto und fÃ¤hrt ohne weiteres zur Stadt zurÃ¼ck. Augustin verspÃ¼rt etwas wie Befriedigung oder Erleichterung und geht weiter durch die Anlagen flussabwÃ¤rts.

Er weiÃŸ nicht, was ihn auf die BrÃ¼cke hinauftreibt, fort von der Stadt. Am jenseitigen BrÃ¼ckenkopf mÃ¼ndet ein Weg ein, der aus den Wiesen herauffÃ¼hrt. Da unten ist der Sportplatz. Ein intelligentes, hÃ¼bsches Gesicht sieht ihn an. Der Schuljunge scheint unschlÃ¼ssig zu sein, wohin er sich wenden soll. Augustin betrachtet ihn, Er ist gewiss ein guter SchÃ¼ler, nicht nur aufgeweckt, sondern vermutlich auch brav. MÃ¼helos eignet er sich den Lehrstoff an, er verleibt ihn sich ein, zur Freude von Eltern und Lehrern. Und dann scheint er gutes und reichliches Essen zu lieben â€“ fÃ¼r sein Alter ist der Bauch schon recht Ã¼ppig. Er trÃ¤gt rote Boxershorts und ein weiÃŸes Leibchen. Er hat zarte Schenkel, und er sucht die NÃ¤he der Athleten. Jetzt schlÃ¤gt er sich ins GebÃ¼sch.

Augustin kehrt um und geht auf die Stadt zu. Ja, sie lieben das Wohlleben, denkt er, ihre Behaglichkeit, das gute Essen. Bier schenkt man gewÃ¶hnlich in halben Litern aus. Es ist ihr barockes Erbe mit all seinen Rundungen und WÃ¶lbungen. Die Putti sind noch nicht ausgestorben. Er muss jetzt an die FÃ¼hrung durch die Bamberger Residenz denken, die er vor einigen Tagen mitgemacht hat. Schon am Vormittag war es heiÃŸ, auÃŸer ihm wollte kein Mensch ins Museum. Die schlanke junge Kunsthistorikerin fÃ¼hrte ihn allein durch die SchaurÃ¤ume. Allein gegenÃ¼ber so viel Kompetenz fÃ¼hlte er sich befangen. Doch sie schnurrte alles nur herunter, drei Gobelins in zwanzig Sekunden â€“ es gab ja noch so viele andere. Aber dass Lothar Franz von SchÃ¶nborn einen Bauchumfang von einhundertfÃ¼nfzig Zentimetern gehabt hatte, war ihr doch besonderer ErwÃ¤hnung wert. Sie kam noch mehrmals auf diesen Umstand zurÃ¼ck. Zuletzt wies sie ihn darauf hin, dass der Betschemel in des Oberhirten Privatkapelle statt wie gewÃ¶hnlich zwei Stufen deren drei aufwies. Weswegen wohl â€“ natÃ¼rlich, die mittlere Sprosse stÃ¼tzte den priesterlichen Wanst. Aber der Schemel sei noch raffinierter â€“ sie klappte ihn um; nun stand ein ausladender Barockstuhl gerade vor dem Kruzifixus. â€žDa, bequemer gehtâ€™s nimmer.â€œ Sie war etwas zu mokant, fand Augustin.

Unter diesen Gedanken gelangt er in die Stadtpfarrkirche und verweilt lange vor Riemenschneiders Johannes dem TÃ¤ufer. Der war schlank, ganz auf das Lamm und die kommende Erleuchtung konzentriert. UnmÃ¶glich, sich ihn vorzustellen, wie er einen Schweinebraten verzehrt und dazu ein Bier der Marke Hiernickel trinkt â€¦

Ein Mesner sagt ihm, dass gleich eine Hochzeit gefeiert werde, die Kirche kÃ¶nne nicht lÃ¤nger besichtigt werden. Augustin verlÃ¤sst das Schiff. Am Portal hat er MÃ¼he, durch die hereinstrÃ¶mende Hochzeitsgesellschaft ins Freie zu gelangen. DrauÃŸen auf dem Marktplatz macht sich ein junger Motorradfahrer abfahrbereit. Er stÃ¼lpt die Handschuhe Ã¼ber. Es ist ein krÃ¤ftiger Bursche um die zwanzig. Als er sich gemustert fÃ¼hlt, geht ein merklicher Ruck durch seinen KÃ¶rper, der bis dahin teilnahmslos und wenig belebt erschienen ist. Augustin sagt sich, dass Beobachten in der Kleinstadt viel einfacher sei, die Leute lassen sich bei allem mehr Zeit als in der GroÃŸstadt. Sie sind es gewohnt, Blicken nicht auszuweichen, sondern ihnen zu begegnen, ja, sie zu suchen. Bekannte mÃ¼ssen gegrÃ¼ÃŸt werden, Fremde erregen Neugier. VerrÃ¤t der Fremde selbst Interesse, lÃ¤sst man sich ruhig betrachten. Das ist eine ganz andere Sache als das blicklose Aneinandervorbeigleiten der stÃ¤dtischen Massen. Ist es erlaubt, daraus weitere Schlussfolgerungen zu ziehen, etwa grÃ¶ÃŸere EmpfÃ¤nglichkeit zu vermuten? So weit geht Augustin keineswegs. Er genieÃŸt indessen das reizvolle Spiel mit ungewissem Ausgang, ein Spiel mit bewussten und unbewussten Regungen. Jetzt verschwindet der RundschÃ¤del unter dem Helm, das Visier wird heruntergeklappt. Schade, er hat ein so frisches, dabei etwas gerÃ¶tetes Gesicht, eigentlich sympathisch. Augustin geht langsam weiter und sieht

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wÃ¤hrenddessen zu, wie der Motorradfahrer startet. Wenn Augustin sich nicht tÃ¤uscht, drÃ¼ckt dessen Haltung jetzt auch Befriedigung aus. Er wirkt gestrafft, wie aufgepumpt, vor Stolz geblÃ¤ht. Aber es ist ein freundlicher Stolz, der Blick zuletzt ist freundlich gewesen. Augustin hat einen Fremden mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen, der Bursche hat dadurch zu der Idealform gefunden, die er in seiner Vorstellung von sich selbst hat. Man kÃ¶nnte es visuelle Symbiose nennen, denkt Augustin. Da, jetzt nimmt er die Kurve schneidiger als nÃ¶tig. Will er mir noch ein KunststÃ¼ckchen vorfÃ¼hren?

Augustin biegt in die HauptstraÃŸe ein. Sie ist verlassen, die GeschÃ¤fte sind seit Stunden geschlossen. Es ist eine breite StraÃŸe mit viel Fachwerk. Die AmtsgebÃ¤ude haben Sandsteinverzierungen. Er blickt in jede GeschÃ¤ftsauslage. Da liegt eine Illustrierte aus Hamburg, die er gewÃ¶hnlich nicht liest. Sie zeigt auf dem Titelblatt einen Sonderteil an Ã¼ber MÃ¤nner, die nicht erwachsen werden wollen, sechzig Seiten dick. Scheint ein ergiebiges Feld zu sein, denkt er bei sich und weiter: Sind mir eigentlich sympathisch, diese Burschen, die nicht erwachsen werden wollen â€¦ GehÃ¶re wohl selber dazu â€¦ und hÃ¤tte wohl mehr als genug Zeit dafÃ¼r gehabt â€¦

Wie es scheint, endet das StÃ¤dtchen am Bamberger Tor. Er geht trotzdem weiter, und die HauptstraÃŸe verbreitert sich dahinter noch. Sie heiÃŸt jetzt Vorstadt und ist von GeschÃ¤ften und GasthÃ¤usern gesÃ¤umt. Eine schmale und hohe gotische Kirche zwingt die Vorstadt zu einem Knick. Wo sie ausweicht, ist ein kleiner Platz, auf dem ein Eissalon Tische und StÃ¼hle placiert hat.

Wie viele Kirchen hat er auf dieser Reise schon betreten - diese hier wird die letzte sein. Nachher geht er auÃŸen um sie herum. Hoch oben am Chor haben die Rittergeschlechter ihre Wappen in Stein ausfÃ¼hren lassen, zu Hunderten dicht beieinander, auch die Farben fehlen nicht. Es ist ein Patchwork ausgestorbener Sippen, kraus und bunt. Alles Ãœbrige hat die Zeit vernichtet. Dann steht er wieder vor der Pforte und betrachtet die Steinmetzarbeiten. Sankt Georg bezwingt den Lindwurm. MerkwÃ¼rdig, der Drachen hat einen Schafskopf. Sanft und beinahe freudig erwartet das Drachenlamm den TodesstoÃŸ. Da hat es der Heilige Georg leicht, den Mutigen und Kraftvollen herauszukehren.

Der Eissalon hat viel Zulauf. Die meisten Tische im Freien sind besetzt. Augustin findet noch einen fÃ¼r sich, ganz am Rand. Die Bedienung lÃ¤sst auf sich warten; tut nichts, er hat viel Zeit. JÃ¤h wird auf einmal die schlÃ¤frige Stille des StraÃŸenplatzes gestÃ¶rt. Eine motorisierte Kohorte bricht aus der Stadt hervor. Sie unternehmen einen Ausfall. Als wÃ¤re der alte Torturm die Geburts- oder FabrikationsstÃ¤tte eines Menschentyps einer neuen Zeit, so pulsiert es aus ihm heraus, in gleichen AbstÃ¤nden, in gleicher Aufmachung und mit der gleichen Haltung. Nach Passieren des Tores beschleunigen die MÃ¤nner ihre MotorrÃ¤der, bremsen vor dem Eissalon, blicken herÃ¼ber und verschwinden dann, Gas gebend, in der Kurve. Im Chaos geboren, denkt Augustin, und im Nu bis ins Letzte durchgeformt, nicht nur Ã¤sthetisch ein bedenklicher Prozess. Die uniforme Ã¤uÃŸere GlÃ¤tte, schimmernd und abweisend, deckt die individuelle mannigfaltige SchwÃ¤che zu. Alle haben auf dem RÃ¼cken ihrer schwarzen Lederjacken einen roten Stierkopf aufgenÃ¤ht, im Kreis herum â€“ wie bei einer Rosenkranzmadonna â€“ etwa ein Dutzend kleiner Aufkleber, Wimpel oder AufnÃ¤her. Es sind Spuren der Orte, die sie hinter sich gebracht, Merkzeichen der MÃ¤nner, mit denen sie, die Identischen, sich identifiziert haben. Wenn sie sich in die Kurve legen, fallen die von Gewitterwolken gefilterten Lichtstrahlen auf ein farbiges Mosaik, das sich rasch entfernt; dann hat es groÃŸe Ã„hnlichkeit mit dem abstrakten Fries der Ritter hoch oben am Chor.

Warum schauen sie beim Vorbeifahren derart intensiv herÃ¼ber? Jetzt erst bemerkt Augustin drei am StraÃŸenrand geparkte MotorrÃ¤der. Die Fahrer sitzen an einem Tisch in seiner NÃ¤he, bisher auÃŸerhalb seines Blickwinkels. UnauffÃ¤llig dreht er den weiÃŸen Plastikstuhl ein wenig in diese Richtung, wie um bequemer sitzen, in Wahrheit jedoch um besser beobachten zu kÃ¶nnen. Zwei aus der Gruppe hÃ¤tten den Helm besser nicht abgenommen. Den Dritten will er schÃ¤rfer ins Auge fassen, wird aber von der Kellnerin unterbrochen. Immer kommt das Personal zur falschen Zeit. Er bestellt den Traumbecher, den er sich auf der Karte ausgesucht hat.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der dritte Mann also. Augustin hat ihn im Halbprofil vor sich. Gesund sieht er aus, etwas rundlich, schnauzbÃ¤rtig, brÃ¼nett. Er hat sich nichts auf seine Jacke geklebt. DafÃ¼r baumelt eine schmale silberne Kette von der rechten HÃ¼fte herab. FÃ¼r die Fahrt zum Eissalon hat er die Lederhose nicht aus dem Schrank genommen. Eng sitzen die blauen Jeans. Die kurzen Stiefel, in die er sie hineingestopft hat, zurren den groben Stoff Ã¼ber dem Fleisch fest. Augustin mustert ihn rasch und intensiv wie ein KonfektionÃ¤r. Unter dem weiÃŸen T-Shirt ein kleiner HÃ¼gel. Einstweilen beteiligt er sich nicht am GesprÃ¤ch, hÃ¶rt den anderen zu und schleckt sein Eis. Wie er das tut, das mutet kindlich an. Der LÃ¶ffel schabt jeweils eine stattliche, weit aufgefÃ¤cherte Portion aus der Glasschale, befÃ¶rdert seine Fracht aber vorerst nur bis vor das Eingangstor des Verdauungsapparates. Die Lippen Ã¶ffnen sich weit, sie schieben sich auseinander, die Zunge tritt heraus und nÃ¤hert sich der sÃ¼ÃŸen, kÃ¼hlen Materie. Die Zunge beginnt, emsig zu arbeiten. Sie leckt zuerst ein wenig â€“ wie die Katze mit der Maus spielt â€“ und lÃ¶st dann kleine Brocken heraus, um sie rÃ¼ckwÃ¤rts hinter die Lippen zu rollen, die sich dabei fÃ¼r kurze Zeit schlieÃŸen. Eben dann schlieÃŸt er auch die Augen, die wÃ¤hrend der Ã¼brigen Zeit die TÃ¤tigkeit der Zunge mit strengem Ausdruck Ã¼berwachen. Sein Gesichtsausdruck ist insgesamt tief befriedigt. Offenbar verfÃ¼gt er Ã¼ber ein Verfahren, das alle Geschmacksnerven kitzelt und dem Vorgang ein Maximum an Lust abgewinnt.

Augustin muss an Fridolin denken, den Freund in Wien. Eis schleckende Erwachsene seien ihm ein GrÃ¤uel. â€“ Und du, isst du nie Eis, Fridolin? â€“ Nur heimlich, und dann immer nur eine Kugel. â€“ August lÃ¤chelt in der Erinnerung daran.

Nachher sieht sich der BrÃ¼nette neugierig um, auch wÃ¤hrend er spricht. Seine Blicke erinnern Augustin an Wellen am Strand. Von einem unbekannten Zentrum ausgehend, breiten sie sich aus, belecken die Gestade und ziehen sich doch stets wieder zurÃ¼ck. GleichmÃ¤ÃŸig gleiten diese Blicke, noch ein wenig getrÃ¼bt von der eben empfundenen Lust, Ã¼ber die anderen Tische, die anderen GÃ¤ste und den Platz vor der Kirche. Die Welle zieht sich zurÃ¼ck â€“ er sagt mit Nachdruck einen Satz zu seinem Nachbarn, Augustin kann ihn nicht verstehen â€“ die Welle kehrt zurÃ¼ck. Augustin mÃ¶chte einmal den Mond spielen, er will eine Flutwelle auslÃ¶sen, am besten eine Springflut. Er mustert ihn zweimal kurz hintereinander, bohrt sich in die nÃ¤chste Welle, versucht sich ihr entgegenzustemmen. Die Wirkung ist betrÃ¤chtlich. Die Wogen der Rundblicke gehen fÃ¼r eine Weile deutlich hÃ¶her, bleiben lÃ¤nger am Einzelnen haften, auch an Augustin. Noch unruhiger sind die Augen geworden. FÃ¼r kurze Zeit ist der Ausdruck von Befriedigung aus seinem Gesicht verschwunden. Er wirkt jetzt wacher. Aber es scheint eine unsichtbare Schutzmauer zu geben. Die Blicke brechen sich an einem Widerstand, den Augustin nicht sieht. Sie kehren zu sich selbst zurÃ¼ck. SchlieÃŸlich hat er sich beruhigt.

Unterdessen hat Augustin seinen Traumbecher bekommen und ihn mechanisch verzehrt. Er kann jetzt nicht sagen, was darin gewesen ist. Vielleicht waren es Pflaumen in Alkohol, meint er nachher.

Der BrÃ¼nette verabschiedet sich von seinen Kameraden. Er klopft ihnen auf die Schulter und geht zu seiner Maschine. Seine Bewegungen verraten eine gewisse Sattheit. Mit Umsicht startet er und fÃ¤hrt ins StÃ¤dtchen hinein. Waghalsiges, BravourstÃ¼cke sind von ihm nicht zu erwarten. Wenn nur die unruhigen Blicke nicht wÃ¤ren.

Auch Augustin zahlt und geht weg. Ein Plakat macht ihn neugierig auf das SchÃ¼tzenfest unten in den Wiesen. Es ist am anderen Ende der Stadt. Unterwegs stellt er fest, dass sich die dunklen Wolken aufgelockert haben. Es wird hier kein Gewitter geben, vielleicht woanders.

Um diese Zeit ist der Festplatz kaum besucht. Noch sind nicht einmal alle Buden geÃ¶ffnet. Eine Kirchhofsruhe ist das hier. Er hat jetzt alles gesehen, nur auf dem Friedhof ist er nicht gewesen. PlÃ¶tzlich hat er die Kleinstadt satt und freut sich auf die Abreise.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Stadt und Land - Eine ReiseerzÃ¤hlung

MÃ¼de, denkt Augustin, ich bin groÃŸstadtmÃ¼de â€¦ Er sitzt seit sieben Stunden im Intercity. Endlich ist das Gewimmel der HÃ¼gel und Gebirglein vorÃ¼ber und der Zug nÃ¤hert sich der alten Reichsstadt, die sein erstes Ziel ist. Oberdeutsch, denkt er, schÃ¶nes, altertÃ¼mliches Wort â€¦ Ob sich etwas davon erhalten hat? Er ahnt schon, dass er kaum einen Ãœberrest finden wird. Aber was gibt es sonst auf dieser Hochebene zu entdecken? Vorausgesetzt, es gelingt ihm, Ã¼berhaupt etwas EigentÃ¼mliches aufzuspÃ¼ren.

Am Bahnhof stehen fÃ¼rchterliche HÃ¤user, das kÃ¶nnte auch in Wandsbek sein. Er will das triste Viertel rasch hinter sich bringen. Nur nicht Notiz nehmen von dieser Ã–de, man reist doch, um angenehme EindrÃ¼cke zu gewinnen. Die FuÃŸgÃ¤ngerunterfÃ¼hrung â€“ so schaurig, dass er noch schneller geht â€“ mÃ¼ndet in eine FuÃŸgÃ¤ngerzone, die den Bahnhof mit dem MÃ¼nster verbindet. Baut FuÃŸgÃ¤ngerzonen fÃ¼r Ameisen! Wo hat er diesen Spruch gelesen â€“ irgendwo hingesprÃ¼ht auf eine Wand aus Beton oder den mÃ¼rben Kalkstein einer alten Kirche, eine jener stillen Inseln fÃ¼r Beter, wieâ€™s in den Prospekten heiÃŸt. FÃ¼r jedes BedÃ¼rfnis ist ja heutzutage vorgesorgt.

Der Reisende findet dieselben FilialgeschÃ¤fte und KaufhÃ¤user wie zu Hause. In jeder fremden Stadt schafft ihre Anordnung entlang den breiten und belebten Gassen neue Muster aus schon Bekanntem. Einmal die Luxusarmbanduhren neben den Umstandsmoden, dann das landesweit fÃ¼hrende ParfÃ¼meriegeschÃ¤ft, gefolgt vom billigen Seifenladen und dem Kaffee aus Hamburg und dem Warenhaus, dessen Zentrale in Essen ist. Oder die Seife neben den Umstandsmoden und dann das Warenhaus mit der Zentrale in KÃ¶ln. Und wiederum die Uhren neben der Seife im Schatten des Essener Kaufhauskonzerns. Oder gar die Seife zwischen noch zwei konkurrierenden GroÃŸkaufhÃ¤usern. (Die Zentrale ist immer woanders.) Und die Form folgt brav der Funktion. Also noch einmal die unÃ¼bertroffene Fassade von Eiermann, noch einmal das Regenbogenmotiv ums Textilkaufhaus â€“ Wagner ist doch vorteilhafter â€“ und alle BrillengeschÃ¤fte jetzt durchsichtig wie Kontaktlinsen und mit viel PlastikpupillenweiÃŸ â€¦

Wo steckt das Besondere in diesem Potpourri, die lokale Zutat zum nationalen Brei? Sind es vielleicht die BÃ¤ckereien, die hier sÃ¼ÃŸes Backwerk in groÃŸer Vielfalt feilbieten und jede Sorte in riesigen Mengen? In dieser Stadt, so scheint es, haben BÃ¤cker den stÃ¤rksten Zulauf. Ãœberall, wo SeitenstraÃŸen einmÃ¼nden, sieht Augustin kuchenverzehrende EinkÃ¤ufer stehen. Zwischen ihnen fÃ¤llt sein Blick (nicht jener der Esser) auf Plakate, hastig und schief geklebte FlugblÃ¤tter. Da ist von Raketen und Bomben die Rede, auch das kennt er schon â€¦

Im Strom der Passanten fallen ihm vereinzelt Schwarze auf. KrÃ¤ftige Burschen sind das, manche hÃ¼nenhaft, manche eher fett. Sie tragen ihre Baumwollsachen salopper als die Einheimischen. Ihre Jeans und Shirts bedecken die KÃ¶rper bloÃŸ, betonen die Figuren nicht. Augustin weiÃŸ, dass es MilitÃ¤rpersonen sind, doch strÃ¤ubt er sich, zwischen ihnen und den FlugblÃ¤ttern eine Gedankenverbindung herzustellen. Freilich, die Raketen in der NÃ¤he â€¦ Vor diesem Gedanken will er die schwarzen MÃ¤nner in Schutz nehmen. Vielleicht kommen sie aus den Slums von Chicago, sind froh, Ã¼berhaupt einen Job gefunden zu haben? Und dann fallen sie aufgrund ihrer Hautfarbe schneller auf als ihre weiÃŸen Kameraden, ihre weiÃŸen Vorgesetzten â€¦ Nein, sie sind ihm nicht unsympathisch. Aber wahr ist doch auch, er hat noch nie mit einem Schwarzen geschlafen. Ist er insgeheim ein Rassist? Er beruhigt sich damit, dass er sich sagt, erotisches Faible sei keine Frage der Sympathie, sondern von frÃ¼her PrÃ¤gung.

Ein Zufall â€“ und die fixen Ideen von Militarismus, Rassismus und leider auch von Narzissmus sind wie weggeblasen. Einer teilt jetzt energisch die sich mischenden und gegeneinander flutenden MenschenstrÃ¶me. Er kommt vom Hamburgerladen und will hinÃ¼ber zum Kino-Center, wo die Nachmittagsvorstellungen schon laufen. Es ist ein junger Schwarzer, ganz in Schwarz, Anfang oder Mitte zwanzig. Fetischismus oder OberflÃ¤chenreiz, das ist jetzt die Frage. Die schwarze Haut

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

unterscheidet sich vom schwarzen Leder nicht mehr als dessen einzelne Partien infolge der Lichtreflexe untereinander. Perfekte Uniformierung bei vollstÃ¤ndiger Wahrung des individuellen Ausdrucks, beides durchdringt sich. Kein WeiÃŸer erreicht diesen Grad, nicht mal mit der schwarzen Gesichtsmaske, lÃ¤ppische Versuche sind das â€¦

Er sieht nicht wie ein GI aus. Seine Ledersachen sind eng geschnitten, was bei ihm von Vorteil. Augustin kommt ab von seiner bisherigen Richtung, aufs MÃ¼nster zu. Wo der Schaukasten des Kino-Centers zum Ausweichen zwingt, begegnen sie einander. Der andere fÃ¤ngt den Blick auf und dreht sich im Weitergehen um. Augustin blickt ihm durch die glÃ¤serne Vitrine nach. Der andere steht im Eingang und lÃ¤sst die Augen Ã¼ber die Filmfotos wandern. Jetzt dreht er sich um, bleibt breitbeinig mit dem RÃ¼cken zur Kinokasse stehen, verlockend. WÃ¤re man doch ein Mann rascher EntschlÃ¼sse â€¦ Dem anderen dauern die PrÃ¤liminarien schon zu lange. Er deutet ein LÃ¤cheln an. Und wÃ¤hrend er langsam zur Kasse schlendert, weist er, smarter Psychagog, mit leichter Kopfbewegung ins Innere des Filmpalastes: ein Weg ins VerheiÃŸungsvoll-Ungeheure? Nein, nicht deshalb ist er hierhergefahren.

Augustin geht mechanisch weiter, nimmt erst am MÃ¼nster die AuÃŸenwelt wieder wahr. Der MÃ¼nsterplatz ist groÃŸ wie ein Baseballstadion. Der berÃ¼hmte Turm: zum Erschrecken hoch. Die HÃ¤user der Stadt, viel zu niedrig am Rand des Platzes, scheinen sich furchtsam vor ihm zurÃ¼ckgezogen zu haben. Vor dem Turm muss heute Markt gewesen sein. Ein StraÃŸenfeger beseitigt die Überreste: gekÃ¶pfte Astern, KohlstrÃ¼nke, verwehte Fetzen von Einwickelpapier. Das Kirchenschiff ist groÃŸenteils eingerÃ¼stet. UnablÃ¤ssig passieren Besucher das Portal, mit Gesichtern wie vor oder nach einer Kinovorstellung. Augustin will erst morgen hinein. Er bekommt ein Zimmer im Hotel MÃ¼nsterblick. Der Name verspricht nicht zu viel, aber â€¦ Gewiss, auch ein Hotel Meerblick lÃ¤sst einen niemals die ganze See Ã¼berschauen, immer nur einen Ausschnitt. Doch blickt man gewÃ¶hnlich auf die WasserflÃ¤che hinaus. Der Turm dagegen erfÃ¼llt erdrÃ¼ckend das kleine Zimmer, vom Fenster sind nur seine unteren Geschosse zu betrachten. Mit BaugerÃ¤t ist der Platzausschnitt groÃŸenteils vollgestellt. Augustin legt sich aufs Bett und versucht, die wirren EindrÃ¼cke zu ordnen.

Nach dem Abendessen liegt er wieder auf dem Bett und entwirft ein Programm fÃ¼r morgen. Die GerÃ¤usche der Stadt, durchs offene Fenster hereindringend, scheinen mit schwindendem Tageslicht zuzunehmen. Er geht ans Fenster, stÃ¼tzt sich auf das Bord auf. Die Gehwegpassanten lassen sich von oben nur schwer betrachten. Autos stauen sich auf der schmalen Fahrbahn. Ein kleines StÃ¼ck MÃ¼nsterplatz gegenÃ¼ber ist leer bis auf eine Gruppe junger Streuner. Sie lagern an einem Brunnen, dessen klassizistische Schale kein Wasser mehr fÃ¼llt, und scheinen die Nacht unter freiem Himmel verbringen zu wollen. Einer hat schon den Kopf auf das BÃ¼ndel mit seiner Habe gebettet. Augustin sieht noch mehr PlastiktÃ¼ten, eine Rotweinflasche kreist, der Ruhende trinkt im Liegen. Es sind vier junge MÃ¤nner und eine junge Frau. Ein schwarzer SchÃ¤ferhund springt um sie herum und leckt sie der Reihe nach ab. Einer der MÃ¤nner hat lange braune Locken und einen Vollbart. Er sieht wie die Heiligen bei den Nazarenern aus, vom Herrn Jesus gibt es Ã¤hnliche PortrÃ¤ts. Nur trÃ¤gt er eine weinrote Samtjacke und eine enge weiÃŸe Hose, eine wenig jesuhafte Aufmachung; wie Ã¼berhaupt die pralle untere KÃ¶rperpartie nicht gerade nazarenisch fromm wirkt. Da hat er was von barocken Putti â€¦ Die weiÃŸe Hose kommt mit zunehmender Dunkelheit immer mehr zur Geltung. Hat was ObszÃ¶nes, will mich nicht darauf konzentrieren, denkt Augustin, kehrt zum Bett zurÃ¼ck.

Es hÃ¤lt ihn nicht lange dort. Er lÃ¶scht das Zimmerlicht und ist erneut am Fenster. Als seine Augen die Dunkelheit gewÃ¶hnt sind, sieht er sie drÃ¼ben wieder. Sie lagern scheinbar in derselben Art wie vorhin. Doch im tiefen Schatten des Riesenturmes hat sich etwas verÃ¤ndert. Die junge Frau kniet vor dem Nazarener â€“ so nennt ihn Augustin jetzt â€“ und umfasst ihn rÃ¼ckwÃ¤rtig, da wo die Samtjacke aufliegt. UnerhÃ¶rt, sie treibenâ€™s oral-genital! Die Übrigen bedienen sich aus der Weinflasche, der Hund springt immer noch herum. PlÃ¶tzlich erkennt Augustin unter den Trinkern die junge Frau wieder. Wer kniet dann aber vor dem Nazarener? Nach zwei, drei Minuten lÃ¶sen sich die zwei aus ihrer engen, wenngleich nur punktuellen Verbindung. Das Wesen, das sich erhebt und gleich zur Flasche

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

greift, hat mÃ¤nnliche ZÃ¼ge. Augustin lÃ¤sst die Jalousie herunter.

Am anderen Morgen regnet es - ein wahrer Landregen, unter dem die Stadt verschwindet. Und wo ist die Kommune vom gestrigen Abend? GeflÃ¼chtet, aufgelÃ¶st, weggeschwemmt. Wie es aussieht, wird es den ganzen Tag weiterregnen. Augustin will sich das MÃ¼nster erklÃ¤ren lassen. Um neun beginnt die erste FÃ¼hrung am Hauptportal. Der Markt ist trotz Regen schon in vollem Gang. Er zwÃ¤ngt sich unter den schÃ¼tzenden Planen zur Kirche durch. FÃ¼nf vor neun: noch niemand da, seltsam. Bald nach ihm stellt sich eine junge Frau an. Sie mustern sich kurz und blicken dann weg. Er denkt Ã¼ber sie: schÃ¼chtern und kunstbeflissen. Neun Uhr vier: Jetzt kÃ¶nnte der FÃ¼hrer endlich kommen â€¦ Neun Uhr sieben: Sie schaut wieder zu ihm herÃ¼ber:

â€žWarten Sie vielleicht doch auf die FÃ¼hrung?â€œ â€“ â€ž Klar. Und wo bleibt der FÃ¼hrer?â€œ â€“ â€žDa hab geglaubt, sie hÃ¤tten sich hier nur untergestellt.â€œ Sie lachen beide. Die Busse, sagt sie, kÃ¤men erst spÃ¤ter und gibt ihm ein Privatissimum. Sie macht es gut, sie hat die Welt der Parler und der Syrlin im Kopf. Ihr Vortrag geht zeitweise in ein GesprÃ¤ch mit ihm Ã¼ber. Lange verweilen sie im Chor. Er kann sich kaum von den Figuren am ChorgestÃ¼hl trennen: so viel Psychologie in Eiche! - â€žWelche der beiden spricht sie mehr an, die lybische oder die delphische Sybille?â€œ â€“ Er findet ihre Frage eine Spur zu persÃ¶nlich und antwortet nicht. â€“ â€žDie beiden Figuren sind, wie anderen Paare am GestÃ¼hl, antagonistisch. Hier die weiche lybische, da die viel herbere delphische Sybille. Den Gegensatz finden sie in allem: Haartracht, Kopfbedeckung, Haltung der HÃ¤nde. Es sagt einiges Ã¼ber den Betrachter, zu wem er sich stÃ¤rker hingezogen fÃ¼hlt â€¦â€œ

Er lÃ¤chelt nur und verrÃ¤t nicht, dass sein Fall die delphische Sybille ist. Sie fÃ¼hrt ihn weiter und er hÃ¶rt, dass das moderne Glasfenster ein Geschenk der Army ist, eine Art Wiedergutmachung. Auch das MÃ¼nster sei ja von Bomben getroffen worden. Aber was sei das schon gegen den SteinfraÃŸ, er habe wohl die GerÃ¼ste gesehen. Es sei ein Wettlauf zwischen den Restaurateuren und dem Zerfall und fraglich, ob er auf Dauer zu gewinnen sei. Nach einer knappen Stunde ist die FÃ¼hrung vorbei. Sie wÃ¼nscht eine angenehme Weiterreise. â€žNehmen Sie sich Zeit fÃ¼r Zwiefalten.â€œ

Dann bummelt er eine Weile im Regen. Es mÃ¼sste hier mehr Arkaden geben. Um nicht zu sehr durchnÃ¤sst zu werden, geht er ab und zu in die KaufhÃ¤user. Vom Nazarener und seiner Bande nirgendwo eine Spur. Hat er vielleicht gestern Abend halluziniert? Kann sich dergleichen ereignen an einem Ort, an dem anscheinend nur die Sonderangebote die Menschen bewegen? Wie ernsthaft sie bei der Sache sind: Preise vergleichen, ein Los kaufen, Speisekarten studieren. Keiner blickt den anderen an, keiner will sich von seiner Sache ablenken lassen. Jeder dem anderen nur ein Hindernis, von dem er nicht aufgehalten werden mag. Sie sind nicht unhÃ¶flich, aber ihre HÃ¶flichkeit ist unpersÃ¶nlich, eine Art Wagenschmiere, die die RÃ¤der schneller rollen lÃ¤sst. Grobheit, Verletzendes wÃ¼rde VerzÃ¶gerung, Ablenkung von der zu verfolgenden Sache bedeuten. Die Stadt ist um diese Zeit geschÃ¤ftig und Ã¶de zugleich. Die Kinos laufen noch nicht. Er nimmt Kuchen mit auf sein Zimmer.

Probeweise will er am Nachmittag schon einmal aufs Land und fÃ¤hrt mit dem Bus zu dem aufgelassenen Kloster, wenige Kilometer auÃŸerhalb. Die Scheiben sind wÃ¤hrend der Fahrt stÃ¤ndig beschlagen, er sieht nichts vom Weichbild der Stadt und steht dann unvermittelt im Klosterhof. Die Schaufassade von Kirche und Kloster erschlÃ¤gt ihn beinahe, selbst in diesem diffusen Grau. Sie ist zugleich urtÃ¼mlich und Ã¼beraus raffiniert. Diese Wehrmauern scheinen schon immer dagestanden zu haben und wirken doch so elegant und filigran, als hÃ¤tte man bis zuletzt an ihnen poliert und ziseliert. TatsÃ¤chlich ist das Bild seit zweihundert Jahren unverÃ¤ndert und ist wiederum nur Momentaufnahme. So viele Jahrhunderte hat das Kloster bestanden, doch alles, was Augustin sieht, ist Produkt seiner letzten Jahre. Ein radikales Rokoko hat hinweggefegt, was Jahrhunderten genug war, und durch ein pompÃ¶ses BÃ¼hnenbild ersetzt. Diese konservierte Fassade eines leeren GehÃ¤uses bewahrt fÃ¼r alle Zeit den Geist nur einer einzigen Generation â€“ oder vielmehr drÃ¼ckt sich in der wuchtig abweisenden Schaufront allein die Opposition gegen den Geist vernÃ¼nftiger Klarheit aus. GÃ¼rtet sich so, was sterben muss? Das Martialische ist auf die Spitze getrieben, das scheinbar Uneinnehmbare entpuppt sich als Kulisse und Attrappe. Die kantig verschobenen massigen TÃ¼rme

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

mit Fenstern wie SchieÃŸscharten sind StÃ¼mpfe geblieben, als hÃ¤tten Revolutionstruppen die BaugerÃ¼ste abgebrochen.

In der Kirche kommt er nicht weit, sie feiern eine Hochzeit. Er bleibt hinter der Glaswand stehen, die einen Windfang vom Schiff abteilt. Er kann die Ausstattung nicht betrachten, nur die auftrumpfenden Kolossalpilaster aus der Ferne. Dann die Bibliothek â€“ elegante Schnitzfiguren bevÃ¶lkern sie. Sind es die neun Musen, wird gefragt. Nein, erklÃ¤rt die rÃ¼stige Alte, sie verkÃ¶rpern die Wissenschaften und die Tugenden. Die FÃ¼hrerin schwÃ¤belt stark und macht den Amerikanern in schwÃ¤belndem Englisch klar: Solche barocken InnenrÃ¤ume hat es auch in der Stadt gegeben, vor dem Krieg und vor den Bomben. Man hÃ¶rt ihr mit hÃ¶flich unbeteiligter Miene zu.

Er betritt erneut die Kirche. Noch immer erfleht der Priester den Segen des Himmels. Augustin, mit den Riten nicht vertraut, will schon endgÃ¼ltig verzichten, da werden sie vorne unruhig, erheben sich, raffen zusammen. Ihren Auszug lÃ¤sst er sich nicht entgehen. Er bleibt im Windfang, tritt zwei Schritte zur Seite. Da kommen sie schon, da ist das Brautpaar. Wie sieht der BrÃ¤utigam denn aus? Mehr als passabel. SchrÃ¤g hÃ¤lt er seinen hÃ¼bschen Kopf, damit er gut zur Geltung komme. Geht wie durch ein unsichtbares Spalier und setzt die stattlichen FÃ¼ÃŸe etwas geziert. Wahrscheinlich wird drauÃŸen gleich fotografiert und gefilmt, er ist vorbereitet. Halblanges dunkles Haar umrahmt ein rundes, gefÃ¤lliges Gesicht. Oder sollte man es selbstgefÃ¤llig nennen? Es ist ein sanftes und kÃ¼hnes Gesicht, im Ausdruck zugleich mild und arrogant. Der Schnurrbart senkt sich Ã¼ppig auf den weichen Mund, um sich an den Enden gleich wieder aufzuschwingen â€“ er will einmal Backenbart werden. Der BrÃ¤utigam schreitet, dabei lÃ¤sst er den Blick langsam kreisen, einen materiell interessierten Blick, der alles umfÃ¤ngt: Kirchenschiff, Verwandtschaft, Braut, das bis jetzt nur durch Augustin vertretene Spalier. Denkt er schon an das festliche Mahl? Man stelle ihn sich beim Essen vor: isst und trinkt langsam und viel und schweigt dazu bedeutsam. Nur ruhig bleiben und das stattliche Ã„uÃŸere wirken lassen â€¦

Die Braut? Nun, es heiÃŸt ja, GegensÃ¤tze zÃ¶gen sich an, und vielleicht sind kleine, magere, sommersprossige Wesen tatsÃ¤chlich sein Geschmack. Denkbar ist, dass noch andere KrÃ¤fte hier am Werk waren. Irgendein Magnetismus muss seine Wirkung getan haben. Ãœbrigens ist der BrÃ¤utigam der Einzige, der befriedigt in die Runde schaut. Die restliche Gesellschaft kennt nur zwei SeelenzustÃ¤nde. Der mÃ¤nnliche Teil wirkt bedrÃ¼ckt, der weibliche gerÃ¼hrt, wenn nicht aufgewÃ¼hlt. Die Brautmutter schluchzt sogar. Warum weint man denn? Vielleicht kommtâ€™s von der Orgelmusik.

Er geht zu FuÃŸ zurÃ¼ck in die Stadt. Durch AuenwÃ¤lder fÃ¼hrt ein Weg den Fluss entlang, der aus den Alpen kommt und in der NÃ¤he in den Hauptstrom mÃ¼ndet. Es treiben die vom Dauerregen angeschwollenen Wassermassen dahin, als hÃ¤tten sie es eilig, an ein Ende zu gelangen. Auf der OberflÃ¤che des dahinschieÃŸenden Wassers schaffen die vielen aufprallenden Tropfen aufgischtend einen Perlenvorhang. Er verbirgt alles, was vielleicht im Fluss mitschwimmt. Die verfilzten Umrisse der Baumriesen am Ufer verschwimmen in der vom Regen Ã¼bersÃ¤ttigten Luft. Augustin zieht die Kapuze des Regenmantels enger zusammen. Von allen GerÃ¤uschen der AuÃŸenwelt bleibt nur das HÃ¤mmern der Tropfen Ã¼brig, einlullendes Stakkato, dem sein eigener krÃ¤ftig arbeitender Puls einen Singsang unterlegt. Dann reiÃŸt der WaldgÃ¼rtel rechts auf. Weite, vor Feuchtigkeit dampfende Wiesen geben den Blick frei. Doch von der Stadt ist nichts zusehen, nur der Turm des MÃ¼nsters, scheinbar bloÃŸ, wie infolge noch grÃ¶ÃŸerer Konsistenz des Wasserdampfs, eine schwÃ¤rzliche Wolke am grauen Himmel.

Einige Tage spÃ¤ter erreicht er Zwiefalten. Von der hohen Kirchenfassade herunter umfasst der heilige Aurelianus mit einer GebÃ¤rde voll unendlicher Empfindung das ganze Kloster, das jetzt Irrenanstalt ist. Das Kircheninnere ist sehr farbig. Es ist, als lÃ¶se sich der BaukÃ¶rper in dem heftigen Spiel der Farben und Formen auf, wie eine Ã„sthetik der Verwesung. Der Prophet Ezechiel weist dazu verzÃ¼ckt auf die Kanzel an der gegenÃ¼berliegenden Kirchenwand. Der KanzelfuÃŸ stellt ein GrÃ¤berfeld am JÃ¼ngsten Tag dar, einen vor Fruchtbarkeit Ã¼berquellenden Gottesacker.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Am neunten Tag seiner Reise sucht er schon mittags ein Zimmer fÃ¼r die Nacht, wieder im Schatten einer barocken Klosterburg. Wie in Zwiefalten hat es auch hier mit dem Fortgang der MÃ¶nche Platz gegeben fÃ¼r die GemÃ¼tskranken des gewerbfleiÃŸigen Landes. Seelisch Gesunde kommen auch und wollen sich erholen, von was auch immer. Wem nichts fehlt, wirft nur einen Blick in die Kirche und einen in die Bibliothek und reist spÃ¤testens am nÃ¤chsten Morgen weiter. Die Kirche ist ein wenig dÃ¼ster, schÃ¶ner die Bibliothek und berÃ¼hmt ihr DeckengemÃ¤lde. Seinetwegen kommen viele Touristen und verrenken sich die HÃ¤lse. Die Mitte des Saales ist von weiÃŸ lackierten StÃ¼hlen blockiert. Auf ihnen sitzen die Patienten, wenn Messe gefeiert wird. Ãœbrigens sind die BÃ¼cher alle fort. Hinter den bemalten SchranktÃ¼ren ist nichts.

Der Park ist fÃ¼r jeden zugÃ¤nglich. Die AnstaltsgebÃ¤ude sind zwanglos in ihm verteilt, viele Besucher im Park. Augustin hat eine Bank fÃ¼r sich allein und will Zeitung lesen. Er kommt nicht dazu. Eine Ã¤ltere Frau zieht es in seine NÃ¤he, sie lÃ¤sst sich mit muffigem GruÃŸ links von mir nieder. Er rÃ¼ckt ein wenig zur Seite, gerade so viel, dass sie es nicht als ZurÃ¼ckweisung auffassen muss. Er betrachtet sie unauffÃ¤llig: graues Hauskleid, Knoten im Nacken, derbe Schuhe. Ãœberraschend nun doch beginnt sie ein GesprÃ¤ch: â€žWohnen Sie auch hier?â€œ - Wie soll er das verstehen? â€žJa, aber nur fÃ eine Nacht, im Gasthof. Und Sie?â€œ â€“ Es stellt sich heraus, dass sie gewÃ¶hnlich in einem TÃ¼binger Altersheim lebt. Man habe sie hierher verschickt, zur Erholung. Nach vier Wochen dÃ¼rfe sie heim nach TÃ¼bingen, ganz bestimmt. â€žSind Sie ein Lehrer?â€œ fragt sie dann. Er muss verneinen. Sie wiederholt trotzdem: â€žEin Lehrer â€¦ Sie mÃ¼ssen ein guter Mensch sein.â€œ Er macht eine abwehrende Geste und kommt sich unsauber vor, in ihm ein BedÃ¼rfnis nach Seife und HÃ¤ndewaschen.

Auf einmal nimmt auf seiner anderen Seite noch eine Dame Platz, eine Vierzigerin, adrett gekleidet und noch ziemlich rosig. Sie jedenfalls ist ohne Zweifel Touristin. Die beiden Sybillen beginnen sich zu mustern, die linke tut es feindselig, die rechte zurÃ¼ckhaltend. Da steht die Ã„ltere wortlos auf und geht zu einer anderen Bank. Von dort aus beobachtet sie den Fortgang der Ereignisse.

â€žVerzeihen Sie, dass ich gerade hier Platz genommen habeâ€œ - er rÃ¼ckt fast unmerklich ein wenig nach links -, â€žaber ich sehe Sie hier zum ersten Mal. Wohnen Sie jetzt auch hier?â€œ MissverstÃ¤ndnisse scheinen hier in der Luft zu liegen. Sie stellen beide alles richtig. Sie sagt ihm, sie mache nie ein Geheimnis daraus, wenn sie zum Beispiel drauÃŸen im Gasthof oder auf einer Veranstaltung einen Fremden kennenlerne. Man erfahre es ja doch â€¦ Seit vierzehn Jahren lebe sie schon hier unter den mehr als tausend Patienten, vor vierzehn Jahren sei sie aus GÃ¶ppingen hierhergebracht worden. In GÃ¶ppingen lebe noch immer ihre Schwester, die sich gar nicht fÃ¼r sie interessiere. Vor drei Jahren sei sie zuletzt auf Besuch gekommen und sie sei so kalt gewesen â€¦ â€žEs geht mir nicht schlecht, nur eine richtige Arbeit fehlt mir. Ich wÃ¼rde so gern arbeiten â€¦ Manchmal habe ich ja diese AnfÃ¤lle, zuerst ist es ein leichter Schwindel, dann ein richtiger Rausch. Und spÃ¤ter erscheint mir die Jungfrau Maria â€¦ Die Schwester Oberin sorgt dann dafÃ¼r, dass ich allein in einem besonderen Raum bleibe, und die Schwester Oberin hat auch ein Mittel, eine Spritze, dann bin ich bald wieder ganz normal, wie jetzt â€¦ Nur selten dauert es lÃ¤nger an, dabei ist mir auch unser Herr Jesus schon erschienen. Ich habe mich vor ihn hingekniet, er hat mir die Hand mit dem Ring gereicht, ich habe den Ring gekÃ¼sst â€¦â€œ

Sie ist lebhaft geworden und kommt ihm allmÃ¤hlich nÃ¤her. Er seinerseits rÃ¼ckt langsam nach links und hat schon fast das Ende der Bank erreicht, da winkt sie einem Herrn in ihrem Alter auf einer weiter entfernten Bank zu. â€žEs ist mein Bekannter. Er hat schon ein paar Mal zu uns herÃ¼bergesehen. Aber er ist zu schÃ¼chtern, um zu uns zu kommen. Ich will jetzt lieber zu ihm gehen und verabschiede mich daher von ihnen. Vielen Dank, dass Sie Zeit hatten fÃ¼r unser GesprÃ¤ch. Leben Sie wohl â€¦â€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

LesefrÃ¼chte, leicht angefault

Wer schreibt denn so etwas:

"Unter ihren GÃ¤sten befinden sich ein paar wirklich hervorragende Vertreter der Kunst- und Finanzwelt. AuÃŸerdem sind einige bekannte Homosexuelle, WÃ¼stlinge, Verschwender und andere Dekadente zugegen â€¦"

Zwei Welten begegnen sich dort also, die Spitzen der Kunst- und Finanzwelt und - auÃŸerdem! - jene anderen Spielarten der Spezies Mensch. Der Text ist vom amerikanischen Historiker und Literaturprofessor Herbert Joseph Muller (1905 â€“ 1980) und bezieht sich auf Thomas Wolfes posthum erschienenen Roman â€žEs fÃ¼hrt kein Weg zurÃ¼ckâ€œ. Die erwÃ¤hnten Gastgeber, das sind Mr. und Mrs. Jack, deren Geschichte nicht nur in dem etwas angestaubten Buch nachzulesen ist, sondern neuerdings wiederum in dem vielfach rezensierten â€žDie Party bei den Jacksâ€œ (dt. erstmals 2011 bei Manesse) â€“ nu der gleiche Stoff in einer weiteren posthum aufgefundenen Version.

Muller hat seine Wolfe-Biographie 1947 verÃ¶ffentlicht. Sie beleuchtet die groÃŸen VorzÃ¼ge wie die allzu augenfÃ¤lligen SchwÃ¤chen des Wolfeschen Gesamtwerks im Wesentlichen angemessen. Muller war ein kultivierter, fortschrittlicher, friedliebender Intellektueller, ein entschiedener Liberaler amerikanischer PrÃ¤gung. Er war Mitunterzeichner des Zweiten Humanistischen Manifestes von 1973. Und von einer solchen Lichtgestalt der Wissenschaft nun eine Formulierung wie die eingangs zitierte â€“ da wird das ganze Elend liberaler Geistesverfassung damals deutlich. Es ist nicht der einzige progressive Faux-pas, den er sich leistet. Starwick z.B., eine Gestalt aus Wolfes â€žVon Zeit und Stromâ€œ, "entpuppt sich als Homosexueller â€¦" Horribile dictu, natÃ¼rlich.

Auf Deutsch kam Mullers Wolfe-Buch 1962 als Taschenbuch bei Rowohlt heraus, dieser Speerspitze verlegerischer AufklÃ¤rung im Nachkriegsdeutschland. Rowohlt sammelte bei fortschrittlich Gesinnten auch Pluspunkte, als es 1967 den Band â€žHomosexualitÃ¤t oder Politik mit dem Â§175â€œ auf den Markt brachte, mit Vorwort von Professor Giese. Und leider auch mit einem Beitrag des Starjuristen Jescheck (1915 â€“ 2009, GroÃŸes Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland 1984), der nach einer Ãœbersicht Ã¼ber die Rechtslage in anderen LÃ¤ndern seine Empfehlung an den deutschen Gesetzgeber so untermauert:

"Im Ã¼brigen zeigt die HomosexualitÃ¤t jene Missachtung von fundamentalen Forderungen der sozialen Moral, die zur Erhaltung des Rechtsgehorsams der Allgemeinheit nicht ohne staatliche Reaktion bleiben kann â€¦"

Zwei weitere BlÃ¼ten aus jenem pseudoliberalen ParadiesgÃ¤rtlein. Eine West-Berliner Zeitung, nicht von Springer und eher linksliberal, rezensierte einmal einen Film und der Redakteur formulierte, der tragische Held sei schwer homosexuell. So sagt einer von seinem Onkel, er sei schwer zuckerkrank. Und ein schwer liberaler evangelischer Pfarrer jener Zeit, der es spÃ¤ter bis zum Superintendenten brachte, betrieb in seinem Religionsunterricht am Gymnasium nebenbei SexualaufklÃ¤rung und zwar so: "HomosexualitÃ¤t, wisst ihr, ist schlieÃŸlich kein Verbrechen, es ist ja Krankheit, ungefÃ¤hr so wie Krebs â€¦"

Ja, so waren die Zeiten damals, Zeiten, in denen eine dicke Hornschicht sehr nÃ¼tzlich war. Wir wollen all das nie vergessen. Es geht aber nicht nur um Vergangenes und Literarisches. Wie sehr sich dieses Denken bis in die Gegenwart erstreckt, kann man z.B. der aktuellen Anklageschrift der Berliner Staatsanwaltschaft gegen den Rapper Bushido entnehmen; nachzulesen mit ihrer z. T. hanebÃ¼chenen BegrÃ¼ndung im â€žTagesspiegelâ€œ (Online-Ausgabe) vom 16.01.2014.

Und was noch Thomas Wolfe angeht: Seine Homophobie ist diskret, verschÃ¤mt â€“ unverschÃ¤mt deutlich dafÃ¼r sein Antisemitismus, vor allem in â€žVon Zeit und Stromâ€œ, erschienen erstmals auf

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Deutsch 1935 und spÃ¤ter gern nachgedruckt - zuletzt 1989 - von Rowohlt. Aber das ist eine andere Geschichte â€¦

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Linie 2 - Endstation Tod

- In Memoriam JÃ¼rgen F. (1949 - 2004) -

Tagtraumreise durch eine versunkene Stadt ... Diese Stadt gibt es nicht mehr. Ihre HÃ¤user sind abgerissen und an ihrer Stelle andere neu erbaut. Die StraÃŸenbahn ist stillgelegt, die IdentitÃ¤t der Stadt ausgewechselt.

HAUPTBAHNHOF: Ich steige in die Zwei. Sie ist eine von noch zwei Linien. Wir rollen in die Unterstadt und ohne Halt an einer Privatklinik vorbei. Oma Erna wird hier einmal sterben. Sie ist eine Oma zweiter Klasse, nicht vorzeigbar in ihren alten RÃ¶cken. Die Kinder rufen ihr "Hexe" nach. Mein Vater hat sie in einer Baracke abseits von unserem Haus untergebracht. Wenn sie sich fÃ¼r eine Konditorei fein macht, benutzt sie die Brennschere. Ich habe einmal gesehen, wie sie die Brennschere auf der glÃ¼hend heiÃŸen Ofenplatte erhitzt. Wenn sie sie dann benutzt, riecht es nach versengtem Haar. Eines Tages wird Oma Erna auf die heiÃŸe Ofenplatte fallen und nachts allein in der Klinik sterben. Ich werde sie kaum gekannt haben.

HAUPTPOST: Hier fÃ¤ngt das GeschÃ¤ftsviertel an. Hinter der BrÃ¼cke steht das Ã¤lteste Hochhaus der Stadt. Der Fluss stÃ¼rzt neben der BrÃ¼cke einen Katarakt hinunter. Auf und neben der BrÃ¼cke ist es so laut, dass man kein Wort verstehen kann. Und es stinkt gewaltig: die AbwÃ¤sser von HÃ¼tte und Stahlwerk.

DENKMAL: Er ist nicht der GrÃ¼nder der Stadt, aber er schaut von seinem Sockel, als wÃ¤re er es. Ein FÃ¼rst in seinem Reich - KÃ¶nigreich Stumm. Ein Bankhaus steht im Schatten der drÃ¶hnenden HochÃ¶fen auf dem HÃ¼gel. Zwischen den hohen runden TÃ¼rmen mit ihren ewigen Feuern und dem Walzwerk auf der anderen Seite kommen langsam schmutzig gelbe Trolleybusse heruntergefahren. Es gibt nur ein Kaufhaus. Meine richtige Oma geht in ein kleines Haus mit einem Tabakladen. Sie fÃ¼hrt daheim die Haushaltskasse und sagt zu Opa: "Ein Laster darfst du auch haben." Sie vergisst nie, Schnitttabak aus der Stadt mitzubringen. Sie sagt Ã¼ber den TabakhÃ¤ndler und seine Leute: "Es sind Juden. Sie sind zurÃ¼ckgekommen." Wir fahren steil bergauf.

MARIENKIRCHE: Sie ist wuchtig, groÃŸ wie ein romanischer Dom, und ihre Fassade und das Dach starren vor Schmutz. Zentimeterdick der graubraune EisenhÃ¼ttenstaub. Der evangelische Dom ist genauso groÃŸ, steifleinen gotisch und steht unterhalb der Marienkirche. Die konfessionelle Kluft ist fast ein Abgrund, wie spÃ¤ter in Nordirland, nur dass keine Bomben hochgehen. Wenn die Tagesschau beginnt, werden die Glocken der Marienkirche gelÃ¤utet, mit Absicht so laut, dass keiner im Viertel die Nachrichten versteht. Es geht weiter bergauf.

OBERER MARKT: Auf dem freien Platz hat einmal die Synagoge gestanden. Das Rathaus hat eine blassblaue Steinfassade. Manchmal fallen kleine Steine heraus. Eines Tages stehen wir als Gymnasiasten davor und skandieren Parolen. Der OB kommt nicht heraus. Jahre spÃ¤ter wird er an einer Mandeloperation sterben. Man stirbt doch nicht an einer Mandeloperation. Wir fahren wieder bergab.

STADTBAD: Dahinter liegt das Stadion. Der Verein spielt vorÃ¼bergehend in der Bundesliga. Bei den Punktspielen wird ER auch aufgestellt. Sein Schulfreund wohnt gegenÃ¼ber vom Stadtbad, in einer der Mietskasernen. Einmal habe ich die beiden in einer GrÃ¼nanlage liegen sehen, auf dem Rasen, die beiden KÃ¶rper in entgegengesetzter Richtung lang ausgestreckt, jeder seinen Kopf auf einer Schulter des anderen gebettet. Sie haben in ihren Himmel gesehen. FÃ¼r mich kein Platz. Das Bild in mir noch da.

ENDSTATION: Wir sind noch einmal bergauf gefahren. Da ist der Waldrand, da ist die Rotkreuzsiedlung. Die kleinen HÃ¤user sind fÃ¼r die Ãœberlebenden einer Gasometerexplosion erbaut,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

darunter meine GroÃŸtante und meine Uroma. Ich sehe die Uroma jetzt bei der Hochzeit der GroÃŸtante. Als FÃ¼nfzigerin verheiratet sie sich ein zweites Mal und bekommt einen Stiefsohn. Er will mir die Bundeswehr schmackhaft machen, aber ich weiÃŸ schon: So ein Kerl wie er will ich nicht werden. Die Uroma ist der frÃ¼heste Mensch, den ich je kennen lerne. Sie ist vom Leben erschÃ¶pft. Sie sagt fast nie etwas und sitzt still auf dem Sofa. Nimmt sie mich Ã¼berhaupt als Einzelwesen wahr? Wir sind so viele. Die GroÃŸtante sagt: "Sie hat Krebs. Ich lasse sie nicht mehr operieren."

Die ewigen Feuer sind lÃ¤ngst erloschen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Drei FriedhÃ¶fe

St. Johannis ist ein spÃ¤tmittelalterlicher Friedhof in NÃ¼rnberg. Er lag lange vor der Stadt, heute umgibt ihn eine der Ã¤lteren VorstÃ¤dte mit hohen MietshÃ¤usern. Der Autoverkehr neben dem Friedhof ist dicht und laut, StraÃŸenbahnen rattern vorbei. Der Friedhof St. Johannis ist nicht von unserer Welt.

NatÃ¼rlich, das DÃ¼rergrab ... Aber deshalb mÃ¼ssen Sie nicht hin. Es gibt dort viele PatriziergrÃ¤ber aus DÃ¼rers Zeit, die die Zeiten Ã¼berdauert haben. Jede Grabstelle ist vollkommen abgedeckt von ihrer Steinplatte, kein StÃ¼ck Erde bleibt frei. Der Raum zwischen den GrÃ¤bern ist abgestreut. Es sieht aus, als warteten alle unter ihrer Grabplatte auf den JÃ¼ngsten Tag. Am Tag des Gerichts Ã¶ffnen sich die GrÃ¤ber, die Steinplatten heben sich, die Skelette steigen heraus. Die Zeit beginnt rÃ¼ckwÃ¤rtszulaufen. DÃ¼rer steht als junger Mann vor seinem Selbstbildnis, es wird zur Skizze, zur leeren Leinwand ... Halt, halt!

AuÃŸerdem mÃ¼ssten am JÃ¼ngsten Tag erst die BlumentÃ¶pfe weggerÃ¤umt werden. Da es keinen freien Fleck Erde gibt, sind alle Pflanzen in TÃ¶pfen auf den Grabplatten untergebracht. Es sind vor allem Geranien, eine Farbsymphonie aus Rot, Rosa und WeiÃŸ auf den grauen Steinen. Kein Blau, kein Gelb. Gehen Sie im Sommer hin und lassen Sie den Anblick auf sich wirken. Ein Bild wie von Milch und Blut, wie das Leben selbst.

Aus den GrÃ¤bern, unter den Steinplatten wachsen RosenstÃ¶cke zur Seite heraus, uralte, sehr knorrige RosenstÃ¶cke. Auch sie blÃ¼hen rot, rosa, weiÃŸ neben den grauen Steinen. Ein Bild von SchÃ¶nheit und Dauer, selten schÃ¶n.

Der Heidelberger Bergfriedhof beginnt in der Rheinebene und steigt den unteren Hang des KÃ¶nigstuhls ein StÃ¼ck an. Auf dem meterdicken LÃ¶ssboden wuchert eine fast tropisch dichte Vegetation. Der Bergfriedhof ist auch einer der schÃ¶nsten Botanischen GÃ¤rten Mitteleuropas. Er atmet in seiner FÃ¼lle, mit seiner Ãœberladenheit an Monumenten den Geist der SpÃ¤tromantik. Das Leben ist, auch nach dem individuellen Tod, ein unentwirrbares RÃ¤tsel, ein ewiges Labyrinth. Hier liegen die einheimischen GrÃ¶ÃŸen, die Professoren, hohen Beamten, reichen Kaufleute, die GenerÃ¤le und die besten Ã„rzte ihrer Zeit. Heidelberg war, vor und nach 1900, ein beliebter Altersruhesitz. Einige adlige GroÃŸgrundbesitzer haben sich hier ihre Grabkapelle errichten lassen. Man sieht viele geborstene SÃ¤ulen. Ein Kruzifix verrÃ¤t, dass ReichsprÃ¤sident Ebert, der Sozialdemokrat, katholischer Herkunft war.

Beim Umherwandern verstieÃŸ ich gegen ein Verbot. Man darf die jÃ¼dische Abteilung nur mit Genehmigung der Kultusgemeinde betreten. So steht es am Haupteingang zu dieser Abteilung zu lesen. Ich nÃ¤herte mich ihr jedoch zuerst an einem Nebenzugang. Die Absperrung war heruntergelassen, ein Hinweis auf das Verbot fehlte. Die jÃ¼dischen GrÃ¤ber sind zumeist gut instand gehalten. Man kann feststellen, wie die hebrÃ¤ische Schrift um 1900 allmÃ¤hlich der lateinischen wich. AuffÃ¤llig ist, dass auf den jÃ¼dischen GrÃ¤bern Amts- oder Berufsbezeichnungen weitgehend fehlen. Anders bei den Gojims: Dort bleibt ein Ordentlicher Professor auch nach seinem Ableben ein solcher, ebenso der Hauptpastor, der OberlandesgerichtsprÃ¤sident usw. Hinter manchen jÃ¼dischen Namen fehlen Sterbedatum und -ort. DafÃ¼r z.B. der Hinweis: Verschollen 1943 in Frankreich.

Geborstene SÃ¤ulen fehlen auf dem Friedhof StÃ¶cken in Hannover fast ganz. Auch dieser Friedhof stammt aus dem spÃ¤ten 19. Jahrhundert. Er ist heute ein weiter Parkfriedhof mit groÃŸen und kleinen WiesenflÃ¤chen zwischen alten Baumgruppen und WÃ¤nden aus BlÃ¼tenstrÃ¤uchern. An den Hauptalleen haben sich zahlreiche GrÃ¤ber aus GroÃŸvÃ¤ter- und UrgroÃŸvÃ¤terzeit erhalten. Ich spreche von dem sehr gehobenen BÃ¼rgertum der Stadt damals: GroÃŸindustrielle, vermÃ¶gende Kaufleute, hohe MilitÃ¤rs. Auch ein Pastor von St. Ã„gidien, als die Kirche noch nicht Ruine war, liegt unter ihnen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die GrabdenkmÃ¤ler sind preuÃŸisch schlicht und verraten zugleich das barocke hannÃ¶versche Erbe. Man weiÃŸ, was man sich schuldig ist â€“ aber alles mit MaÃŸ.

Aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt es eine makabre SehenswÃ¼rdigkeit: die Grab- und GedenkstÃ¤tte der Opfer des MassenmÃ¶rders Haarmann. Richtig, der mit dem Hackebeilchen ... Die dreiflÃ¼glige Steintafel imitiert ein Gefallenendenkmal aus gleicher Zeit. Siebenundzwanzig Namen stehen darauf. So viele waren es?! Der Ã„lteste war zweiundzwanzig, der JÃ¼ngste zehn. Als meine Mutter ein kleines Kind war, wurde ihr ab und zu mit Haarmann gedroht, sollte sie nicht artig sein. Der schon tote KnabenmÃ¶rder als Kinderschreck fÃ¼r ein kleines MÃ¤dchen - die wahren Schrecken lernen wir spÃ¤ter selbst kennen.

Es gibt auch einen See mit einer Toteninsel, wie von BÃ¶cklin. Ein einsamer Schwan zieht auf dem See seine Kreise. Entdeckt er einen neuen Friedhofsbesucher am Ufer, rudert er rasch auf ihn zu. Will er sich als Transportmittel zur VerfÃ¼gung stellen? Lohengrins Schwan als Charons Nachen? Niemand will zur Toteninsel Ã¼bergesetzt werden. Der Schwan dreht ab und hÃ¤lt weiter Ausschau.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Blick von auÃŸen auf die DDR

Verwandte drÃ¼ben gab es bei mir nicht. Solange die DDR bestand, machte ich hin und wieder einen Tagesbesuch in Ost-Berlin. AuÃŸerdem durchquerte ich beim Transit oft dieses fremde Staatsgebiet. Es ergaben sich nur selten nÃ¤here Kontakte zu den Einheimischen. Welche tieferen Einblicke kann man so gewinnen?

Wie viele Besucher der Hauptstadt der DDR machte auch ich die Bekanntschaft Devisenhungriger. In meinen Fall waren es zwei junge MÃ¤nner, die mich am Alexanderplatz ansprachen und Ã¼ber lange Zeit wortreich beknieten, ihnen doch zu einem fÃ¼r mich sehr vorteilhaften Wechselkurs DDR-Mark in D-Mark zu wechseln. Und es sei Ã¼berhaupt kein Problem, nicht ausgegebene OstwÃ¤hrung bei der Ausreise ganz legal wiederumzurubeln. Diesen Unsinn, verbunden mit einer langen LÃ¼gengeschichte, schwatzten sie mir zwar vor, doch nicht auf, so sympathisch sie im Ã¤brigen auch wirkten.

Eine Ã¤hnliche Begegnung auf einem Parkplatz an der Autobahn zwischen Berlin und Magdeburg. Wir hÃ¤tten da womÃ¶glich gar nicht halten dÃ¼rfen, vielleicht wollte der Fahrer nach dem Motor sehen. Da kam ein junger Bursche, ein wenig verwildert, wie unter starkem Druck stehend, aus dem GebÃ¼sch auf uns zu, bat um Westgeld, nicht gewechselt, sondern geschenkt. Wir waren auf der Hut und lehnten gleich ab. Er verdrÃ¼ckte sich sofort.

Mit Freunden war ich einmal zum Kaffeetrinken bei einem Brieffreund von einem von uns. Es war in einem Ost-Berliner Vorort, Kaulsdorf-SÃ¼d, glaube ich. Der Gastgeber war ein Orchestermusiker in mittleren Jahren. Wir saÃŸen im Garten, umgeben von seiner Familie und Verwandtschaft. Die GesprÃ¤che waren lebhaft, offen, freimÃ¼tig. Der Musiker fing selbst davon an, von einer mÃ¶glichen Flucht zu sprechen. Ab und zu reise er ja mit dem Orchester ins westliche oder neutrale Ausland - wenn er einfach wegbliebe? Na ja, sagte er, er habe eben Familie, zuckte mit den Achseln und ging zu etwas anderem Ã¼ber.

Am meisten hat mich das Folgende beeindruckt. Ich kam von Kopenhagen und landete auf dem DDR-Flughafen SchÃ¶nefeld. Eben war auch eine Maschine aus Budapest angekommen, mit vielen DDR-BÃ¼rgern. Die Pass- und Zollkontrollen fÃ¼r den Transit nach West-Berlin einerseits und die Einreise in die DDR andererseits erfolgten natÃ¼rlich an verschiedenen Schaltern. Sie waren nicht weit voneinander entfernt, und ich konnte von meiner kleinen Schlange die grÃ¶ÃŸere drÃ¼ben beobachten â€“ und wie die Amtspersonen jeweils mit den Wartenden umgingen. Die Behandlung hÃ¤tte kaum unterschiedlicher sein kÃ¶nnen. WÃ¤hrend wir Westler distanziert-korrekt und durchaus hÃ¶flich abgefertigt wurden, herrschte innerstaatlich ein ganz anderer Umgangston. Da wurde durchweg barsch aufgefordert und nicht selten auch kurz angeschnauzt, so dass man kaum glaubte, was man hÃ¶rte und sah â€¦ Und die lieÃŸen sich das, ohne zu murren, alles gefallen? Und bekamen dabei mit, wie ganz anders international die Sitten waren?

Ich wÃ¤hle einen Vergleich, um den Eindruck dieser SchÃ¶nefelder Szene zu vermitteln: Stellen Sie sich eine Schafherde vor, um die ein HÃ¼tehund bellend herumspringt. Er hat nur eins im Sinn: die Herde gemÃ¤ÃŸ den Befehlen seines Herrn beisammen zu halten und in die gewÃ¼nschte Richtung zu drÃ¤ngen. Dass ihm ja keines ausbÃ¼chst oder Sonderwege einschlÃ¤gt. Und in seinen Mitteln ist er nicht wÃ¤hlerisch, beiÃŸt auch schon mal in die HinterlÃ¤ufe. Hauptsache, sie spuren.

Man kann es auch gehobener ausdrÃ¼cken. Die DDR pflegte im Umgang mit den eigenen BÃ¼rgern gewisse preuÃŸische Tugenden. Wie Fontane mal sagte: Stramm, stramm, alles Ã¼ber einen Kamm. Oder Tucholsky Ã¼ber die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: Das Land war ein einziger Kasernenhof.

Alles vorbei und Geschichte, klar. Aber was ist nachher aus den SchÃ¤ferhunden und â€“hÃ¼ndinnen geworden? Keiner mehr da zum Schurigeln? Und wie haben sich die Schafe von damals spÃ¤ter

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

entwickelt? Ach, das ist ein zu weites Feld â€¦ Mir scheint, einige von ihnen â€“ nur wenige, hoffe ich - haben selbst Lust bekommen, den SchÃ¤ferhundepart zu Ã¼bernehmen. Ein Elend ist es zuweilen mit frÃ¼her PrÃ¤gung.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Chaos - SÃ¼ddeutsche ReiseerzÃ¤hlung

Es ist Anfang Mai und schon fast wie im Hochsommer. Das Abteilfenster, eine Handbreit heruntergelassen, ist schlecht verankert und klappert in der Druckluft des Fahrtwindes. ZÃ¼gig ratternd geht es voran. Nicht zu entziffern sind die Namen der kleinen WaldbahnhÃ¶fe, an denen der Schnellzug nicht hÃ¤lt. Die Siedlungen liegen abseits der Strecke, verborgen im Wald. Ãœberall ist Schatten, Schlieren vom dunklen GrÃ¼n der Fichten ziehen sich durch das noch sehr helle der Buchen. Auf einmal reiÃŸt der Himmel auf â€“ eine Lichtung, die der Zug auf einem hohen Damm durcheilt. Dem lichten Fleck oben entspricht ein dunkler in der Tiefe. An einem Teich sonnenbaden sieben oder acht nackte junge MÃ¤nner. Und als sie den Zug oben auf dem Bahndamm bemerken, springen sie auf, johlen und gestikulieren. Wie sie es genieÃŸen, nackt zu provozieren, namenlos. Nur zwei oder drei Augenblicke, dann hat der Wald die schamlosen GebÃ¤rden verschluckt.

In der Ebene vor dem Wald liegt die kleine Stadt und weit auÃŸerhalb von ihr der Bahnhof. Dennoch hat man das Kriegerdenkmal nicht in der Stadt, sondern vor dem Bahnhof errichtet. UrsprÃ¼nglich war es nur den Toten von 1870/71 gewidmet, die Jahreszahlen spÃ¤terer Kriege hat man dann auf dem Sockel einfach hinzugefÃ¼gt. Das Denkmal ist ungewÃ¶hnlich theatralisch. Ein gut aussehender junger Mann, die Figur aus weiÃŸem Sandstein und frisch gereinigt, liegt am Boden und hÃ¤lt sterbend die Fahne noch hoch. Wie seelenvoll sein Blick dabei ist, wie gepflegt die Frisur. Er kÃ¶nnte im Zivilleben Darsteller von Liebhaberrollen sein, und den sÃ¼ÃŸlichen Schwung des allzeit erfolgreichen Charmeurs hat er auch in dieser Rolle nicht abgelegt. Er fehlt nur, dass er aufsteht, sich verbeugt und man applaudiert.

Der FuÃŸweg in die kleine Stadt fÃ¼hrt eine viel befahrene StraÃŸe entlang. Auf ihr fahren jetzt fÃ¼nf junge Motorradfahrer in die Stadt hinein. Sie halten an einer Ecke und fangen, ohne abzusteigen, untereinander zu streiten an, vielleicht Ã¼ber ihr Ziel oder den Weg dorthin. Alle tragen schwarze Lederjacken, drei von ihnen blaue Jeans, zwei schwarze Lederhosen. Einer von denen mit blauer Hose macht einem anderen mit schwarzer Vorhaltungen. Er gestikuliert heftig, gerÃ¤t immer mehr in Zorn und versucht sogar, den anderen zu schlagen. Der Abstand zwischen ihren Maschinen verhindert, dass er ihn treffen kann. So fuchteln sie beide nur mit den schwarzledernen Armen drohend in der Luft herum. Sie haben die Helme noch auf und die Handschuhe noch an. Auf ihren Maschinen sitzend erinnern sie an gepanzerte Rittersleut zu Pferd. Beherrscht von der Lust auf Aggression, wagen sie aus Sorge um die Ausstattung nicht zuzuschlagen. Dabei ist es gerade die Ausstaffierung, die die Sinne reizt und anschaulich macht, wie sie zueinander stehen. Die Sporen jedoch sind bloÃŸ zur Verzierung da, und so zeigen sich beide nur den Vogel â€“ woraufhin der zweite Schwarzbehoste das Signal zur Weiterfahrt gibt. Ihm folgt nur der von den StreithÃ¤hnen, der in der Aufmachung mit ihm identisch ist. Die Gruppe der Blauhosen fÃ¤hrt stattdessen geschlossen in entgegengesetzter Richtung davon.

Das Hotel heiÃŸt ElysÃ©e garni und ist das zweitbeste am Platz. Es liegt auÃŸerhalb der ummauerten Altstadt, man biegt vor dem NeustÃ¤dter Tor in eine Kastanienallee ein. Es ist schon Feierabend, die BÃ¼ros in den alten Villen sind verwaist und die ParkplÃ¤tze unter den blÃ¼henden BÃ¤umen meistens frei. Die Firmenschilder glÃ¤nzen in der Abendsonne und sind nicht immer gleich verstÃ¤ndlich. Was ist ein AutomationsbÃ¼ro? Ein Dentallabor hat die Scheibe eines Spitzbogenfensters mit Milchglas ersetzt. Der Immobilienmakler daneben versichert auf seiner Messingtafel: Wir sind fÃ¼r Sie da seit 1910! â€“ Hier stimmt sprachlich etwas nicht, denkt der SpÃ¤tergeborene, das ist vor unvordenklichen Zeiten gewesen, fÃ¼r mich hat er damals noch nicht gemakelt â€¦ Unvorsichtigerweise beginnt er nachzurechnen, und wenn er um 1950 geboren ist, wird er bestÃ¼rzt feststellen, dass zwischen dem GrÃ¼ndungsjahr der Firma und seinem Geburtsjahr etwa vierzig Jahre liegen. Nur vierzig Jahre, wiederholt er, denn vierzig wird er in KÃ¼rze selbst. Und heiÃŸt das nicht, dass mit jedem Tag in der Zukunft der Abstand zwischen der eigenen Existenz und dem nebelhaft fernen Jahr 1910 relativ an Bedeutung verliert?

Herr Wechsler, der Direktor des ElysÃ©e garni, scheint seine GÃ¤ste jeweils schon erwartet zu haben;

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

zumindest behauptet er es, wenn er ihnen, noch sehr elastisch fÃ¼r sein Alter, im Foyer entgegeneilt. Dabei hat man sich am Vorabend bloÃŸ telefonisch und ohne Zeitangabe angemeldet. WomÃ¶glich ist Herr Wechsler nicht nur Direktor des Hotels, sondern auch dessen einziger fester Angestellter. Nur ihn sehen die GÃ¤ste beim Empfang wie beim FrÃ¼hstÃ¼ck. Wahrscheinlich hat er fÃ¼r die Zimmer eine Hilfe â€“ sie kÃ¶nnte Ã¼brigens grÃ¼ndlicher sein. Herr Wechsler selbst ist eine durchaus gepflegte Erscheinung, nur seine Munterkeit ist verdÃ¤chtig. Er redet zu viel, geht auf Fragen nicht immer ein, stellt seinerseits Gegenfragen und nimmt die Antworten dann hÃ¤ufig nicht zur Kenntnis. Sollte er trinken? Das wÃ¼rde auch den Tremor erklÃ¤ren. Es kann vorkommen, dass er einen falschen ZimmerschlÃ¼ssel aushÃ¤ndigt. Man geht in diesem Fall noch einmal hinunter und erhÃ¤lt den richtigen, wobei der Mund des Ã¼bereifrigen Direktors einem so nahe kommt, dass man nun auch den typischen Geruch wahrnimmt. Davon abgesehen ist das ElysÃ©e garni ein adrettes Haus, wirklich zu empfehlen.

Zum Essen rÃ¤t einem Herr Wechsler in das Grillhaus am Buttermarkt zu gehen. Kommt man vom NeustÃ¤dter Tor dahin, zwingt einen an der Ecke des Platzes eine CrÃªpes-Bude, auf die Fahrbahn auszuweichen. â€žLecker!â€œ preist der CrÃªpes-BÃ¤cker sein Produkt an, lang gezogen und gellend tut er es. Drinnen im Grill, hinter den modernen Butzenscheiben, hÃ¶rt man ihn auch. Ziemlich exakt alle fÃ¼nfzig Sekunden dringt sein â€žLecker!â€œ durch das gekippte Fenster, das Zigarettenqualm und EssensgerÃ¼che ins Freie entlÃ¤sst. Wie ein hÃ¶hnischer Kommentar ertÃ¶nt sein Ruf, begleitet Vorsuppe, Hauptgericht und Nachspeise, verfolgt einen noch auf dem RÃ¼ckweg ins ElysÃ©e, und halb im Schlaf schon hÃ¶rt man noch dieses â€žLecker!â€œ als Echo im eigenen Kopf.

Das FrÃ¼hstÃ¼ck ist im ElysÃ©e garni ungewÃ¶hnlich reichhaltig. Nicht nur, dass Herr Wechsler BrÃ¶tchen, Kaffee, frische Wurst und frischen KÃ¤se samt Butter und einem Ei herbeibringt â€“ KonfitÃ¼re und Honig stehen schon auf dem Tisch bereit -, er ermuntert einen noch, sich nach Belieben am BÃ¼ffet zu bedienen. Dort warten SÃ¤fte, Flocken, diverse Brotsorten, wohl frisch angemachte Salate, Frikadellen, sogar RollmÃ¶pse und eingelegte Eier. Es ist schwer, sich einen Ãœberblick zu verschaffen. Man schenkt sich ein Glas Saft ein, gieÃŸt Milch Ã¼ber das MÃ¼sli, meidet instinktiv den leckeren Fleischsalat und nimmt noch eine abgepackte Ecke WeichkÃ¤se mit. Dann verkÃ¼rzt einem Herr Wechsler die Mahlzeit, indem er autobiographische Details preisgibt. Ãœberall sei er schon gewesen, auf Sylt, in Bad Pyrmont, in Reichenhall, Ã¼berall schicke man ihn hin, wo Betriebe zu sanieren und rote Zahlen zu beseitigen seien. Er ist sichtlich mit sich zufrieden und blÃ¤st den Rauch seiner Zigarette in Richtung des Gastes, der in seiner Polsterecke wie gefangen sitzt und nicht ausweichen kann. Herr Wechsler hat es sich schrÃ¤g gegenÃ¼ber bequem gemacht. PlÃ¶tzlich ekelt sich der Gast. Der WeichkÃ¤se, den er fÃ¼r lange haltbar angesehen hat, ist stark verschimmelt â€¦

Auf dem Weg zum Bahnhof bietet sich erneut ein martialischer Anblick. Ein Motorradfahrer ist dicht an eine Hausfassade herangefahren. Breitbeinig hÃ¤lt er die Maschine im Gleichgewicht, die StiefelabsÃ¤tze berÃ¼hren nur mit ihren AuÃŸenrÃ¤ndern den Boden. Die Maschine steht quer zum Gehweg, ein wenig schrÃ¤g zur Fassade. Man kÃ¶nnte im NÃ¤herkommen sein Profil betrachten, wenn er den Helm abnehmen wÃ¼rde. Er klemmt erst die schwarzen Handschuhe unter den linken Arm seiner rotweiÃŸen Jacke â€“ auch die Hose ist aus rotem Leder -, dann zieht er einen kleinen Gegenstand aus der Innentasche seiner Jacke und macht sich damit in sehr gespannter, ganz abwehr- und abfahrbereiter Haltung an der Fassade zu schaffen. Indessen trÃ¼gt auch hier die brutale Ã„sthetik, die zuerst an Ãœberfall und Bombenlegen denken lÃ¤sst â€“ der junge Mann geht bÃ¼rgerlichen GeschÃ¤ften nach: Er bedient den Geldautomaten einer Sparkassenfiliale.

Noch eine Kleinstadt. In dieser hier zeigen sie von Mai bis Oktober eine Gartenschau. Heute hat sie Besuch von der Kriminalpolizei, gleich eine ganze Abteilung drÃ¤ngt sich am KassenhÃ¤uschen vorbei. Sie sind lÃ¤ssig, wirken verschlafen, sie sind heute auf einem Betriebsausflug. Gleich hinter dem Eingang bewundern sie die ersten Rabatten, wo vanillepuddinggelbe Tulpen mit solchen von tiefem Blauschwarz abwechseln. Die Polizisten lesen die Namensschilder, die dunklen Tulpen heiÃŸen Queen of the Night. Ein ahnungsloser ZÃ¼chter hat da die Begriffe verwirrt. Eine schwarze Tulpe wird in

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

dunkler Nacht alles andere als kÃ¶niglich wirken. Im Ãœbrigen hat der Name bereits seine spezielle Bedeutung von leicht anzÃ¼glichem Charakter. Man hÃ¤tte es dem ZÃ¼chter sagen sollen: Als KÃ¶niginnen der Nacht werden auch gewisse nÃ¤chtlich-erotische Gestalten bezeichnet, deren Regiment samt ihren Reizen mit dem ErlÃ¶schen dezenter Beleuchtung und zunehmender Tageshelligkeit endet. Wenn die leeren Flaschen abgerÃ¤umt sind, wird noch das grelle Kunstlicht angedreht und eine Tunte kreischt: â€žSo seht ihr also wirklich aus!â€œ â€“ woraufhin sich alle schnell davonmachen und drauÃŸen, im FrÃ¼hlicht eines vielversprechenden Sommertages, mit den bloÃŸen HÃ¤nden ihre vom Zigarettenqualm entzÃ¼ndeten Augen bedecken: schuldbewusst. Wissen das die Kriminalbeamten?

Auf ihrem weiteren Rundgang bemerken die Beamten immer wieder Kollegen aus den Ã¼brigen Polizeisparten. Die bayrischen Polizisten lieben die Gartenschau, und sie tragen zu ihrem Gelingen bei, wozu immer sie imstande sind. Die bayrische BevÃ¶lkerung ihrerseits liebt ihre Polizei und umlagert die Einrichtungen, die diese im weitlÃ¤ufigen Park aufgestellt hat. Mannschaftswagen stehen auf den breiten Wegen herum, ein Boot der Wasserschutzpolizei sitzt auf dem Trockenen, ein junger Mann in schwarz schimmerndem Taucheranzug â€“ Modell KÃ¶nigin der Nacht â€“ steht neben dem von SchlinggewÃ¤chsen Ã¼berwucherten Teich und spielt verlegen mit Schnorchel und Taucherbrille in seinen HÃ¤nden. Die Polizei hat also auch eine Tauchergruppe â€“ die bayrischen Wasserleichen wollen geborgen sein. Ob er sich wirklich ins Biotop stÃ¼rzen wird? In der Ferne hÃ¶rt man zu allem entschlossenes Hundegebell; das Publikum freut sich auf die VorfÃ¼hrung der SchÃ¤ferhundestaffel. Nicht ausgeschlossen, dass man sich auch den Blutalkohol testen lassen kann. FÃ¼r den einen oder anderen Test kann das Gesundheitsamt zustÃ¤ndig sein, vielleicht wÃ¼rde die Polizei Amtshilfe leisten.

Weiter geht es zu den NutzgÃ¤rten, zu Rainen und Spalieren, zu WildkrÃ¤utern, die frÃ¼her UnkrÃ¤uter geheiÃŸen haben, und zu NÃ¼tzlingen. Diese fressen SchÃ¤dlinge, die immer noch so heiÃŸen. Zu Zwecken der Demonstration ist ein Hochbeet angelegt worden, es sieht aus wie ein mit Gurken und Tomaten bepflanztes HÃ¼gelgrab.

Ein Salatkopf, dessen gekrÃ¤uselte grÃ¼ne BlÃ¤tter ins RÃ¶tliche spielen, erregt das Interesse einer grauhaarigen FÃ¼nfzigerin. Sie fragt den jungen GÃ¤rtner nach dem Namen des appetitlichen GemÃ¼ses.

â€žLollo rosso.â€œ Er schaut kaum auf und arbeitet im Beet daneben weiter.

Sie hat es nicht verstanden und fragt noch einmal.

â€žLollo rosso â€“ `s steht eh draaf.â€œ Unmutig weist er nach dem TÃ¤felchen, dessen Schrift sie mit ihr Fernbrille vielleicht nicht lesen kann.

Sie gibt sich zufrieden â€“ man weiÃŸ nicht, ob sie es wirklich ist â€“ und geht langsam weiter. Indessen verwandelt sich die Szene rasch. Es treten zwei junge Damen auf, beide sind gewiss noch keine zwanzig. Es sind grazile Wesen in sehr engen rÃ¶hrenfÃ¶rmigen Shorts von knallig gelbgrÃ¼ner Farbe. Sie stellen keine Fragen, zeigen sich nur selbst, indem sie ein wenig zwischen den GemÃ¼sebeeten auf- und abgehen. Und der GÃ¤rtner hat sie kaum bemerkt, da unterbricht er seine Arbeit und erhebt sich aus der Hocke. Er begrÃ¼ÃŸt sie freundlich und zeigt ihnen als Erstes den Lollo rosso. Ja, das sei doch ein Prachtexemplar, der gefalle jedem, nicht wahr? Sie sind nicht sehr beeindruckt. Darum legt er um eine jede von ihnen einen seiner erdfarbenen Arme, sie lassen den Lollo rosso und gehen Eis essen.

Die Bezirkshauptstadt ist eine kleine GroÃŸstadt mit Dom, UniversitÃ¤t und Autofabrik. Vor dem Hauptbahnhof erwarten zwei mÃ¼de Punks die Angekommenen. Einer spricht beinahe jeden an: â€žHast du mal `ne Mark fÃ¼r mich.â€œ Er sagt es tonlos, ohne die Stimme am Schluss zu heben, und niemand gibt ihm etwas.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Eine lange verkehrsreiche GeschÃ¤ftsstraÃŸe fÃ¼hrt vom Bahnhof ins Zentrum. An jeder Ecke regeln Ampeln den Verkehr. FuÃŸgÃ¤nger wechseln vom Stillstehen zum hastigen Gehen. Ein Herr und ein Dame, beide um die dreiÃŸig, die blicklos aneinander vorbeigehen wollen, fÃ¼hlen sich plÃ¶tzlich am weiteren VorwÃ¤rtskommen gehindert. Mit suchendem und auch schon strafendem Blick erforschen sie die Umgebung: Wo ist der (die) UnverschÃ¤mte? Jetzt stehen sie beide allein auf der FuÃŸgÃ¤ngerfurt, die Wogen haben sich geteilt und verlaufen. Fest verbunden sind sie miteinander, die runde KrÃ¼cke seines unternehmend abgespreizten Stockschirmes hat den mobilen Lederriemen ihrer Schultertasche in seiner raumfordernden Bewegung aufgefangen. Jetzt haben sie es begriffen, sie nestelt den Riemen von der KrÃ¼cke los, und dann gehen sie sofort weiter, ohne auch nur einmal zu lÃ¤cheln.

Vor dem Warenhaus in der Pfauengasse hockt eine orientalische Bettlerin auf dem Boden, die traditionellen RÃ¶cke faltenreich um sich her drapiert, das Kleinkind in der Beuge des linken Armes geborgen. Die rechte Hand streckt sie jedem Passanten entgegen, wobei der Handteller eine tiefe HÃ¶hlung bildet. â€žBitte, bitte â€¦ reicher Mann â€¦ bitte, bitte â€¦ danke â€¦ bitte â€¦â€œ Es ist ein unaufhÃ¶rlicher monotoner Singsang, eine Art Generalbass unter dem dissonanten Stakkato der KÃ¤uferstrÃ¶me. Sie bedankt sich auch, wenn nichts gegeben wird, was meistens der Fall ist.

Abends in einem Restaurant in der Altstadt. Die KÃ¼che ist italienisch. Durch groÃŸe Glasscheiben fÃ¤llt der Blick auf das Pflaster eines StraÃŸenplatzes. An seinem Ende steht der Stumpf eines Geschlechterturmes. Die Hausfassaden sind gotisch. Irgendwo in der NÃ¤he muss eine Disco sein. Junge Burschen vom Land halten mit ihren Mopeds an. Sie haben ihre Stiefel mit PlastiktÃ¼ten vom Supermarkt umwickelt, um sie vor Dreck- und Regenspritzern zu bewahren. Sie wickeln die Stiefeletten aus ihren HÃ¼llen, stopfen die TÃ¼ten in ihre kleinen RucksÃ¤cke und steigen wieder auf. Dann erst fahren sie vor. In einer der Seitengassen wird die Disco sein.

Das Kristallweizen enthÃ¤lt viel KohlensÃ¤ure. In sehr rascher Folge steigen die BlÃ¤schen auf; erstaunlich, dass sich der Vorrat so schnell nicht erschÃ¶pft. Ab und zu wird die Mahlzeit unterbrochen. Ein Buckliger will rote Rosen verkaufen. Seine Erscheinung erinnert die gut Gewachsenen an ihr GlÃ¼ck. Sie genieÃŸen es und halten trotzdem den Kauf einer Rose fÃ¼r eine Regung ihres Mitleides.

SchlieÃŸlich kommt noch ein ambulanter Dichter. Dieses Buch hier habe er selbst verfasst. Ob man nicht ein Exemplar kaufen wolle?

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Wo wollen Sie denn mal liegen?

Das ist gewiss lange her, dass man, auf Sie bezogen, gefragt hat: Was soll er (sie) denn mal werden? NÃ¤hert man sich dem anderen Wendepunkt der Ellipse, dÃ¼rfte es eher heiÃŸen: Wo soll man sich denn abschlieÃŸend betten - jedenfalls bis zum Ablauf der Liegezeit? Ich wÃ¼sste da einen Ort â€¦ Er ist ein bisschen ungewÃ¶hnlich.

Dieser Friedhof liegt im Norden von Berlin, in einem GrÃ¼nderzeitviertel. Damals, als es angelegt wurde, hatte sich die Mode der Park- und WaldfriedhÃ¶fe noch nicht durchgesetzt. Die Stadtplaner seinerzeit hielten einfach im Rastersystem einen Block frei, und so ist der Ort der Toten unmittelbar benachbart den Wohnungen und GeschÃ¤ften der Lebenden. Die GrÃ¤ber sind immer in Sicht- und Rufweite der Nachgeborenen. Das erinnert an den traditionellen Kirchhof im Dorf oder in einer alten Stadt, nur dass eine Friedhofskapelle die Kirche ersetzt.

Dieser lange, schmale Friedhof grenzt mit seiner Stirnseite an die breite und sehr laute HauptstraÃŸe der Vorstadt. Den Nachbarblock nimmt ein groÃŸes Warenhaus ein, schrÃ¤g gegenÃ¼ber ist ein Multiplexkino. Restaurants, CafÃ©s, BÃ¤ckereien, eine Buchhandlung â€“ alles fuÃŸlÃ¤ufig vorhanden. U Bahn und StraÃŸenbahn fÃ¼hren dicht am Friedhof vorbei â€“ wichtig, wenn man Ihr Grab ab und zu besuchen mÃ¶chte. Der Friedhof ist so Ã¼berschaubar, dass einer nicht lange wird suchen mÃ¼ssen. Es gibt nur eine LÃ¤ngsallee, kein System von Haupt- und Nebenwegen. Man geht einfach geradeaus und biegt dann zum Grabfeld ab.

Aber das Beste kommt erst noch: In der Kapelle werden sogar Literaturlesungen veranstaltet.

Natur kommt hier nicht zu kurz. Hohe, alte BÃ¤ume, BÃ¼sche, Blumen â€“ wie Ã¼berall. Die Friedhofsverwaltung beklagt sich eher Ã¼ber ein Zuviel als ein Zuwenig an Natur: die Kaninchen! In der Tat beleben sie in groÃŸer Zahl den Friedhof, hoppeln einzeln oder paarweise zwischen den GrÃ¤bern, bilden immer neue Gruppen und Ã¤ugen intensiv nach dem vorÃ¼bergehenden Besucher: Wird er oder wird er nicht â€¦? Das FÃ¼ttern ist allerdings streng verboten. Die Verwaltung spricht von Plage und veranstaltet winters Jagden auf die Kaninchen. Dann BÃ¼chsenknall zwischen Warenhaus und Kino-Center.

Hoffnungen setzt man auch auf einen natÃ¼rlichen Feind der Kaninchen, den Fuchs. Er soll sich nach und nach auf Berlins FriedhÃ¶fen angesiedelt haben. Und tatsÃ¤chlich: Neulich an einem Sommerabend gegen halb sieben schnÃ¼rte einer Ã¼ber die LÃ¤ngsallee. Die Nager schienen nicht sehr beeindruckt. Zwei von ihnen sahen ihm etwas gelangweilt nach, als wollten sie sagen: Der schon wieder â€¦

Erwarten Sie keine grÃ¶ÃŸere Zahl von prÃ¤chtigen alten GrabdenkmÃ¤lern, GrÃ¼ften gar. Das hier ist immer ein Kleine-Leute-Viertel gewesen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, wurde kaum mit Sepulkralkultur geprotzt. Falls Ihnen das sympathisch ist: Auf diesem Friedhof ist, wie inzwischen auf den meisten der Stadt, viel Platz, Zuzug durch Neubelegung daher erwÃ¼nscht. UrsprÃ¼nglich nur fÃ¼r die evangelische BevÃ¶lkerung gedacht, steht er jetzt auch anderen Konfessionen offen. Und der Atheist kann sich hier ebenso wie der Agnostiker beerdigen lassen.

(Bei Interesse verrÃ¤t der Verfasser gern die Anschrift dieses sehr zentral gelegenen Ortes fÃ¼r eine letzte Ruhe.)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Bahnhofsmilieu

Sein Zug ging erst fÃ¼nf Stunden spÃ¤ter. Also bummelte er durch die Altstadt, saÃŸ in einem CafÃ©, dann am Flussufer und aÃŸ in der NÃ¤he des Bahnhofs zur Nacht. Mehr als eine Stunde war noch herumzubringen. Er nahm die Samstagausgabe einer groÃŸen Zeitung aus Deutschland mit in den kleinen Wartesaal und begann, dieses Bergwerk des Wissens nach etwas Katzengold zu durchforschen. Rechts von ihm hÃ¤uften sich bald viertelpfundweise die Teile des Blattes, die nur taubes Gestein enthielten.

Zu seiner Linken, an der Wand gegenÃ¼ber, lag Ã¼ber drei oder vier Sitze bÃ¤uchlings der LÃ¤nge nach hingestreckt eine Gestalt, dem rÃ¼ckwÃ¤rtigen Anschein nach vermutlich mÃ¤nnlichen Geschlechts. Wie der eine unruhig blÃ¤tternd sich vergeblich um etwas Wissen von einigem Wert bemÃ¼hte, so wÃ¤lzte sich der andere drÃ¼ben rastlos von einer Flanke auf die andere, um der instabilen Bauchlage noch etwas Bequemlichkeit abzutrotzen. Da dies nicht gelang, saÃŸ er schlieÃŸlich auf und schaute sich um. AuÃŸer ihnen war niemand im Raum. Ihre Blicke kreuzten sich.

Der andere war knapp Ã¼ber zwanzig, schwarzhaarig, krÃ¤ftig, wohlgenÃ¤hrt, recht angenehm die etwas knÃ¶delhafte Physiognomie. Er verband die Arglosigkeit jungen Fleisches mit forschem Mienen- und Augenspiel. Unverkennbar war er bajuwarischen Stammes. Vor siebzig Generationen waren sie Ã¼ber den Hauptkamm der Alpen vorgedrungen und hatten die Windischen allmÃ¤hlich gegen die Karawanken gedrÃ¼ckt. Und nun der da: hochgemut. Es war etwas kriegerisch Flottes um ihn, und es war nicht nur die schwere schwarze Motorradjacke, auch nicht nur die schwarzen Texasstiefel oder das enge Beinkleid aus schwarzem Tuch, das die fleischigen Schenkel eng umspannte. Aufmachung und Ausstrahlung fielen hier in eins und ergaben einen Gesamteindruck von kraftvoller und unsolider Begehrlichkeit.

Es kam jetzt ein Ã¤lterer Arbeiter herein, nahm neben dem Jungen Platz und geriet bald mit ihm ins GesprÃ¤ch: Ã„lpler unter sich. Der Ã„ltere wollte heim ins Gailtal, der JÃ¼ngere wohnte in Klagenfurt, wohin er unterwegs war - er kam ursprÃ¼nglich aus einem OberkÃ¤rntner Gebirgstal, das bei Touristen wie Kraftwerksbauern seit langem beliebt ist. Der Ã„ltere bewunderte die Freiheit des Jungen, der gerade, wie sich herausstellte, eine Reihe von Tagen hindurch auf dem MÃ¼nchner Oktoberfest gesoffen hatte. Ob er beweibt sei, wollte der Ã„ltere wissen, und der JÃ¼ngere verneinte. Der Arbeiter sagte, das sei gut, wenn hinterher niemand hadern kÃ¶nne. Offenbar lagen bei ihm die Dinge anders.

Der JÃ¼ngere hatte vielleicht etwas von einem lokalen Flussgott. Die Touristen und Kraftwerksbauer hinter sich lassend, hatte er sich in die tiefer gelegene Beckenlandschaft vorgewagt, war in der Schwemmlandschaft sesshaft und allmÃ¤hlich selbst ein anderer geworden, offener, genieÃŸender, weniger kernig, ausufernd.

Sie waren wieder zu zweit. Den Jungen fror jetzt, obwohl es ein milder Abend war. Vielleicht kam es daher, dass er â€“ so wÃ¼rde die Zeitung aus Frankfurt es ausgedrÃ¼ckt haben â€“ erst vor kurzem "vomiert" hatte. Er zog die Lederjacke aus, streifte einen Pullover Ã¼ber â€“ wobei sich lebensfroh ein junger Bier- und Speckbauch abzeichnete â€“ und trug die schwere Jacke dann Ã¼ber dem Pullover, hingeflegelt Ã¼ber zwei oder drei Sitze.

Zwei Bekannte von ihm erschienen auf dieser KammerspielbÃ¼hne. Mager und strizzihaft kamen sie in keiner Hinsicht in Betracht. Er prahlte ihnen gegenÃ¼ber mit seinem unglaublichen MÃ¼nchner Bierkonsum. Zur Nachkur war er dann noch in Salzburg gewesen und hatte weitergesoffen. So hatte er fÃ¼nf NÃ¤chte lang durchgemacht: enorme, bewunderungswÃ¼rdige Physis!

Er verspÃ¼rte das BedÃ¼rfnis, vor ihnen mit Weibergeschichten aufzutrumpfen. Aber allein vom physischen Genuss geprÃ¤gt, war er zu sehr der RealitÃ¤t verhaftet und zu wenig Phantast, um etwas zu erfinden. Es hatte sich diesbezÃ¼glich gar nichts abgespielt, wie er freimÃ¼tig eingestand. Ja, die

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Frauen â€¦ Er seufzte. Kontinente schienen da infolge Plattenverschiebung auseinanderzudriften. Waren die Frauen zu anspruchsvoll oder war er nicht anspruchslos genug? Eitelkeit, Unsicherheit und GekrÃ¤nktsein mischten sich auf seinem runden Gesicht. Ach, die Weiber â€¦

Dagegen habe es AntrÃ¤ge von Schwulen geregnet. MÃ¼nchen sei voll von ihnen. Aber er doch nicht, doch nicht mit ihm! Es sei denn, man bÃ¶te ihm viel Geld, sehr viel Geld - und nun sah er gerade zu dem Fremden hinÃ¼ber. Achttausend Schilling - oder zehntausend? Die Phantasie, die ihm fÃ¼r heterosexuelle Visionen gefehlt hatte, riss ihn nun fort zu Preisvorstellungen, die einfach indiskutabel waren. Oder war er doch so viel wert? Nachher, als er zum Klagenfurter Zug gegangen war, war das nicht mehr unbedingt auszuschlieÃŸen â€¦

Sein Abmarsch: Klirren der Sporen, vibrierendes Fleisch. Die enge Lagerstatt im Liegewagen, im Geist mit ihm geteilt.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Nixon in China - Oper von John Adams

Aus Nixons Staatsbesuch in China 1972 hat John Adams eine Oper gemacht, sie wurde 1987 in San Francisco und London uraufgefÃ¼hrt und steht gelegentlich auf dem Programm anderer groÃŸer HÃ¤user. Da ist tolle Handlung, schmissige Musik und alles herrlich ironisch. Muss ich sagen, wer John Adams ist? Nun, ein US-Amerikaner, geboren 1947, einer der groÃŸen lebenden Komponisten und neben Philipp Glass und Steve Reich Hauptvertreter der Minimal Music.

Die Musik kann ich hier nicht zum Klingen bringen. Sprechen wir Ã¼ber die Hauptfiguren und ihre Charaktere. Der PrÃ¤sident ist ein extrovertierter und mediengeiler Naivling. Er findet: â€žNews has a kind of mysteryâ€œ und berauscht sich vor allem an der Vorstellung, wie sein Auftreten in China zu Hause auf die Fernsehzuschauer wirkt. Er schmettert: â€žItâ€™s primetime, itâ€™s primetime in the US Ehefrau Patty, zart, verwundbar, wird spÃ¤ter beim Besuch der GroÃŸen Mauer von bÃ¶sen Vorahnungen befallen. Der Zuschauer kennt ja das Ende der Geschichte: Watergate.

Auf chinesischer Seite imponiert vor allem Tschu-En-Lai. Er ist als einzige Figur durchweg positiv gezeichnet, ein hochgebildeter Philosoph auf dem MinisterprÃ¤sidentenstuhl, der herrliche und gefÃ¼hlvolle Arien singt. Nixon Ã¼berschlÃ¤gt sich beim Bankett fast vor Begeisterung und beschuldigt sich selbst, er sei ein Gegner Chinas gewesen: â€žI was wrong!â€œ Gelegentlich zischelt ihm Berater Kissinger entgeistert zu: â€žMr. President, Mr. President â€¦!â€œ

Maos Frau ist eine hyperaktive Furie. Die GÃ¤ste werden in die Peking-Oper gebracht und sehen dort ein StÃ¼ck der Gattin des GroÃŸen Vorsitzenden. Es zeigt eine erfolgreiche Aktion von Soldatinnen der Roten Armee. Sie befreien im tropischen SÃ¼dchina Frauen, die bis dahin unter der Knute eines GroÃŸgrundbesitzers gestanden haben. Die Staatsbesucher und die Gastgeber werden selbst in die Handlung einbezogen. So wird aus Kissinger ein Helfershelfer der Ausbeuterklasse. Er vergreift sich auf sadistische Weise an den armen Frauen. (Armer Kissinger, du hast keine gute Presse mehr. Gore Vidal ruft dir in einem Interview sogar nach: â€žEr ist ja nicht blÃ¶d, sondern nur Kriegsverbrecher.â€œ) Und dann kommt noch ein Tropensturm auf â€¦ Aber der ist noch nichts gegen das groÃŸe triumphale Solo â€žI am the wife of Mao Tse Tungâ€œ.

Um ehrlich zu sein: Ich habe bisher weder eine AuffÃ¼hrung der Oper im Theater noch eine Aufzeichnung gesehen. Ich kenne nur den bei Nonesuch erschienenen Querschnitt (Dirigent: Edo de Waart, Orchestra of St. Lukeâ€™s). Er allein genÃ¼gt schon, um die QualitÃ¤t dieser hinreiÃŸenden Musik zu erkennen. Und wenn ich sie anhÃ¶re, sehe ich die Szenen deutlich vor mir. Nehmen wir nur diese pompÃ¶s-komische Landung der PrÃ¤sidentenmaschine â€¦

Fehlt noch eine Oper Ã¼ber George W. Bush. Ich sehe den Einwand voraus, seine Vita sei fÃ¼r eine ironische Oper ungeeignet. Richtig â€“ doch Adams hat auch eine ernste Oper geschrieben, und zwar Ã¼ber die Ermordung einer Geisel: The Death of Klinghoffer.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Dschingis Khan in der Kantine

Arthur erscheint zunÃ¤chst alles andere als jung. Da sind unverkennbar Altersspuren â€“ oder doch nicht: Stirnglatze, schon lichtes, braunes Haar und darin graue StrÃ¤hnen. Doch die Haut am Hals und im Gesicht wirkt jugendlich glatt. Und sein Auftreten, sein Gehen ist knabenhaft leicht wie das des Gehilfen im "Kontrakt des Zeichners" von Greenaway: â€žTrabe nicht, Philipp!â€œ Oder er gleitet wie auf Kufen dahin, das Tablett mit dem warmen Essen umsichtig auf den HÃ¤nden tragend, dabei eilig. Es ist eine umsichtige Eile, die Stiefel verlangsamen ihn. Er liebt sie und trÃ¤gt sie auch im Winter, wenn er ohne Motorrad da ist, dann auch ohne die schwere lederne Motorradhose. Als er einmal einen anderen Gast ausnahmsweise in schwarzer Lederhose erblickt, wirft er ihm Ã¼berraschte, aufmerksame Blicke voller Bejahung zu (die der andere gar nicht bemerkt): Der andere schien auch dazuzugehÃ¶ren. Wozu? In der Kleidung versagt er sich wie Prousts Baron die Farbe, allenfalls billige Sportpullis oder Leibchen in fahlen Braun- und GrÃ¼ntÃ¶nen; sonst nur Schwarz oder Grau. Und von diesem Einerlei hat er UnzÃ¤hliges. DafÃ¼r ist der Tank seines mittelschweren Motorrades leuchtend zinnoberrot, ein sehr warmes Rot.

Und dann der T-fÃ¶rmige Kinnbart mit dem Querbalken unter der puerilen Lippe: Er soll wohl bei ziemlich kleinem Kopf die markanten lÃ¤nglich-eckigen ZÃ¼ge unterstreichen. Es soll fernÃ¶stlich wirken, kampfsportlich, hunnenhaft, mongolisch: Dschingis Khan und Tamerlan. Aber wer hat Verlangen nach ihnen, vielleicht er selbst? Wenn er lÃ¤nger anstehen muss, zupft er am Querbalken des T-fÃ¶rmigen Kinnbartes. Eine andere Verlegenheitsgeste, die man in der Kantine an ihm beobachten kann, nicht mit der Hand, sondern mit der Zunge ausgefÃ¼hrt, wenn es nur langsam vorwÃ¤rts geht: Er drÃ¼ckt dann die Zungenspitze gegen das Innere der Wange â€“ als wÃ¤re auf diese Weise irgendein Durchbruch zu erzielen.

Sicher treibt er Sport, nÃ¤mlich Kraftsport. Dadurch ist aus einem ursprÃ¼nglich schÃ¶n gebauten, relativ leichten KÃ¶rper etwas Disproportioniertes, stellenweise Wuchtiges geworden. Er zeigt krÃ¤ftige Arme und vor allem einen mÃ¤chtigen Thorax gewissermaÃŸen vor einer insgesamt immer noch schmalen Silhouette. Wenn er lÃ¤nger anstehen muss, nimmt er eine extreme Standbein-Spielbeinhaltung ein mit in der Lederhose stark herausgedrehter HÃ¼fte. Dann sieht man fast einen MoriskentÃ¤nzer vor sich â€“ oder eine verdÃ¼sterte mÃ¤nnliche Ballerine unbestimmten Alters.

Seine Stimme ist mÃ¤nnlich-sanft, helldunkel, von ziemlichem Wohlklang; sie kann wohlerzogen bitten, ohne dabei zu schmeicheln. Er trÃ¤gt einen silberfarbenen Freundschaftsring am Ringfinger rechts. Nennen wir ihn Arthur. Er ist der subalterne Engel, der nie lÃ¤chelt und dennoch sehr reizvoll ist. Er blickt aus einer Brille mit kleinen, runden GlÃ¤sern (BÃ¼gel und Fassung silberfarben) und fasst nichts scharf ins Auge â€“ Ausnahme: siehe oben.

Dann sein Versuch, einen Vollbart zu bekommen, ohne die architektonische Wirkung des Kinnbartes zu zerstÃ¶ren. Nach einem Wochenende sah man dichten, weichen Flaum auf den bisher unbebarteten Wangenpartien. Im SprieÃŸen sah sein Gesicht noch knabenhafter aus. Dass ein Bart (der in der Folge kurz gehalten wurde, um das plastische, fast schwarze T herauszumodellieren) seinen TrÃ¤ger derart sanft erscheinen lassen kann! Er beendete den Versuch und stellte wie schon frÃ¼her sozusagen kalligraphische Experimente mit LÃ¤ngs- und Querbalken des T an, indem er den Strich abwechselnd verstÃ¤rkte oder verminderte. Manchmal krÃ¼mmten sich auch die beiden Striche, und es Ã¤hnelte dann einem chinesischen Schriftzeichen. Nur welchem? Das fÃ¼r zehntausendfaches GlÃ¼ck war es wohl nicht. Nun schien er einen voller Misstrauen anzusehen, doch brauchte er nur auf seine Art das Kinn der Welt bereitwillig entgegenzurecken, und man war wieder von seiner natÃ¼rlichen Gutartigkeit Ã¼berzeugt.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Eine Krankengeschichte

Jetzt kann ich ja alles ausplaudern, was er mir anvertraut hat. Er hat uns fÃ¼r immer verlassen. Nein, nicht was Sie denken. Er lebt noch, weit von hier, in Australien. Er ist ausgewandert. Sagte, er fÃ¤nde die Luft hier bei uns zum Ersticken. War immer schon etwas Ã¼berspannt gewesen. Dass sie ihn da unten noch hereingelassen haben, in seinem Alter â€¦

Unser Patient â€“ so will ich ihn nennen, denn er laborierte stÃ¤ndig an irgendetwas â€“ wohnte anfangs in einem der Ã¤rmeren Stadtviertel. Die Praxis seines ersten Hausarztes lag im Parterre eines dieser schÃ¤bigen BacksteinhÃ¤user. Da ging er mit banalen Infekten hin, lieÃŸ sich drei, vier Tage krankschreiben, bekam sein Rezept fÃ¼r ein schleimlÃ¶sendes Mittel. Der Arzt wirkte verbraucht; abgenutzt wie die Fassaden dieser hastig hochgezogenen Nachkriegsbauten. Er war nicht mehr jung und mehr als mager â€“ ausgezehrt. Sprechstunde hielt er nur im Beisein seiner Frau ab. Die Leute nannten sie Frau Doktor, obwohl sie nicht einmal Ã„rztin war. Sie organisierte die Praxis und auch den genauen Ablauf der Untersuchung. Sie sagte: Jetzt musst du ihn abhorchen. Lass ihn Kniebeugen machen. Schreib das Rezept aus â€¦ Ihr apathischer Gatte belebte sich erst, als er die Adresse des Patienten las: Ah, da wohnen Sie â€¦ Die Ecke kenne ich ja. In Nummer drei ist doch diese Kneipe, nicht? â€“ Seine Augen leuchteten auf einmal. Ihr war es peinlich: Karlheinz, bitte!

Tripper und Syphilis konnte man da nicht behandeln lassen. Seine GonorrhÃ¶e bekamen sie in der groÃŸen Hautarztpraxis schnell in den Griff. Zwei der drei Ã„rzte waren homosexuell. Einer von diesen beiden nahm alles nur von der heiteren Seite. Ja, ja, die bÃ¶se Syphilis, er sang es beinahe, wenn er mit dem positiven Befund zu einem anderen Kranken Ã¼ber den Flur eilte. Unser Patient suchte sich einen anderen Facharzt, als er selbst einmal verdÃ¤chtige Flecken entdeckte. Bei Dr. M. war alles sehr diskret. Er fÃ¼hrte die Praxis als Einmannbetrieb, ohne Sprechstundenhilfe. Dr. M. war schon Ã¤lter, sehr mager, etwas zittrig. Dr. M. konnte ihn beruhigen: Negativ, negativ. Nur Lichen ruber, harmlos, nicht behandlungsbedÃ¼rftig.

Von einer kleinen VergnÃ¼gungsreise zurÃ¼ckgekehrt, fand unser Patient dann einen von Dr. M. persÃ¶nlich in seinen Briefkasten geworfenen Zettel vor: Ihr Befund war doch positiv, kommen Sie umgehend in meine Praxis! â€“ Dr. M. hatte die Karteikarten verwechselt. Er begann sofort, Penicillin zu spritzen. Die Kur zog sich Ã¼ber Monate hin. Mit zittriger Hand injizierte Dr. M. nach und nach achtundvierzig Spritzen. Dann sollte eine Behandlungspause eingelegt werden. Der Patient zog einen anderen Spezialisten zu Rate und erfuhr, er sei lÃ¤ngst auskuriert. Maximal zehn Spritzen hÃ¤tten dafÃ¼r ausgereicht.

Unser Patient hatte auch mal ein DepressiÃ¶nchen, eigentlich nicht der Rede wert. Er wohnte damals vor der Stadt, in einem kleinen entzÃ¼ckenden Villenvorort. Die Umgebung bekam ihm wohl nicht. Sein neuer Hausarzt wusste nicht weiter und Ã¼berwies ihn an einen Psychiater. Prof. P. leitete eine Fachklinik und ordinierte daneben fÃ¼r Privatpatienten. Er hatte natÃ¼rlich ein Mittel der Wahl, ein Psychopharmakon, das zwar nur allmÃ¤hlich wirkte, dafÃ¼r umso tiefer in alle Funktionen eingriff. Und beim Absetzen â€“ langsam ausschleichen! â€“ kam es zu Schwindelattacken.

Mindestens ebenso hilfreich war die GesprÃ¤chstherapie. Prof. P.: Ihre Symptome sind typisch fÃ¼r das Ende der Lebensmitte. - Ach ja? â€“ Prof. P.: Herr X, sind Sie glÃ¼cklich? â€“ Hm, seltsame Frage an einen Depressiven â€¦ Prof. P.: Ich rate zu einer Psychoanalyse und zwar bei meinem Kollegen Dr. Soundso in der Stadt. Der ist auch so veranlagt wie Sie. Ich kÃ¶nnte es selbst machen, aber ich bin naturgemÃ¤ÃŸ mit Ihrer Seelenlage nicht so vertraut â€¦

Prof. P. hielt den Zeitpunkt fÃ¼r gekommen, seinem Patienten die Endrechnung zu prÃ¤sentieren. Von ihm persÃ¶nlich handgeschrieben, wie kalligraphiert, mit hÃ¼bschem EndsÃ¼mmchen. â€“ WÃ¼rden Sie mir bitte in mein BÃ¼ro folgen? â€“ Unser Patient ging hinter ihm her. Auf einmal fiel der Professor in eine Gangart, die man sonst nie an ihm bemerkte. Er wiegte sich jetzt in den HÃ¼ften, dazu

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

peinlich aufreizende Pendelbewegungen des verlÃ¤ngerten RÃ¼ckens. Um Gottes Willen, Herr Professor, Ã¼bertreiben Sie es nicht mit der Ãœbertragung!

Unser Patient hatte dann keine Lust auf Psychoanalyse. Er wanderte stattdessen nach Australien aus. Ich werde ihn nicht wiedersehen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Schulfreunde

Er hat ja Karriere gemacht, sieh mal an â€¦ Er ist sogar gedruckt worden und man liest ihn und zitiert ihn ab und zu â€¦ Ich weiÃŸ es nun auch, denkt Ben, dem Netz sei Dank. Gedruckt, kaum zu glauben â€“ dieses WÃ¼rstchen, dieses opportunistische WÃ¼rstchen!

Ben hatte ihn gleich so eingeschÃ¤tzt, von den ersten Monaten in der neuen Klasse an. Ulrich war damals schon fÃ¼nfzehn, aber weniger fortgeschritten als Ben mit seinen vierzehn. Wie sie alle einmal Ã¼ber ihn grinsen mussten: Schiller, Maria Stuart â€¦ Ulrich wird uns jetzt seinen Hausaufsatz vorlesen ... Und er kam nur bis: Soll man diese edle Jungfrau tÃ¶ten - als ihn der Deutschlehrer unterbrach: Edle Jungfrau? Maria Stuart? Sag mal, Ulrich, wie alt bist du jetzt?

Dann war er siebzehn und endlich aufgeklÃ¤rt. Wies den Physiklehrer bei einer Versuchsanordnung auf seinen dicken Finger hin, der ihn gerade behindere, und grinste jetzt selbst. Den Anschluss doch noch gefunden â€¦ Immer hechelte er den anderen hinterher. Wo war die Mehrheit, wo die Mitte? Er legte sich nun hÃ¤ufig in den Pausen mit Ben an, widersprach ihm, wenn der mal wieder was Extravagantes von sich gegeben hatte. Ulrich war dann leicht erregbar, neigte zum Stottern. Aber er hatte sich Ã¤uÃŸerlich herausgemacht. Das Mickrige seiner PubertÃ¤t war verschwunden, er war jetzt ein mehr oder weniger hÃ¼bscher Ephebe. Gewachsen war er nicht mehr, er blieb einen halben Kopf kleiner als Ben. Er war schlank und krÃ¤ftig und im Gegensatz zu Ben ein sehr guter Turner. Wie gelenkig er war, bewegte sich mit Anmut, mit Wohlgefallen an sich selbst â€¦

Ben fiel es auf, dass er den anderen neuerdings gern ansah, so beschrÃ¤nkt er ihm noch immer vorkam. Eine Frage arbeitete sich vor â€“ sie war schon lÃ¤nger im Hinterkopf embryonal rumorend da gewesen: Kann es sein, dass ich ein Homo bin? GefÃ¤llt er mir deswegen? Es gab gar keinen Kampf mit sich zu bestehen, es wurde eine leichte Geburt - HomosexualitÃ¤t als Kopfgeburt. Er wusste, so etwas gab es eben unter anderem in der Welt, dann war das eben so. Er sah Ulrich immer Ã¶fter, immer lieber an und putzte ihn nicht mehr herunter. Jetzt verklÃ¤rte er seine Unbedarftheit zur liebenswerten NaivitÃ¤t, seine MittelmÃ¤ÃŸigkeit zu beneidenswerter UrsprÃ¼nglichkeit. Er wollte ihm helfen, ihn beschÃ¼tzen. Und Ulrichs ZÃ¤higkeit, seine Ordentlichkeit und Ã¼berhaupt dieses Adrette an ihm, darin wÃ¼rde er, Ben, ihm nacheifern kÃ¶nnen.

Ben setzte es durch, dass sie in der vorletzten Gymnasialklasse Banknachbarn wurden, und sie blieben es bis zum Abitur. Sie saÃŸen zwei Jahre nebeneinander, beobachteten sich gegenseitig verstohlen, sprachen ab und zu einiges miteinander, taten, als stimmten sie in den meisten Dingen Ã¼berein. FÃ¼r Ben war das IllusionÃ¤re daran ein zusÃ¤tzlicher Reiz. Der andere war der andere, einer, nach dem er sich sehnen konnte und der ihm doch nicht zu nahe kam. Einen halben Meter neben ihm die Stunden vertrÃ¤umend, â€žliebteâ€œ er ihn so aus groÃŸer Entfernung â€¦

Das Schlimmste fÃ¼r Ulrich waren die DeutschaufsÃ¤tze. Er konnte keinen Gedanken entwickeln, da ihm kaum einer je kam. Mit Begriffen tat er sich schwer, mit abstraktem Denken Ã¼berhaupt. Er las ungern, vielleicht mal etwas von Willi Heinrich. Wiederholt kassierte er bei Klassenarbeiten ein Mangelhaft und begann sich Sorgen ums Abitur zu machen. Ben war einverstanden, beim nÃ¤chsten Mal rasch ein Konzept fÃ¼r ihn zu entwerfen, mit Materialsammlung, und es ihm zum Ausarbeiten zuzustecken. Das Experiment misslang. Ulrich, vor die Wahl gestellt, entschied sich fÃ¼r das Besinnungsaufsatzthema â€žSoll Wahrhaftigkeit stets an erster Stelle stehen?â€œ und bezog wieder seine FÃ¼nf. Mit roter Lehrertinte darunter: Extrem hilfloses Herumrudern in einem Sammelbecken von Unverdautem oder Unverstandenem. Wohingegen Ben mit dem verbliebenen â€žKriminalromane lesen heute?â€œ das Ã¼bliche Sehr gut erreichte.

Ulrich war vom Land, Sohn eines kleinen Beamten. Zwei- oder dreimal besuchte er Ben daheim. Einmal kam er spÃ¤tabends mit, als Bens Eltern schon schliefen und das Aufbetten unterblieb, um sie nicht zu stÃ¶ren. Zwei junge Burschen in einem schmalen Bett also. Und es spielte sich nichts ab,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ã¼berhaupt nichts. Auch Ben war auf keine Weise erregt. KÃ¼hl, so kÃ¼hl blieb alles, sie schliefen einfach nur nebeneinander. Bin ich am Ende gar nicht "so", fragte sich Ben. Dann konstruierte er sich einen Gegensatz von homoerotisch und homosexuell und kam nach Wochen doch auf die ursprÃ¼ngliche Auffassung von der Sache zurÃ¼ck. SelbstverstÃ¤ndlich â€žliebteâ€œ er ihn, sehnte sich auch nach seinem KÃ¶rper. Fast sein ganzes Denken und FÃ¼hlen kreiste in diesen Jahren um Ulrich, je lÃ¤nger, desto ausschlieÃŸlicher.

In den Sommerferien kam Ulrich einmal fÃ¼r eine ganze Woche. Sie Ã¼bernachteten drauÃŸen im Garten in einem Zelt und behielten die zwischen ihnen Ã¼bliche Distanz weiter bei. Ben las ihm vor dem Einschlafen Texte von KÃ¤stner und Tucholsky vor, Gedichte, Prosa, Satirisches, Pazifistisches. Ulrich blieb lau. Das war jetzt ein zunehmend wichtiges Thema: Wie wÃ¼rden sie es mit dem "Bund" halten? Ben wÃ¼rde alles daran setzen, nicht hinzugehen. Der kleine Beamte wollte, dass sein Sohn Offizier wÃ¼rde - Berufsoffizier. Das musste verhindert werden. Ben stichelte und argumentierte und agitierte. Ulrich â€“ blieb lau. Vielleicht ja, vielleicht nein.

Gleich nach dem Abitur verschwand er doch in einer Kaserne, es war in einer kleinen sÃ¼ddeutschen Stadt. Ben fuhr bald fÃ¼r eine Woche zu ihm. Ulrich holte ihn vom Bahnhof ab, und Ben hatte, als der Zug einlief, eine SinnestÃ¤uschung: sah den geliebten Schulfreund drauÃŸen auf dem Bahnsteig im gewohnten Zivil. TatsÃ¤chlich trug er Uniform, das war vorgeschrieben. Er hatte jetzt nicht viel Zeit Ã¼brig. Am Tag darauf gingen sie stundenlang in der Umgebung spazieren und sprachen Ã¼ber dasselbe wie immer. Was sie studieren kÃ¶nnten, was die anderen so trieben. Ben versuchte wieder, ihm das MilitÃ¤r zu verleiden. Er hatte sich am Ende der Schulzeit angewÃ¶hnt, ihn zÃ¤rtlich anzuschauen, ihm beim Abschied die Hand auf die Schulter zu legen, ihn beinahe zu streicheln. Diesmal war das leider unmÃ¶glich: Ulrich ging zwar dicht neben ihm auf die Kaserne zu, doch schon getrennt von ihm durch den hohen Drahtzaun.

Sie sahen sich nie wieder. Ulrich erschien anderntags, es war ein Sonntag, zum verabredeten Termin nicht, er meldete sich auch an den folgenden zwei Tagen nicht im Gasthof. Was war los? Hatten sie auf der Stube abfÃ¤llige SprÃ¼che gemacht? Oder war der Freund die pazifistischen Reden endgÃ¼ltig satt? Ben sollte es niemals erfahren. Er reiste vorzeitig ab, und als weiter kein Zeichen kam, schrieb er zwei Wochen spÃ¤ter denkbar unbefangen, so sollte es scheinen, es sei Ulrich wohl nicht mÃ¶glich gewesen, noch einmal mit ihm zusammenzutreffen? Der Brief blieb ohne Antwort.

Einige Monate spÃ¤ter. Der stolze Ben, einer der Klassenbesten, hatte fern der Heimat schon Schiffbruch erlitten. Die Berufs- und Studienwahl war falsch gewesen. Er schrieb es allen Freunden von frÃ¼her, und Ulrich schrieb jetzt zurÃ¼ck: dass er sich VorwÃ¼rfe mache, seiner eigenen Bequemlichkeit wegen. Ausgerechnet er empfahl dem anderen mehr Selbstvertrauen.

Sie wechselten noch einige Briefe. Sie behandelten, was sie meistens erÃ¶rtert hatten: Was man studieren oder sonst machen kÃ¶nne, was die anderen trieben. Ben bot mehrfach an, sich bei Gelegenheit wieder zu treffen. Ulrich ging nicht darauf ein. Ben hatte ihm im Herbst geschrieben: Glaube mir, ich kÃ¶nnte Dir niemals zu nahe treten â€¦ Im Winter dann: Um mich ist es zuletzt ziemlich einsam geworden â€¦ Das FrÃ¼hjahr kam, als Ulrich zurÃ¼ckschrieb, er werde im Sommer mit einer â€žBekanntenâ€œ verreisen. Ben in seinem Tagebuch: Einmal muss ich doch den Schlussstrich ziehen, langsam wird die Chose ridicule â€¦

Nichts war vorbei. Ulrich besuchte ihn noch unzÃ¤hlige Male, Ã¼ber Jahre, Jahrzehnte. Wann immer es Ben bei Tag wirklich schlecht ging, begegnete er ihm nachts - im Traum. Und es war dann Beruhigung, EinverstÃ¤ndnis, tiefe Befriedigung. Es waren keine sexuellen TrÃ¤ume, natÃ¼rlich nicht. Ulrich, meinte Ben spÃ¤ter, war gar nicht sein Typ gewesen. Sie fuhren im Traum immer gemeinsam irgendwohin, saÃŸen in einer Bahn oder in einem Bus nebeneinander und waren sich, ohne sich aussprechen zu mÃ¼ssen, vollkommen einig. Es war das reinste und tiefste GlÃ¼cksempfinden, das Ben je geschenkt wurde. Und wie oft: viele, viele hunderte Male, vielleicht tausend Mal und mehr. Bis es allmÃ¤hlich seltener vorkam, sich langsam aus seinem sich dem Alter nÃ¤hernden Leben

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

zurÃ¼ckzog.

Er erfuhr also erst sehr spÃ¤t, dass der andere eine richtige Karriere beim MilitÃ¤r geschafft hatte; wenn auch nicht bei der Truppe - bei einem nachgeordneten Amt. Und in jenen Jahren des wiedergeschenkten ewigen Friedens, Ende der Geschichte und so weiter, gab es einen hochwichtigen General, der mit einem Buch auf die Ã¼berstandene Zeit der Kriegsgefahr zurÃ¼ckblicken wollte, als Rechtfertigung der eigenen bisherigen Existenz. (Danach wÃ¼rde man dann weitersehen.) Der General sah auf Bildern Ulrich, wie man sich ihn Ã¤lter geworden vorstellen konnte, zum Verwechseln Ã¤hnlich. Ulrich, der hohe Offizier, wurde Zuarbeiter des wichtigen Generals und lieferte ihm BeitrÃ¤ge fÃ¼r sein Buch. Reihte Zahlen, zeichnete Skizzen, vollzog Truppenbewegungen nach, die nur in der strategischen Planung des Feindes und vielleicht auch da nie existiert hatten. Wer konnte ihm das Gegenteil beweisen? Sehr hÃ¼bsch gezeichnet, wie wir da vom Feind abgeschnitten und aufgerollt worden wÃ¤ren, ganz unblutig auf dem Papier. Ulrich, wie Ben ihn in der Schule erlebt hatte, war wieder da: ordentlich bis zur Pedanterie, verliebt in die kleinen Striche. Aus solchem Holz schnitzt man einen Oberst ... Sein Stil allerdings war besser geworden. Er, dem frÃ¼her in jedem zweiten Satz die Syntax aus dem Ruder gelaufen war, schrieb jetzt so gut wie fehlerfrei. Vermutlich hatte er seinerseits einen Zuarbeiter und der vielleicht noch mal einen. Der Apparat stand ja zur VerfÃ¼gung, der groÃŸe Apparat, in den er sich passgenau eingefÃ¼gt hatte.

So erreichen wir eben irgendwann alle unseren Bestimmungsort in dieser besten aller Welten â€¦

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Eros in der Religionsstunde

- Von zwei Sitzenbleibern, einem Pfarrer samt Tante, deren Gatten sowie von Goebbels -

Nicht ohne Grund gelten zeitnahe Zeugenaussagen als die beweiskrÃ¤ftigsten. Die Erinnerung leistet im Lauf der Zeit ganze Arbeit, durch Weglassen, HinzufÃ¼gen, Umgruppieren. Woran wir uns spÃ¤ter mit Gewissheit zu erinnern glauben, es ist mit Skepsis zu betrachten: War es damals wirklich so?

Einmal schrieb ich einen Text Ã¼ber Banknachbarn am Gymnasium. Ich machte mir darin klar, wie erotisches Begehren allmÃ¤hlich erwacht. Aus dem GedÃ¤chtnis rekonstruierte ich eine Reihe von fÃ¼nf Schulkameraden. Der dritte von ihnen war ein hÃ¼bscher, allerdings unbegabter Waisenjunge gewesen. Ich fand damals keinen Zugang zu ihm, er saÃŸ still und passiv neben mir. Oft betrachtete ich ihn von der Seite, mit GefÃ¼hlen, die auf mir noch unklare Weise zusammenhingen. ZunÃ¤chst verdiente Sascha Mitleid, da er die Eltern frÃ¼h verloren hatte. Er war auch beneidenswert â€“ er lebte im Wohlstand bei einer Tante, die ihm viel Freiheit lieÃŸ. Und ihn umgab, ohne dass er irgendetwas dafÃ¼r tat, die Gloriole des Outsiders, der Verweigerers â€“ er war am Unterricht desinteressiert und beteiligte sich so gut wie nie an ihm. AuÃŸerdem war er hÃ¼bsch anzusehen. Mir schien, es mÃ¼sste kÃ¶stlich sein, ihn zum Freund zu haben, einen Arm um ihn zu legen, ihn zu trÃ¶sten und sich Ã¼ber seine Art von Vollkommenheit zu freuen â€¦ Dazu kam es nie - Sascha blieb sitzen und wurde spÃ¤ter von der Schule genommen.

Erst als der Text geschrieben und schon im Internet zu lesen war, stÃ¶berte ich in alten TagebÃ¼chern. Vielleicht wÃ¼rde ich noch mehr Details Ã¼ber Sascha erfahren? Ich fand nichts Ã¼ber ihn â€“ dafÃ¼r stieÃŸ ich auf Otto, der mir vollkommen aus dem GedÃ¤chtnis entschwunden war. Wir drei hatten nur ein Jahr lang dieselbe Klasse besucht, und dieses ganze Jahr war Otto mein Banknachbar gewesen. Ich sah Sascha nun weiter entfernt von mir sitzen und mich, wie ich ihn aus grÃ¶ÃŸerer Entfernung betrachtete und mich nach ihm sehnte â€¦ Und Otto? War ein schÃ¼chterner Junge vom Land gewesen, ein grundehrlicher Charakter â€“ und ziemlich hÃ¤sslich. Am Ende des Schuljahrs blieb auch er sitzen, wiederholte die Klasse und ging mit Mittlerer Reife ab. Meine Erinnerung hatte Otto durch Sascha ersetzt. War es wirklich so?

Die beiden kamen mir wieder in den Sinn, als ich David Bergers Buch â€žDer heilige Scheinâ€œ las. Berger ist auch katholischer Religionslehrer, und das brachte mich auf eine neue Spur. Bei uns hatte es damals evangelische SchÃ¼ler gegeben, wie Sascha und mich, und katholische, zu denen Otto gehÃ¶rte. Aus den Parallelklassen wurden fÃ¼r die Religionsstunde neue Einheiten gebildet, und dann kam Sascha zu mir und nahm Ottos Platz ein. So dÃ¼rfte es gewesen sein â€“ vielleicht. Jedenfalls sehe ich in der Erinnerung den Waisenknaben nun wieder dicht neben mir, seine Haarfarbe: milchkaffeebraun, einen Anflug von Bartwuchs und sogar Poren seiner Haut. Ich hÃ¶re ihn, wenn der Lehrer schweigt, leise atmen.

Pfarrer O. hatte nur ein Thema: Existenztheologie und Entmythologisierung. Mit Rudolf Bultmann langweilte er uns viele Monate lang. Auch um mich davon abzulenken, sah ich zu Sascha hinÃ¼ber. Einmal kam der liberale Pfarrer auf etwas zu sprechen, das mich doch aufhorchen lieÃŸ. Seine Tante, sagte der Pfarrer, sei mit einem Homosexuellen verheiratet gewesen und habe sich an Joseph Goebbels gewandt, und Goebbels habe dafÃ¼r gesorgt, dass ihr Gatte an der Ostfront einem Himmelfahrtskommando zugeteilt wurde. â€žDie Tante ist ihm noch heute dankbar! Aber das geht doch zu weit â€“ oder was meint ihr? NatÃ¼rlich, ihr dÃ¼rft es euch nicht zu leicht vorstellen, mit einem Homosexuellen verheiratet zu sein. Das ist kein VergnÃ¼gen â€¦ Aber ihn deshalb in den Tod schicken lassen?! Nein, nein, es ist schlieÃŸlich kein Verbrechen, es ist ja Krankheit, ungefÃ¤hr so wie Krebs â€¦â€œ So der liberal gesinnte Pfarrer. (Die HÃ¶lle durch die VordertÃ¼r entmythologisieren und durch die HintertÃ¼r wieder hereinlassen â€¦) Die Klasse blieb stumm. Es war noch kein Thema.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Die Sammlerin

Wir spielten damals alle ein bisschen 18. Jahrhundert. D. aus MÃ¼nchen war eine der farbigsten Figuren unter uns, groÃŸ, krÃ¤ftig, gut aussehend, extrovertiert und eitel. Er war Bildender KÃ¼nstler und auf seinem Spezialgebiet im Inland seinerzeit fÃ¼hrend. Ich hatte ihn vor einem RÃ¼ckflug von New York zufÃ¤llig auf dem Kennedy-Airport getroffen. In den Staaten hatte er seinen Lover besucht und sich in Atlanta, Georgia, eine Polizeiuniform gekauft. D. war Uniformfetischist und stolzierte bei seinem nÃ¤chsten Berlin-Besuch drei Tage und NÃ¤chte lang in der schmucken (und echten!) Montur herum. Er wohnte bei mir, wir tranken nachts unterwegs viel und wenn wir im Morgengrauen heimgingen, sang er lauthals Arien aus â€žRheingoldâ€œ.

Er fuhr an einem Sonntag zurÃ¼ck und lieÃŸ sich morgens von P. mit dem Wagen abholen. Wenn D. sozusagen Hochbarock war, so vertrat der stille, schmale P. einen anderen Zeitabschnitt â€“ die Empfindsamkeit. Er war Franzose und sagte: â€žNein, ich esse kein GemÃ¼se, nie, mit Ausnahme von Zuckererbsen.â€œ So distinguiert war er. Sie nahmen mich auf dem Weg zur Autobahn mit ins Berlin-Museum, der sonntÃ¤gliche Brunch dort war damals sehr beliebt.

D. wollte dann immer noch nicht nach MÃ¼nchen zurÃ¼ck. â€žArno soll erst Vera kennen lernen, die ist wirklich einmalig. Ich ruf sie gleich an, halte mal an der Ecke.â€œ Er war ihr vor Jahren auf einem TrÃ¶delmarkt begegnet und sagte Ã¼ber ihre Sammlung: â€žEin HÃ¤ndler hat sie auf zwei Millionen geschÃ¤tzt.â€œ

Vera war eine verstiegene Ã¤ltere Dame â€“ gewissermaÃŸen reinstes Rokoko. Wenn Sie Glenn Close als Marquise de Merteuil in â€žGefÃ¤hrliche Liebschaftenâ€œ gesehen haben und sich die Film-Marquise vereinsamt und sehr gealtert vorstellen â€“ ungefÃ¤hr so â€¦ Sie bewohnte allein eine Riesenaltbauwohnung in einem der letzten HÃ¤user aus den 1870er Jahren, nicht weit vom Tiergarten, in Walter Benjamins Altem Westen. In â€“zig Vitrinen und SchrÃ¤nken verwahrte sie die vermutlich grÃ¶ÃŸte private Kitschsammlung der Stadt, wenn nicht Deutschlands. Viele Tausende von FigÃ¼rchen und sonstigen Objekten, auch viel Kunsthandwerk und nicht wenige echte KunstgegenstÃ¤nde darunter, alles unsystematisch untergebracht, Ã¼berbordende FÃ¼lle auf jeweils gedrÃ¤ngtestem Raum.

Vera empfing uns freundlich und fÃ¼hrte uns gleich durch alle RÃ¤ume Sie nahm vieles von den Seltsamkeiten, RaritÃ¤ten und fÃ¼rchterlichen Geschmacklosigkeiten in die Hand und sagte immer wieder: â€žIst es nicht herrlich?â€œ Sie gab sich neckisch, kokettierte mit ihrer eigenen VerrÃ¼cktheit, lÃ¤chelte kindlich-boshaft und zugleich mit dem deutlichen Bewusstsein davon. Ihre einzige Gesellschaft in diesem Museum der Verstiegenheit waren eine trÃ¤ge Katze und ein bÃ¶sartiges HÃ¼ndchen. Und Ã¼ber allem lag ein penetranter Geruch nach Katzenpisse.

Sie servierte uns in schmutzigen Tassen schlechten Instantkaffee und dazu echten Cognac und widerwÃ¤rtig schmeckenden Fertigkuchen. All diese GenÃ¼sse wurden uns mit engelhaft-diabolischem LÃ¤cheln angeboten: â€žIst es nicht herrlich? Ja, grauenhaft, ja?â€œ Und dann freute sie sich Ã¼ber unsere Reaktionen. D. verkehrte als KÃ¼nstler mit ihr von gleich zu gleich, doch P. und ich waren sehr befangen.

Wir standen wieder auf der StraÃŸe und fuhren im Auto rasch weg. PlÃ¶tzlich pressierte es den beiden mit der Heimfahrt nach MÃ¼nchen. Sie lieÃŸen mich an einer roten Ampel aussteigen, nicht weit von meiner Wohnung. Ich war also wieder im spÃ¤ten 20. Jahrhundert angekommen, wenigstens dem Ã¤uÃŸeren Anschein nach.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

GroÃŸes Defilee auf einer Kellertreppe

Da er sich langweilte, verfiel er darauf, sich fÃ¼r einzelne GÃ¤ste weibliche Toiletten aus historischer Zeit auszudenken. Sie mussten zu ihren KÃ¶rperhaltungen und den einzelnen Bewegungen passen. Einem hÃ¤tte etwas WeiÃŸes, Weites, weich FlieÃŸendes nach der "griechischen" Mode des Direktoriums gut gestanden. Er konnte sich auch die EmpiremÃ¶bel vorstellen, in denen er sich mit knappen und anmutigen Bewegungen ergangen hÃ¤tte: ein Modell fÃ¼r Ingres. Zu einem anderen hÃ¤tte nur die Krinoline gepasst. Auch fÃ¼r ein bayrisches Dirndl fand sich der ideale TrÃ¤ger: nicht mehr ganz jung, mÃ¤ÃŸig verfettet, schlaffe Haltung â€“ so sahen sie doch in den Bierzelten aus. Und wie jener, jedes Mal wenn er die Keller-Bar verlieÃŸ, um in die zu ebener Erde gelegene Diskothek zurÃ¼ckzukehren, sich treppauf mit immer derselben Handbewegung Ã¼ber den imaginÃ¤ren Petticoat strich â€“ man begriff, die Bewegung des Nackens dabei sollte "aufreizend" wirken -: Es war Marilyn als Matrone.

Einer sah aus wie der "Zigeunerbaron" in einer LiebhaberauffÃ¼hrung. Er saÃŸ wie eine fleischige Pflanze auf einem Hocker und lieÃŸ die Blicke schweifen. Es bewachte ihn leider ein guter FÃ¼nfziger mit ergrauten Haaren in der Aufmachung eines Punkers, ein abscheulicher Drache. Da war nichts zu hoffen, das stand von vornherein fest. Dennoch musterte ihn Manfred weiter mit VergnÃ¼gen. Sein junges Gesicht, schon etwas Ã¼ppig und vom martialischen Schnurrbart eben im Gleichgewicht gehalten, vermittelte eine Ahnung von irgendetwas Ã–stlichem, Wildem â€“ und zugleich hatte er einen zivilen EuropÃ¤er von heute vor sich, der durch seine Ledermontur das Exotische an sich bewusst betonte. Das ergab eine fesselnde Mischung aus Sein und Schein, eine Melange, deren Bestandteile nicht wirklich auseinanderzuhalten waren. Der "Zigeunerbaron" lieÃŸ sich Manfreds enthusiastische Blicke aus fÃ¼nf Metern Entfernung gern gefallen. Der Drache wurde nervÃ¶ser und misstrauischer. Sie brachen bald auf. Manfred sah ihnen hinterher, wie sie die Treppe hinaufgingen, der HÃ¼bsche zuhinterst. Und natÃ¼rlich drehte er sich oben an der Treppe noch einmal um, sich zu vergewissern, dass man ihm nachsah. Es war auch die Treppe des schmerzlich sÃ¼ÃŸen Verzichts. Die Lust am Verrat war schon da, aber die Gelegenheit wÃ¼rde erst spÃ¤ter kommen, vielleicht.

â€žSie sind aus Belgienâ€œ, sagte der Barkeeper, der auch die Treppe hinaufsah. Um diese Zeit trafen neue GÃ¤ste nur noch in grÃ¶ÃŸeren AbstÃ¤nden ein.

â€žFlamen oder Wallonen?â€œ

â€žNein, es sind Belgier.â€œ Er wollte nichts richtigstellen. Wahrscheinlich wird er den jungen Mann niemals wieder sehen und vielleicht wird ihnen die kleine Szene jahrzehntelang nicht aus dem Kopf gehen, ihm nicht und dem anderen auch nicht; ungestilltes Verlangen, unbegrenzt haltbar. Erinnert man sich solcher Gesichter und Gestalten auf dem letzten Lager, das keiner mit einem teilt? Dann war so die nie erlangte SÃ¼ÃŸe des Lebens beschaffen. Ãœbrigens konnte der junge Belgier selbst Masochist sein.

Er starrt die wieder verlassen daliegende Kellertreppe hinauf. Oben geht es um eine Ecke in den offenen Hausflur, der erst auf der StraÃŸe endet. Niemand biegt um die Ecke und will zu ihnen herunterkommen.

PlÃ¶tzlich ist ihm, als bevÃ¶lkere sich die Treppe mit Gestalten vergangener Jahre. Das Publikum hier ist im abgelaufenen Jahrzehnt noch viel besser gewesen. Sie kÃ¶nnen ja nicht alle tot sein â€¦

Zuerst ein hÃ¼bscher Mann, ausgerechnet im dunklen Abendanzug. Er hatte einen Bauchansatz und schmuste mit einem anderen Gast â€“ er sah sie nur einmal hier. Dann ein schlanker junger Mann mit Lymphknoten am Hals, so dick wie Taubeneier. Dann ein Tscheche, der Deutsch mit hollÃ¤ndischem Akzent sprach; er zÃ¼chtete Bluthunde zum Verkauf und hielt selbst einen KÃ¶nigspudel. Zwei Freunde, die Wilhelm Busch liebten. Ein Jude, der Sinologe war. Ein junger SÃ¼damerikaner mit einer Figur wie ein BÃ¼gelbrett und strahlendem Gesicht und leuchtenden Augen, Musiker

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wahrscheinlich. Ein attraktiver Araber, der nie ins Innere der Bar vordrang, immer nur mit Anzeichen sittlicher EntrÃ¼stung im Eingang stehen blieb. Ein Italiener, der ohne Vorwarnung den Barkeeper ohrfeigte, was keine Reaktion auslÃ¶ste, seltsam. SpÃ¤ter am Abend fragte der Italiener: Habe ich dich eben im Dunkelraum gefickt? (Nein, er war es nicht gewesen.) Ein sadistischer Friseur aus ZÃ¼rich. Ein sehr vitaler Masochist aus Minden. Ein entschiedener AnhÃ¤nger von Franz Josef Strauss. Einer, der einen Film gedreht hatte, fÃ¼r den er keinen Verleih fand. Einer, der an einem Roman schrieb und prophezeite, man werde beim Lesen an Dostojewski denken. MÃ¤nnliche StripteasetÃ¤nzer aus einem Club in der NÃ¤he, zwischen zwei Vorstellungen. Drei MÃ¤nner, die bei der Sparkasse arbeiteten. Zwei von der Bundesbahn. Ein Zugabfertiger der Hochbahn. Und einer erzÃ¤hlte jedem, er arbeite fÃ¼r einen Geheimdienst. Ein Ex-Polizist. Noch mehr Friseure. Recht unauffÃ¤llig: ein frÃ¼herer Intendant des Schauspielhauses.

Sie alle kamen und gingen â€¦ kamen und gingen â€¦ und die Treppe wuchs Jahr um Jahr unmerklich sowohl in die Tiefe wie auch himmelwÃ¤rts.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Mann verloren

Hamburg, Jungfernstieg. Genauer: tief unter dem Jungfernstieg, da wo sich vier Ebenen fÃ¼r drei U-Bahn-Linien und die S-Bahn Ã¼berlagern. Die S 1 kommt von Westen und ist auf dem Weg nach PoppenbÃ¼ttel. Die TÃ¼ren Ã¶ffnen sich. Drinnen stehen zwei beleibte MÃ¤nner, rechts und links von einer TÃ¼r. Sie sind von der S-Bahn-Wache, sorgen fÃ¼r Ordnung und Sicherheit. Momentan erschweren sie den Zugang in den Wagen. Man kommt nur im GÃ¤nsemarsch herein. Es gibt ein Hin und Her. Ein Wachmann sagt: â€žJetzt raus oder rein!â€œ Die TÃ¼ren schlieÃŸen sich, die Bahn fÃ¤hrt sofo ab.

Hereingekommen ist eine gepflegte Blondine in den Vierzigern. Sie trÃ¤gt eine Art phantastisches Strandabendkleid, dÃ¼nn, knapp, schwarz mit goldbrokatnem Rand. â€žJetzt ist Ihr Mann drauÃŸen gebliebenâ€œ, stellt der eine Wachmann betont sachlich fest. Die Dame antwortet: â€žWenn Sieâ€™s scho bemerkt haben, hÃ¤tten Sie wohl eingreifen kÃ¶nnen â€¦â€œ Die WachmÃ¤nner entschuldigen sich mit dem technischem Ablauf. Nur der ZugfÃ¼hrer habe Gewalt Ã¼ber die TÃ¼ren.

â€žSie kennen sich hier aus?â€œ â€“ â€žNein, gar nicht. Wir sind gerade erst angekommen.â€œ

â€žWenn Ihr Mann klug istâ€œ, sagt der eine Wachmann und lÃ¤sst das ausdrÃ¼cklich offen, â€žbleibt er a Jungfernstieg und wartet, bis Sie zurÃ¼ckkommen.â€œ Sein Kollege sieht das anders: â€žNein, warten Sie lieber am Hauptbahnhof. Wenn er klug ist, wird er Ihnen eine Station nachfahren. Sie sind jetzt im vierten Wagen. Steigen Sie am Hauptbahnhof aus und bleiben Sie genau da auf dem Bahnsteig stehen. Wenn er kommt, wird er vermutlich auch im vierten Wagen sein.â€œ Ja, wenn er nicht vorher am Jungfernstieg verwirrt hin- und hergelaufen ist â€¦ â€žUnd passen Sie auf: Am Hauptbahnhof fahren ZÃ¼ge auf beiden Gleisen ein. Er kann also rechts oder links von Ihnen herauskommen.â€œ

Die Touristin schweigt von nun an. Sie grÃ¼belt und scheint mit sich zu ringen. Sie muss sich rasch eine Meinung darÃ¼ber bilden, wie sich ihr Mann in dieser unvorhergesehenen Situation verhalten wird. Wird er warten oder losfahren? Und wenn er fÃ¤hrt, wird er dann am Hauptbahnhof aussteigen, um sie dort zu suchen?

Ich glaube, sie hat ihn am Hauptbahnhof erwartet, eine auffallende Erscheinung im nachmittÃ¤glichen Berufsverkehr. Passend gekleidet wie fÃ¼r die Bregenzer Seefestspiele steht sie da und mustert alle aussteigenden MÃ¤nner mittleren Alters â€“ sehnsÃ¼chtig.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Kippa und Meskalin

Er ist nur noch ein Bild aus ferner Vergangenheit. Nennen wir ihn David â€¦ Von Barry Graves hÃ¶rte ich, er sei Kanadier. Er war neu in Berlin, doch Barry war schon gut informiert: â€žEr hat eine richtige Wohnung, keine NissenhÃ¼tte, sage ich euch. Und an der TÃ¼r steht sein eigener Name â€¦ Er bekommt jeden Monat einen Scheck von seinen Eltern.â€œ

Abgesehen davon, dass er hÃ¼bsch war, fiel er mir durch seine Kippa auf. Er ging nie ohne sie in die Bars. Ich fragte mich, was er damit ausdrÃ¼cken wollte. War es eine Demonstration gegenÃ¼ber dem Geburtsland seiner Eltern? Seht her, wollte er vielleicht sagen, ich bin ein junger Jude in Berlin, dreiÃŸig Jahre DANACH. Oder ging es ihm dabei um Profanation?

NÃ¤her begegnet bin ich ihm erstmals in einer Samstagnacht. Er sprach mich in einer Diskothek an und zog mich gleich in einen sehr gemischten Kreis hinein. Da gab es einen Schauspieler, nicht vom Fach und von einem jungen Filmemacher entdeckt worden. Der Meister hatte die NaivitÃ¤t des jungen Mannes geschickt ausgebeutet â€“ und der kam nun mit seinem fragwÃ¼rdigen Ruhm nicht zurecht. Einige Zeit spÃ¤ter hat er sich umgebracht. Weiter erinnere ich mich an einen auf beklemmende Weise schrillen DÃ¤nen. Und dann war da noch eine englische alte Jungfer, angeblich Davids Schwester. Nun, Schwestern gibtâ€™s gar manche â€¦ Sie war dicklich und wÃ¼rdevoll. Alle waren betrunken und genossen es momentan sehr. David war aufgekratzt lustig, von einer melancholisch-jiddischen Lustigkeit, wie eine Parodie auf den â€žFiddler on the Roofâ€œ in â€žAnatevka.â€œ.

Am Freitag darauf sah ich ihn in einer Bar wieder, deren Schmuddeligkeit, wie man heute sagen wÃ¼rde, Kult war. Ich ging zu ihm und begrÃ¼ÃŸte ihn mit gewissen Erwartungen. David erschien mir sehr verÃ¤ndert: fast unansprechbar, beinahe autistisch. Ich stand eine Weile verlegen bei ihm, dann kam ein Bekannter, der mit mir reden wollte. David ging schnell hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah ihm hinterher, er schien mir neben seinen Stiefeln zu gehen.

Am Abend darauf: â€žWarum bist du gestern so plÃ¶tzlich aufgebrochen?â€œ â€“ â€žIch hatte Mes genommen. Ich habe nur noch ein paar Meter weit sehen kÃ¶nnen.â€œ Und heute Abend sei er wieder im Kopf durcheinander, er habe Haschisch geraucht. Er trank auch wieder viel. Wir trennten uns in dieser Nacht nicht mehr, wir wechselten die Bar und gingen um zwei Uhr nachts in ein sehr gutes Lokal essen. Ich war etwas befangen, wollte nicht merken lassen, dass ich nach fÃ¼nf Jahren in der Stadt noch immer ein wenig der KleinbÃ¼rgersohn aus der Provinz war. David hielt mich frei.

Er sprach angeregt Ã¼ber seine VerhÃ¤ltnisse. Ja, seine Eltern hatten Deutschland verlassen, ja, sie hatten kanadische PÃ¤sse â€¦ Und er hatte zehn Jahre in New York gelebt. Berlin mochte er nicht. - Warum er dann hierher gekommen sei? - Er wisse es nicht â€¦ SpÃ¤ter kam heraus, er war hier befreundet und der Freund war gerade im Ausland. Er wolle zurÃ¼ck nach New York. Oder besser nach Spanien?

Im Vorraum seiner Wohnung empfing uns sehr verschÃ¼chtert ein junger Cockerspaniel. Das HÃ¼ndchen war nicht stubenrein, es hatte Bad und Wohnzimmer an verschiedenen Stellen verunreinigt. David nannte es nur â€žstupid dogâ€œ und schlug es hÃ¤ufig, immer auf den Kopf. Er wischte den Kot fort und schrie: â€žI have to pay for all!â€œ Danach rauchte er sein Haschisch-Pfeifchen. FÃ¼r den Rest der Nacht wurde der Hund ins Bad gesperrt. Wenn er zwischendurch vor Langeweile winselte, ging David zu ihm und zog ihm wieder eins Ã¼ber. Es kam mir durchaus nicht sadistisch vor, es war brutale Stumpfheit, die mich entsetzte. Und am anderen Morgen nahm er ihn zu sich ins Bett und der Hund drÃ¼ckte sich an ihn â€¦

Wir blieben bis zwei Uhr nachmittags liegen. Ich erlebte ihn erstmals ohne unmittelbare Wirkung von Drogen und Alkohol. Er war nun merkwÃ¼rdig stumpf, eingeigelt und mÃ¼rrisch. Seine ZÃ¼ge waren die eines noch sehr jungen Mannes, doch unter seinen Augen und auf den Wangen sah ich die

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Zeichen des Verfalls, von beginnender SelbstzerstÃ¶rung.

Ich wollte ihn zum FrÃ¼hstÃ¼ck zu mir einladen. Er lachte nur bitter: â€žFrÃ¼hstÃ¼ck? Das ist fÃ¼r mich eine Zigarette und eine Flasche Bier.â€œ

Er vermied es danach, noch einmal mit mir zu reden. Wir sind uns nur noch selten Ã¼ber den Weg gelaufen und bald schon war er auf Dauer verschwunden. Vielleicht ist er lÃ¤ngst tot und vergessen. Er kam mir wieder in den Sinn, als ich neulich davon las, dass seinerzeit junge orthodoxe Juden in New York mit Meskalin experimentierten, - auf der Suche nach spirituellen Erfahrungen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Bangkok Love Story - Drei AufsÃ¤tze zum Film

1. Bangkok Love Story - Film von Poj Arnon

In diesem Drama zwischen Aids und Mafiamorden flieÃŸen fast so viele TrÃ¤nen wie Blut â€“ StrÃ¶me von Blut und immer wieder TrÃ¤nenbÃ¤che.

FÃ¼r Mehk (â€žWolkeâ€œ â€“ Rattanaballang Tohssawat) ist die Welt â€žein einsamer, deprimierender Ortâ€œ. Mutter und sein jÃ¼ngerer Bruder sind aidskrank, angesteckt vom inzwischen verschwundenen Stiefvater. Mehk wohnt nicht mehr bei ihnen. Er unterstÃ¼tzt sie mit Geld, das er durch Auftragsmorde fÃ¼r die thailÃ¤ndische Mafia verdient.

Mehk muss Itt (Chaiwat Thongsaeng) entfÃ¼hren und zu â€žNarbengesichtâ€œ bringen. Itt, ein Polizeiinformant, gibt die Namen von Mitwissern nicht preis und soll gleich von Mehk â€žerledigtâ€œ werden. Stattdessen schieÃŸt Mehk auf den eigenen Auftraggeber. Die beiden jungen MÃ¤nner entkommen, Mehk mit einem Armsteckschuss. Itt versorgt und pflegt ihn in ihrer Zuflucht â€¦

Das ist ein seltsamer Ort neben der Hochbahn. Auf der anderen Seite die Wolkenkratzer der City und Mehk und Itt in einem Abrisshaus diesseits, allein in einer RÃ¤uberhÃ¶hle von Penthouse und umgeben von Terrassen, auf denen sich ein GroÃŸteil der weiteren Handlung abspielt. Itt vergisst seine Verlobte und gerÃ¤t immer mehr in Mehks Bann, der das kaum ertrÃ¤gt und dennoch genieÃŸt. Dann eine Vereinigung wie ein Tropengewitter und danach jagt Mehk Itt mit dem Revolver fort. Doch Itt kann nicht loslassen â€¦

Mehks Bruder Mawk wird als Aids-Kranker in ihrem Wohnviertel hÃ¤ufig bedroht und zusammengeschlagen. Mehk will mit ihm und der Mutter aufs Land flÃ¼chten, er bereitet die Abreise vor. Itt begegnet dabei Mehk ein weiteres Mal vor dem Haus. Noch ein Tropengewitter, Ã¶ffentlich, ein Tabubruch fÃ¼r Thailand. Itts Verlobung geht in die BrÃ¼che. Die BrÃ¼der streiten und die kranke Mutter erhÃ¤ngt sich.

WÃ¤hrend Mawk auf dem Bahnhof wartet, bringt Mehk noch drei, vier, fÃ¼nf Mafiosi zur Strecke. Itt kommt zu spÃ¤t, um die Morde zu verhindern, und wird selbst durch Kopfstreifschuss verletzt. Die Polizei stellt Mehk auf dem Bahnsteig. Itt, nun erblindet, besucht Mehk im GefÃ¤ngnis und Mawk im Hospiz â€“ der sich bald darauf ebenfalls stranguliert.

Der Film springt ins Jahr 2032. Der blinde Itt holt Mehk ab, als der aus der Haft entlassen wird. Sie kommen nicht weit - Mehk wird erschossen, spÃ¤te Rache. Dann die rÃ¤tselhafte letzte Szene: Kann Itt wirklich wieder sehen und ein uraltes Video von Mehk betrachten? Das Schlussbild legt vielleicht eine andere Deutung nahe: Schnee Ã¼ber geschweiftem Dach, Schnee auf den Zweigen â€¦

Viel starker Tobak fÃ¼r nur eine Filmhandlung - und sie ist tatsÃ¤chlich noch detailreicher, verwickelter. Alles ist mit grÃ¶ÃŸter EmotionalitÃ¤t dargestellt, dazu dÃ¼ster-schÃ¶ne urbane Kulissen und eine Musik, die mal dramatisiert, mal diese Kaskaden von Leid und Schmerz erst ertrÃ¤glich macht. Bei uns hat der Film aus 2007, der in Thailand sehr erfolgreich war, manche befremdet, wenn nicht verstÃ¶rt: ein Ãœbermaß an Handlung, an Musik, an Melodramatik, an allem â€¦

Es gibt hoffentlich universelle Menschenrechte â€“ einheitliche MaÃŸstÃ¤be fÃ¼r einen weltweiten Filmkunstgeschmack brauchen wir nicht. Wenn Sie thailÃ¤ndisch essen gehen, rechnen Sie auch nicht mit deutscher Hausmannskost. "Bangkok Love Story" ist ein prÃ¤ziser, ein hochdramatischer und rundum gelungener Film. Nur auf unsere mitteleuropÃ¤ischen Sehgewohnheiten sollten wir verzichten. Tipp: Den Film wiederholt anschauen. Man kann sich an diese Kost gewÃ¶hnen. Man wird Ã¼brigens auf Bekanntes stoÃŸen. Ich habe ein Fassbinder-Zitat erkannt und die Musik klingt oft auch vertraut â€¦ Und dann die Mundharmonika, Sie wissen schon â€¦ Die Thais sind seit langem Meister der kulturellen

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Assimilation.

Und was die ExpressivitÃ¤t des Films angeht, sie ist bereits funktional angelegt. Das Comingout-Drama muss sich behaupten gegenÃ¼ber einem rasanten Eastern und der ungeschminkten Darstellung des Aids-Elends im Land. Das Ergebnis kann bestehen als ein StÃ¼ck Weltkultur von heute.

2. Motive im Film "Bangkok Love Story"

Oft wird â€žBangkok Love Storyâ€œ nur als thailÃ¤ndische Version von â€žBrokeback Mountainâ€œ aufgefass ist ein grobes MissverstÃ¤ndnis, zu groÃŸ sind die Unterschiede im Aufbau der Handlung wie in den Hauptcharakteren. Viel grÃ¶ÃŸer dÃ¼rfte der Einfluss des chinesischen Films â€žEast Palace, West Palaceâ€œ von 1996 gewesen sein. Dort haben wir bereits die Konstellation Polizist â€“ Outsider. Allerdings haben beide ihre Stellung vertauscht. Nun ist es der Outlaw, der zum Polizeiinformanten sagt: â€žWas soll das, warum bist du immer noch hier?â€œ Das ist ein fast wÃ¶rtliches Zitat. Im Rollentausch spiegelt sich in gewisser Weise die unterschiedliche gesellschaftliche RealitÃ¤t: dort China als Einparteiendiktatur, hier Thailand mit seiner Ã¼bermÃ¤chtigen Mafia. Wenn Mehk einen seiner Auftraggeber erschieÃŸt, kommt ein Zeitungsjunge ins Bild, dessen Blatt titelt: â€žSkandal: KorruptionsaffÃ¤re.â€œ Das rein Handwerkliche, der Aufbau von Szenen wie der zuletzt angefÃ¼hrten, der Bezug auf die Gesellschaft, doch auch die Vorliebe fÃ¼rs Melodramatische Ã¼berhaupt, das alles erinnert stark an Fassbinders Handschrift. So verbinden sich in â€žBangkok Love Storyâ€œ asiatische mit westlichen EinflÃ¼ssen. Das soll hier noch weiter untersucht werden.

Relativ frÃ¼h gibt es in â€žBangkok Love Storyâ€œ eine psychoanalytisch inspirierte Szene. Mehk hat Itt entfÃ¼hrt und mit Handschellen gefesselt. Er wartet mit ihm in einem Appartement, bis es Zeit ist, den Gefangenen bei seinen Auftraggebern abzuliefern. Beide schlafen ein und Mehk trÃ¤umt. In einer Schwarz-WeiÃŸ-RÃ¼ckblende sehen wir, wie der HIV-positive Stiefvater sich an Mehk vergehen will und der sich ihm gewaltsam entzieht. Da wacht Mehk auf und sein Blick fÃ¤llt voller Schrecken auf Itt, den AuslÃ¶ser der Traumerinnerung. Mehk scheint erstmals zu stutzen.

Noch frÃ¼her haben sich schon einmal unbewusstes Begehren und Angst davor verraten. Mehk prÃ¤gt sich gewÃ¶hnlich anhand von PortrÃ¤tfotos die Gesichter seiner kÃ¼nftigen Opfer ein. Als er seinem jÃ¼ngeren Bruder Mawk einen Umschlag mit Geld zusteckt, findet sich darin auch ein Bild von Itt. Die Mechanik dieser Fehlleistung ist komplizierter als die des Traums. Ihre Bedeutung ist vielleicht: Schau, Bruder, was ich alles fÃ¼r dich tue, ich versorge dich nicht nur mit Geld, ich opfere dir und Mama sogar diesen Mann. Bin ich nicht ein vorbildlicher Sohn und Bruder? Es sind noch weitere Deutungen mÃ¶glich. So kann es Mehk unbewusst auch darum gegangen sein, das Objekt Itt dadurch vor der geplanten Liquidierung zu bewahren, dass er es der eigenen Familie gewissermaÃŸen eingliedert. TatsÃ¤chlich nimmt Itt bald danach Kontakt zu Mehks Leuten auf.

Bilder, Fotos spielen eine groÃŸe Rolle in der Filmhandlung. Mawk ertrÃ¤umt sich ein Leben in der Nordprovinz Mae Hong Son, indem er oft Ansichtskarten von dort betrachtet. Dann wartet er wirklich auf dem Bahnsteig auf den Bruder und die Abreise, zuoberst im GepÃ¤ck das BÃ¼ndel mit den Karten. Drei Minuten vor der Abfahrt trifft Mehk endlich ein. Mawk steht rasch auf, dabei fÃ¤llt das PÃ¤ckchen zu Boden, die Ansichtskarten verteilen sich. WÃ¤hrend die beiden aufeinander zugehen, umstellen auf einmal Polizisten den Bruder. Mehk gelangt nicht mehr bis zu Mawk, auf dessen Gesicht sich ein Tsunami abspielt: EnttÃ¤uschung, Schmerz, Absturz in die Hoffnungslosigkeit. Dabei kommt Wind auf und die BÃ¶en verwehen alle Bilder von Mae Hong Son. Poetischer habe ich selten den Untergang einer Utopie dargestellt gesehen.

Ja, die Elemente â€¦ Da sind noch Feuer und Wasser. Mehk lÃ¤sst die Fotos seiner Auftragsopfer nachher jeweils mit dem Feuerzeug in Flammen aufgehen. Da wird nicht nur ein Beweismittel vernichtet, der Vorgang hat auch etwas Magisches, Animistisches. Feuer bedeutet: auslÃ¶schen. Es ist das vernichtende Prinzip schlechthin. Es wird viel aus Revolvern geschossen, also gefeuert und

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

getÃ¶tet. Der LÃ¤rm der SchÃ¼sse wird wiederholt Ã¼berblendet von dem eines prÃ¤chtigen Feuerwerks am Nachthimmel Ã¼ber Bangkok. Das kÃ¶nnte als schlecht motivierte Reminiszenz an eine Szene aus â€žBrokeback mountainâ€œ fehlinterpretiert werden. Die tiefere Bedeutung offenbart sich, als Itt nach seiner VerstoÃŸung durch Mehk ein abendliches Feuerwerk zu sehen bekommt: Er wendet sich auf einmal entschieden ab und versucht noch zielstrebiger, Mehk wiederzugewinnen.

Itt ist dem Element Wasser nahe. Alles Leben spielt sich im oder mit oder am Wasser ab. Mehk und Mawk zog es schon frÃ¼her auf den Fluss hinaus. Der durch HIV um seine Zukunft betrogene Mawk hÃ¤lt Kampffische in WasserglÃ¤sern. Als der innere Druck fÃ¼r ihn zu groÃŸ wird, wirft er eines um, das Wasser rinnt aus, ein Fisch zappelt auf dem Trockenen. Itt wohnt am Fluss, schaut beim Nachdenken auf ihn und fasst seine EntschlÃ¼sse. Wasser ist das verbindende Element zwischen ihm und Mehk. Im Penthouse, ihrer Zuflucht fÃ¼r Tage (oder Wochen?), hat er den frisch Operierten versorgt, ihn gewaschen, ihm die Wasserflasche gereicht: Zeit fÃ¼r deine Pille! Und er fragt kritisch: Du rauchst schon wieder? (Feuer ist das ZerstÃ¶rende.) Itt, in allem so viel besser dran als Mehk, ist der fÃ¼rsorglich Gebende, der liebend sich Unterordnende. Ihre Vereinigungen spielen sich nach oder in strÃ¶mendem Regen ab, beim ersten Mal eingeleitet durch eine Badeszene. Wenn Wasser und Feuer zusammenkommen, gewittert es. Es scheint die Zeit des Monsuns zu sein. Es regnet wiederum stark, als Mehk am GefÃ¤ngnistor von Itt abgeholt und binnen kurzem von unbekannter Hand erschossen wird.

Schnee besteht aus gefrorenem Wasser. Schnee verkÃ¶rpert Reinheit, einen Lieblingsbegriff des Regisseurs. In Thailand schneit es nur etwa alle fÃ¼nfzig Jahre einmal. Poj Arnon lÃ¤sst es in der surreal wirkenden Schlussszene schneien. Itt, krank oder sterbend, kann wieder sehen, er betrachtet ein Video des lÃ¤ngst toten Mehk. Wiedergefundenes Bild und wiedergefundene Zeit: Die Geschichte von Feuer und Wasser ist zur Ruhe gekommen.

3. Der Mann, der zu viel weinte ("Bangkok Love Story" im Spiegel der Kritik)

Ist das Internet Segen oder Fluch? Auf jeden Fall bedeutet es Demokratisierung, auch der Kritik. Jeder kann im Netz Rezensent sein. Ich selbst schreibe Buch- oder Filmkritiken, um weniger bekannte lohnende Werke etwas bekannter zu machen. Die groÃŸen Kassenschlager brauchen mich nicht. Und Schlechtem durch Einspruch zu mehr Beachtung verhelfen, das will ich nicht.

Gerade bei Filmen bin ich oft unsicher: Habe ich alle Details der Handlung richtig aufgefasst? Dann stÃ¶bere ich im Netz und entdecke regelmÃ¤ÃŸig Kritiken, die brauchbaren Werken mit VergnÃ¼gen die Unbrauchbarkeit nachzuweisen suchen. Und manchmal spÃ¼re ich, wie sich einer abarbeitet, um etwas abzuwehren und von sich selbst fernzuhalten.

Der Film "Bangkok Love Story" ist ein Musterbeispiel. Ich habe mehr als fÃ¼nfzig Besprechungen gelesen, aus Europa, Nordamerika und Asien. Die eine HÃ¤lfte war scharf ablehnend, die andere HÃ¤lfte zu etwa gleichen Teilen frenetisch applaudierend oder StÃ¤rken und SchwÃ¤chen des Films sorgsam abwÃ¤gend. So viel Polarisierung verblÃ¼fft, zumal wenn das Publikum insgesamt recht angetan war.

Da ich den Film fÃ¼r gelungen halte, konzentriere ich mich auf das negative Echo. Habe ich einen schlechten Filmgeschmack? Fehlen mir die richtigen MaÃŸstÃ¤be? ZunÃ¤chst fÃ¤llt mir auf, wie emotional manche Kritik daherkommt. Einige bekunden, dass sie gelacht haben. Manches ist ihnen lÃ¤cherlich vorgekommen - warum mir nicht? Andere haben das Filmende herbeigesehnt â€“ fÃ¼r mich hÃ¤tte der Film lÃ¤nger dauern kÃ¶nnen.

Untersuchen wir es genauer. Wie steht es mit den Fakten? Wie genau haben sie den Film angesehen? Ich ertappe einige bei groben IrrtÃ¼mern. Einer glaubt, nur weil Mehks Mutter hustet und Auswurf hat, sei sie Tbc-krank. TatsÃ¤chlich leidet sie an Aids. Ein anderer wundert sich, wie Itt als Polizist tagelang dem Dienst fernbleiben kann. Dabei ist er nicht bei der Polizei, sondern â€“ das Drehbuch

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

wurde auf Druck der Zensur umgeschrieben â€“ nur Polizeiinformant, angestellt bei einer Privatfirma; auÃŸerdem als EntfÃ¼hrter entschuldigt.

Einer kommt sich sehr klug vor, wenn er kritisiert, ein Penthouse, von der Hochbahn und den Wolkenkratzern der City gut einsehbar, sei kein guter Fluchtort. Oder eben doch: Mehk hat von seinem hohen Ausguck die beste Ãœbersicht und freie Schussbahn. Wir sehen, wie ein Anschlag auf ihn dort scheitert.

Ein anderer fragt: Warum muss Mehk vor der Flucht aufs Land erst noch ein Blutbad unter den Mafiosi anrichten? - Er erklÃ¤rt es Itt: Wenn ich sie nicht tÃ¶te, tÃ¶ten sie mich. Und tatsÃ¤chlich werden sie ihn nach seiner Haftentlassung umlegen. Die Handlung ist schlÃ¼ssig, nur nicht fÃ¼r unseren Kritikus. Manche finden Mehks Verhalten noch in anderer Hinsicht unmotiviert: Warum weicht er Itt aus, wenn er sich von ihm angezogen fÃ¼hlt? Darum: Mehk ist ein mehrfacher MÃ¶rder, Itt arbeitet fÃ¼r die Polizei. Mehk muss nach traditioneller Moral fÃ¼r Mutter und jÃ¼ngeren Bruder sorgen, fÃ¼r eine Bindung an Itt ist kein Raum. Sie kommen auch aus verschiedenen sozialen Schichten. Und vor allem ist er ein Killer, der weint â€“ eine UnmÃ¶glichkeit. Er wÃ¼rde endgÃ¼ltig keiner mehr sein, wenn er sich auf Itt einlieÃŸe.

Einer beschwert sich darÃ¼ber, dass es zu wenig Sex gÃ¤be, weniger als in der "LindenstraÃŸe". Fein beobachtet â€“ doch wir sind in Thailand, wo intimer KÃ¶rperkontakt in der Ã–ffentlichkeit verpÃ¶nt ist. Der Film hat immerhin so viel Kraft, das Tabu einmal zu verletzen. Das ist das GrundÃ¼bel dieser Art von Kritik: Sie sitzen in Berlin, London oder New York und legen den MaÃŸstab an, der fÃ¼r heimische Filmemacher vielleicht gelten wÃ¼rde â€“ wir sehen aber einen thailÃ¤ndischen Film, der fÃ¼r ein asiatisches Publikum gedreht wurde.

Ich bin den umgekehrten Weg gegangen. Ich habe versucht, mich mit einigen GrundzÃ¼gen der dortigen Kultur vertraut zu machen. NatÃ¼rlich kann ich den Film nicht wirklich mit thailÃ¤ndischen Augen ansehen â€¦ Dennoch ermesse ich, wie viel Reinheit dem Regisseur bedeutet. Reinheit? Eine hierzulande wenig vertraute Kategorie. Um Reinheit geht es, wenn Itt Mehk am ersten Morgen aufdeckt und zu waschen beginnt. Es ist auch eine rituelle Waschung. Die Kamera zeigt genau, wie Itt Mehk die Socken auszieht, die wenig gepflegten FÃ¼ÃŸe reinigt. Die FÃ¼ÃŸe sind die unedelsten Teile am KÃ¶rper eines Thai. Indem Itt sie mit Sorgfalt behandelt, zeigt sich Hingabe. Da wird einem verziehen â€¦

Soll auch ich diesen Kritikern verzeihen, die rasch fertig mit dem Wort sind? Sie sollten zuvor einsehen, dass ihre Kriterien unzulÃ¤nglich sind. (EinrÃ¤umen will ich nur, dass man sich an die exzessive Untermalung mit gefÃ¼hlvoller Thai-Popmusik erst gewÃ¶hnen muss.) Es ist unÃ¼bersehbar, dass ihre Positionen sich im Einzelnen oft widersprechen. So erscheinen die Aidsepisoden den einen als das einzig Lohnende an einem sonst schlechten Film, die anderen erklÃ¤ren gerade sie fÃ¼r vollkommen Ã¼berflÃ¼ssig. Nur weil es hierher passt: Im November 2009 hat die Katholische Studentengemeinde Deggendorf / Niederbayern den Film zusammen mit dem Gesundheitsamt gezeigt und ihn beworben als â€žThriller und Schwulendrama auf hÃ¶chstem Niveauâ€œ.

Blendet man alle Ablehnungen Ã¼bereinander, erhÃ¤lt man ein Profil des typischen Angewiderten. Er ist so beschaffen: mÃ¤nnlich, jÃ¼nger und angelsÃ¤chsisch. RegelmÃ¤ÃŸig Ã¤uÃŸert er, anfangs vom Fi angetan gewesen, dann aber enttÃ¤uscht worden zu sein, und zwar nach etwa einem Drittel. Immer wieder dasselbe Verdikt: melodramatisch! Was ist da geschehen? Eben das: Mehk weint, er weint wiederholt und ausgiebig. Ein Mann, der weint, ist fÃ¼r sie schwer ertrÃ¤glich. UnertrÃ¤glich ist ihnen ein weinender schwuler Killer. Und am unertrÃ¤glichsten ein weinender schwuler Killer, der beim Sex die aktive Rolle spielt.

Die Art der Kritik an Poj Arnon ist mir seit langem vertraut. "Bangkok Love Story" verwendet die Mittel des Melodrams in subversiver Weise. Das hat schon Fassbinder getan â€“ und wurde dafÃ¼r seinerzeit ebenfalls kritisiert. Die gleiche Ablehnung hat das thematisch verwandte "Brokeback

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Mountain" hier und da erfahren, als es neu und noch nicht Filmklassiker war.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Tod eines Kleinbauern

Die Sandgrube stand nicht im StraÃŸenverzeichnis von Neustadt. Sie rangierte dahinter in einem Anhang, betitelt: WohnplÃ¤tze und Einrichtungen auÃŸerhalb. Alphabetisch folgte da die Sandgrube auf KlÃ¤ranlage und Lohgerberei (ehem.), dann kamen noch SchÃ¤ferei und Schuttabladeplatz. All das roch ein wenig absonderlich nach den unehrlichen Berufen des Mittelalters.

Dabei war Manfreds GroÃŸvater ein angesehener, d.h. wohlhabender Mann gewesen. Er hatte zeitlebens in einer Villa nahe dem Bahnhof gewohnt und im Jahr des speziellen Heils die Sandgrube in den HÃ¼geln Ã¶stlich vom Fluss erworben. Damals, in den Jahren vor dem Krieg (und nach ihm erst recht), vermehrte sich die Zahl der TruppenÃ¼bungsplÃ¤tze rundherum fortlaufend, bis ein betrÃ¤chtlicher Teil des Landes von ihnen bedeckt war. Kasernen wurden benÃ¶tigt, fÃ¼r ihren Bau Steine, Zement und - Sand. Ein sicheres GeschÃ¤ft, obgleich auf Sand gebaut.

Die Konzession zum Abbau lief 1960 aus. Manfreds Vater, der ohne Beruf aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrt war, erbat sich vom GroÃŸvater das GelÃ¤nde. Der Alte Ã¼berlieÃŸ es ihm per Schenkung und kÃ¼mmerte sich, selbst jetzt behaglich im Ruhestand lebend, nicht weiter um die Sandgrube (ehem.). Er war wie der Gott Voltaires, dem wir die Existenz verdanken und der uns dann uns selbst Ã¼berlÃ¤sst.

Der Vater kaufte einige umliegende Ã„cker und Wiesen, Hektar fÃ¼r Hektar, von anderen Kleinbauern. Es war die Zeit der Flurbereinigung. Durch die KÃ¤ufe erwarb der Vater Anspruch auf staatliche Protektion. Bevor die Gelder flossen, erschien ein Vertreter der BehÃ¶rde im GelÃ¤nde, besichtigte, stellte Fragen. Manfred war eingeschÃ¤rft worden: Und wenn er dich fragt, sag ihm nicht, dass du spÃ¤ter nicht in die Landwirtschaft willst.

Das immense und zinslose Darlehen, tilgbar Ã¼ber fÃ¼nfzig Jahre, wurde vor allem in ihr neues Heim gesteckt, ein Bungalow genanntes, niedriges und lang gestrecktes GebÃ¤ude, das auf der untersten der frÃ¼heren Abbauterrassen stand. Sie rÃ¤umten die Villenetage am Bahnhof.

Manfred lebte nur fÃ¼nf Jahre mit den Eltern in der Sandgrube. Dann kam er durch fÃ¼nfundzwanzig Jahre zweimal jÃ¤hrlich fÃ¼r wenige Tage zu Besuch. Schritt fÃ¼r Schritt vollzogen sich UmwÃ¤lzungen, im GelÃ¤nde wie an den Menschen.

Wenn er in den spÃ¤teren Jahren von Hamburg aus zu ihnen fuhr, lagen bei der Ankunft in Neustadt sieben Stunden Bahnfahrt hinter ihm, und ein FuÃŸmarsch von dreiÃŸig oder vierzig Minuten stand ihm noch bevor. GewÃ¶hnlich kam er im Winterhalbjahr. Es war dann immer schon dunkel. Das rasche Gehen belebte ihn, er fÃ¼hlte sich dadurch verjÃ¼ngt, zumal er zu alten Eltern ging. Ihnen gegenÃ¼ber fÃ¼hlte er sich sehr jung. Er ging noch ebenso rasch wie vor zwanzig Jahren. Die StraÃŸe fÃ¼hrte vom Bahnhof aus der Stadt hinaus und in die Wiesen hinein; sie wurden auf einem Steindamm durchquert. Zu beiden Seiten lag meist nebliger Dunst, der die Sicht erschwerte. Das Wasser des Flusses strÃ¶mte ungesehen unter der BrÃ¼cke dahin. Ab und zu Ã¼berholten ihn Autos. Sie fuhren zu dem Dorf, das drÃ¼ben lag. Seit seinem Weggang war es in die Breite und HÃ¶he gewachsen. Neue HÃ¤user zogen sich jetzt den Prallhang hinauf, es hieÃŸ dort Am Weinberg; sie gehÃ¶rten oft jungen Leuten, viel jÃ¼nger als er selbst jetzt. Sie waren um die Zeit seines Aufbruchs erst geboren worden.

Die LandstraÃŸe bog rechts ab und sein Weiterweg war ein Waldweg, der sich steil den Hang hinaufzog, hier und da mit Resten von Asphalt bedeckt. Die Kronen der hohen Robinien und Eichen â€“ Wintereichen mit totem Laub â€“ berÃ¼hrten sich Ã¼ber ihm. Es gab keine Laternen, der Weg war nicht Ã¶ffentlich, es war finster. Manfreds FÃ¼ÃŸe kannten den Weg, die SchlaglÃ¶cher, die zu Gruben sich erweitert hatten. Er strauchelte nicht und hÃ¤tte auch mit geschlossenen Augen hinaufgefunden.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sein Schwung lieÃŸ nach. Es war nicht der Berg, sondern die Frage: Sind sie noch Ã¤lter geworden? Sie werden immer hinfÃ¤lliger und du trittst ihnen entgegen in immer derselben Gestalt. Ein JÃ¼ngling mit vierzig, fragwÃ¼rdige Erscheinung â€¦

Wenn er die untere Sohle der frÃ¼heren Grube erreichte, glomm ihm von der Hausecke schwaches elektrisches Licht entgegen, es funzelte verbraucht aus einer verschmutzten alten NeonrÃ¶hre. Die groÃŸenteils verwilderten GÃ¤rten blieben im Dunkel, er sah das vermooste Dach nicht, nicht das Grau der Putzfassade, die einmal weiÃŸ gewesen war. Frisch und neu war hier alles im Jahr seiner eigenen Konfirmation gewesen. Die Leuchte war kaum von Nutzen, sie schalteten sie nur ein zum Zeichen, dass er erwartet wurde. Die Kunststeinplatten im zugewucherten Vorgarten standen zum Teil hoch. Er drÃ¼ckte die Klingel. Sie war ebenso alt wie die AuÃŸenlampe und klang blechern-dÃ¼rftig. Alles war hier veraltet, erschÃ¶pft und neigte sich seinem Ende zu.

Sie Ã¶ffneten ihm rasch und standen beide in der Diele. Ja, sie waren erschreckend alt und sie waren es nicht in seiner NÃ¤he geworden. Sein Bild von ihnen, wie er es sonst im Kopf hatte, war jedes Mal viel jÃ¼nger als sie selbst. Er musste es nach der Ankunft stets schnell retuschieren. War er wieder fort, verjÃ¼ngten sie sich dann in seinem Kopf allmÃ¤hlich wieder.

Verhutzelt, dachte er, verknÃ¶chert, verkrÃ¼mmt, vernachlÃ¤ssigt die Kleidung und die Frisuren.

Dennoch war seine Sorge auch dieses Mal unbegrÃ¼ndet gewesen. Noch zeichnete sich kein wirkliches Ende, kein endgÃ¼ltiger Zusammenbruch ab. Sie gaben sich ganz unverÃ¤ndert, sie gaben noch immer dasselbe StÃ¼ck: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Es war in zahlreichen AuffÃ¼hrungen allmÃ¤hlich immer mehr perfektioniert worden. Die Mama wÃ¼nschte ein â€žGuten Abend, willkommen daheim, Manfredâ€œ und strahlte, wie man es an Greisinnen selten sieht. Unwandelbares Strahlen all die Jahre, wenn er ankam. Und der Papa sagte wie immer: â€žGuten Abend, Manfred. SchÃ¶n, dass du wieder da bist. Lass es dir noch einmal ein paar Tage gut gehen.â€œ Und wie immer empfand Manfred die hierin enthaltene harmlose kleine Unterstellung und nahm sie ohne Widerspruch hin.

Dann gab es einen spÃ¤tabendlichen Imbiss fÃ¼r ihn. Ein Paar WÃ¼rstchen wurde erhitzt, Brot und Sprudel kamen auf den Tisch, ein sÃ¼ÃŸer Nachtisch in Gestalt eines GrieÃŸpuddings. Manfred aÃŸ und gab Auskunft Ã¼ber den Verlauf der Reise, die die Eltern selbst nie unternommen hatten. Man besprach das Wetter der letzten Wochen. Die anfÃ¤ngliche Munterkeit war schon dahin, das GesprÃ¤ch versickerte allmÃ¤hlich, bis einer, Manfred oder die Mutter, das erlÃ¶sende Wort sprach: â€žSollen wir schlafen gehen?â€œ

Der Vater war leidend. Noch deutlicher zeigte es sich am folgenden Morgen. Er aÃŸ wieder nur Zwieback und lehnte heute sein FrÃ¼hstÃ¼cksei ab. Woran litt er seit Jahren schon, war es eine VerdauungsstÃ¶rung, eine chronische DarmentzÃ¼ndung? In Hamburg schlug Manfred von Zeit zu Zeit in seiner Ausgabe von Pschyrembels Klinischem WÃ¶rterbuch nach (253. Auflage) und las dort unter Kolitis ulcerosa: Wie kaum bei einer anderen Krankheit ist die PersÃ¶nlichkeit des Patienten mit dem entzÃ¼ndlichen Dickdarmgeschehen verbunden.

Es hatte vor etwa zehn Jahren begonnen, ungefÃ¤hr mit dem Ruhestand, und sich dann von Jahr zu Jahr verschlimmert. Der Vater hielt strenge DiÃ¤t, er aÃŸ nur noch Zwieback, dazu morgens ein Ei, mittags ein winziges StÃ¼ck Huhn und wenige Kartoffeln. Er trank nur noch Fencheltee und duldete nicht die kleinste Abweichung auf dem Speisezettel. Den grÃ¶ÃŸten Teil des Tages verbrachte er auf dem Sofa, ruhend und schweigend.

Es hÃ¤tte nahe gelegen, einen Arzt zu nehmen. Aber er ging, seit er krank war, zu keinem mehr und lieÃŸ auch keinen ins Haus kommen. Unbehandelt schritt die Auszehrung so immer weiter fort. Einmal hieÃŸ es, man kÃ¶nne ihm doch nicht helfen, ein anderes Mal, ein Arzt werde ihn ins Krankenhaus stecken, man werde ihn operieren, und an den Folgen werde er dann krepieren.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Auch an diesem Morgen lag er dann auf dem Sofa, das in der KÃ¼che stand. Er beteiligte sich nicht am GesprÃ¤ch, das er dennoch Ã¼berwachte, misstrauisch oder apathisch, wer konnte es sagen, oft im halben Schlummer. Die Mutter vermied es, Ã¼ber seine Krankheit, Ã¼ber die Zukunft zu sprechen. Manfred hielt den Anblick dieser atmenden Totenmaske nicht lÃ¤nger aus und verlieÃŸ ihr Heim, diesen Vorsaal einer Leichenhalle.

Die Morgensonne stand schon Ã¼ber dem Ã¶stlichen Kamm und erwÃ¤rmte die drei Terrassen der alten Grube. Das Haus selbst lag noch im Schatten des Berges, die Sonne wird es ab Mittag bescheinen. Hier war der Winter die helle Jahreszeit. Der Bungalow stand vom FrÃ¼hjahr bis in den Herbst im tiefen BlÃ¤tterschatten des WÃ¤ldchens dahinter und der BÃ¤ume, die vor dem Haus aufgeschossen waren. Ohne Heizung war es im Sommer drinnen oft empfindlich kÃ¼hl.

Die ganze untere Ebene hier war einmal als Gartenland genutzt worden. Wie viel MÃ¼he hatte es seinerzeit gekostet, den Boden fruchtbar werden zu lassen. Nur eine kleine FlÃ¤che, jetzt kahl daliegend, wurde noch bebaut, ein kleiner GemÃ¼segarten und eine Ecke fÃ¼r Blumen. Die Lichtung wuchs von ihren RÃ¤ndern her immer mehr zu. Die Kronen der alten BÃ¤ume gingen noch mehr in die Breite. Brombeeren und Himbeeren kolonisierten zuerst die aufgelassenen GÃ¤rten, dann kamen Schwarzdorn und WeiÃŸdorn, die Haselnuss, Birken und schlieÃŸlich die hohen BÃ¤ume: Weiden, Robinien, Vogelkirschen und Eichen. Noch vor zwanzig Jahren waren hier Felder mit Tausenden von Tulpen, Narzissen und Gladiolen gewesen.

Den alten Fahrweg hinauf auf die mittlere Terrasse hatten sie auch zuwachsen lassen. Nicht einmal zu FuÃŸ kam man mehr durch. Fremden sollte das Vordringen unmÃ¶glich gemacht werden, das war die Absicht des Vaters. Manfred fand noch den kleinen AbkÃ¼rzungspfad von frÃ¼her. Er war steil und rutschig. Oben angekommen kam er doch nicht mehr an die frÃ¼heren HÃ¼hnerstÃ¤lle heran. Die sechs flachen GebÃ¤ude staken rundum in mannshohem DornengebÃ¼sch, noch jetzt im Winter hÃ¤tte man eine Machete benÃ¶tigt. Die StÃ¤lle waren leer, die TÃ¼ren verschlossen, die Fensterscheiben teilweise zerbrochen. Von weitem sah er, dass drinnen noch der alte Kot in mÃ¤chtigen Schichten lag.

Noch einen Pfad weiter hinauf zwischen sehr alten Obstbaumruinen â€“ die Anlage stammte vom GroÃŸvater -, dann die obere Terrasse, wo frÃ¼her Erdbeeren und Kartoffeln gezogen wurden. Auch hier das gleiche Bild: nachwachsender mitteleuropÃ¤ischer Urwald. Den Hintergrund bildete eine rÃ¶tliche Felswand, schÃ¼tter bebuscht und bewaldet. Er kÃ¤mpfte sich weiter nach oben und kroch zwischen ApfelbÃ¤umen bergan, die noch FrÃ¼chte trugen. Zahlreiche VÃ¶gel im GelÃ¤nde ernÃ¤hrten sich jetzt im Winter von ihnen.

Endlich stand er oben. Die Wiesen waren sauber gehalten, das Land hier war seit Jahren verpachtet. Die Fernsicht Ã¶ffnete sich, da waren das breite Tal und dahinter die alte Stadt mit der Pfarrkirche auf dem HÃ¼gel. Er sah hinunter auf die Terrassen mit ihren Ruinen und ihrem Wildwuchs. Es war ein Bild von Verfall und Fruchtbarkeit, von Ende und Anfang.

All das war ihm angeboten worden, als es noch in BlÃ¼te stand. Es war einige Jahre vor dem vÃ¤terlichen Ruhestand. Sein Vater fÃ¼hrte ihn nicht auf die HÃ¶he, um etwa die Versuchung zu steigern â€“ sie besprachen es in der KÃ¼che. Ob Manfred sein Nachfolger werden wolle? Der Sohn war perplex wie selten einmal und begriff eines: dass die eigene Existenz, dass Berufswahl, Freunde, Leben in der fernen GroÃŸstadt, dass all dies einfach nicht zÃ¤hlte gegenÃ¼ber dem Lebenswerk des Vaters und dessen Willen, dieses Werk gegen den Ablauf der Zeit zu verteidigen. UnglÃ¼cklicherweise besaÃŸ er nur diesen einen Sohn, der frÃ¼h fortgegangen war, einen lÃ¤cherlichen Beruf ergriffen hatte (Kunstgeschichte!) und noch immer nicht verheiratet war.

Manfred lobte die Sandgrube. Er wisse sie zu schÃ¤tzen, ihre SchÃ¶nheit, ihre Einmaligkeit. Das Angebot ehre ihn, sei nicht ohne Verlockung. Indessen: Er sei nicht der Rechte dafÃ¼r. SpÃ¤ter schien es ihm, von da an sei es mit dem Vater und der Sandgrube bergab gegangen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Allerdings konnte man den KrÃ¤fteverfall auch anders erklÃ¤ren. Sein Vater war erschÃ¶pft. Er hatte mit vierzig Raubbau getrieben, die eigenen KrÃ¤fte Ã¼berfordert. Er warf sich damals auf immer neue Zweige landwirtschaftlicher Produktion und verzettelte sich auch noch im Gartenbau. Die Rinder, das Weidevieh: Milch und Fleisch. Die HÃ¼hner: Eier und Fleisch. Die FeldfrÃ¼chte: Kartoffeln und RÃ¼ben. Nur den Getreideanbau gab er bald wieder auf. Und erst das Obst: Ã„pfel, Birnen, Kirschen, Zwetschgen, Mirabellen, Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren. Dann noch die Schnittblumen: Tulpen, Narzissen, Gladiolen, Astern, Dahlien.

Die Milch nahm die Genossenschaft ab, die schlachtreifen KÃ¼he der Metzger. Alles Ãœbrige wurde selbst vermarktet. Eier an Hotels und Kurkliniken und Privatkunden. Kartoffeln an Privatkunden. Obst an die Privatkundschaft. Schnittblumen an BlumenlÃ¤den und wieder an Privatleute. Der Verkauf war zum grÃ¶ÃŸeren Teil en dÃ©tail und nur zum kleineren en gros.

Die Eltern ackerten und rackerten von halb fÃ¼nf morgens bis zehn, elf Uhr abends, sieben Tage in der Woche: So ging das fast das ganze Jahr. Sie hatten keine HilfskrÃ¤fte, nur an Samstagen und manchmal auch sonntags kamen fÃ¼r Tagelohn italienische Bauarbeiter aus der weiteren Umgebung. Sie hieÃŸen Antonio, Renato oder Pasquale und Ã¼bernahmen die schwersten Arbeiten wie den Wegebau. Es waren krÃ¤ftige junge MÃ¤nner, im Vergleich zu ihnen wirkte der Vater wie ein Phthisiker.

Manchmal kamen die Italiener, nicht um zu arbeiten, sondern um HÃ¼hner zu kaufen. Sie nahmen sie lebend mit und schlachteten sie zu Hause. Die Mutter fing die gewÃ¼nschte Zahl in einem der StÃ¤lle und stopfte die Tiere in einen langen Papiersack; darin war Futtermehl fÃ¼r das GeflÃ¼gel geliefert worden. Bei solchen Gelegenheiten brachten sie manchmal Cesare mit, Antonios Sohn oder Neffe. Er war ungefÃ¤hr so alt wie Manfred. Manfred fand ihn freundlich und hÃ¼bsch, wenn auch etwas zu gelassen fÃ¼r sein Alter. Er sprach flieÃŸend Deutsch und sprach es besser als die Einheimischen. Zum ersten Mal fiel es Manfred auf, dass sein eigenes Hochdeutsch fÃ¼r kundige Ohren einen Neben- oder Unterton aufweisen musste, einen Akzent ohne Zweifel. Da war etwas Erdiges und Klobiges an seiner Sprache. Man konnte reiner und flÃ¼ssiger sprechen, Cesare bewies es. Manfred bemÃ¼hte sich, es ihm gleichzutun. Es war schwer vorstellbar, dass Cesare in einigen Jahren auf dem Bau arbeiten wÃ¼rde wie sein Vater und seine Onkel. Und vollends undenkbar war es, dass er dann an den Wochenenden in der Sandgrube schuften wÃ¼rde. Seine Leute daheim fingen schon an, ihren hÃ¼bschen kleinen Gott zu mÃ¤sten. Er wurde ein wenig rundlich, wie ein sÃ¼ÃŸer Panettone, von dem der Ansatz zur FÃ¼lle unter anderem vielleicht auch herrÃ¼hrte. Er kam nur zwei oder drei Sommer lang.

Und dann Karlheinz. Die Erinnerung an ihn, den Schulkameraden, hing offenbar mit Cesare zusammen. Ein Psychologe wÃ¼rde den Vorfall damals vielleicht eine Ãœbersprunghandlung nennen. Aber es ging nur um ein Wort. Sie waren auf den Wiesen hinter dem WÃ¤ldchen unterwegs. Manfred fand, Karlheinz sei dick, und sagte es ihm. Es war halb Neckerei, halb Bewunderung. Er selbst kam bei allem Futtern nicht aus dem Zustand des SpindeldÃ¼rren heraus. Die GroÃŸmutter hatte gesagt, als Besuch da war: Der? Der wird noch keine zwanzig.

Karlheinz fasste es Ã¼bel auf, fiel ihn an, rang ihn nieder und lag dann auf ihm: Sag, dass ich nicht dick bin! â€“ und drÃ¼ckte sein volles Gewicht gegen Manfred, der kaum Luft bekam zu widerrufen: Nein, du bist nicht dick. Es war eine Art Vergewaltigung, die ihr Ziel im Verbalen, Begrifflichen fand. WÃ¤re ihm nicht der Atem ausgegangen, er wÃ¼rde dieses EingestÃ¤ndnis gern ein wenig hinausgezÃ¶gert haben.

Vor ein paar Jahren nun war er auf dieser Wiese hier oben Rudi begegnet, dem viel jÃ¼ngeren Bruder von Karlheinz. Sie hatten sich seines Wissens vorher nie gesehen. Wer war der junge Mann mit dem dunklen Blick, der nicht grÃ¼ÃŸte und stumm und vorwurfsvoll an ihm vorÃ¼berging? Seine Miene schien sich dabei auf eine uralte Bekanntschaft zu beziehen. Die Mutter erklÃ¤rte es Manfred nachher: Das sei der Bruder von Karlheinz, er sei doch jetzt ihr PÃ¤chter. Es war nicht angenehm, hier einem

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Menschen zu begegnen, der einem etwas an Wissen vorauszuhaben schien. Sein Blick deutete an, schon alles zu kennen, was Vergangenheit und Zukunft ihres VerhÃ¤ltnisses betraf. Manfred wollte ihm heute nicht erneut begegnen und trat den RÃ¼ckweg an, den gleichen Weg, den er heraufgekommen war.

Die meisten HÃ¼hner wurden geschlachtet verkauft. Das Schlachten besorgte die Mutter, denn Manfreds Vater konnte kein Blut flieÃŸen sehen. (Wie konnte er dann am Krieg in Polen und Russland teilnehmen, vom Kriegsausbruch bis zu seiner Gefangennahme anno vierundvierzig? Die LÃ¶sung: Sie machten ihn zum Funker.) Und es war tatsÃ¤chlich ein blutiges GeschÃ¤ft, wovon Manfred sich damals Ã¼berzeugte, wenn er aus seinem Zimmer auf den Vorplatz sah. Da stand die Mutter am Hackklotz und schwang das Beil, trennte zwanzig- bis dreiÃŸigmal an einem Vor- oder Nachmittag den Kopf vom Rumpf einer Henne. Blut schoss in starkem rotem Schwall heraus, und der Rumpf hÃ¼pfte und wackelte noch eine Zeitlang kopflos, doch flÃ¼gelschlagend Ã¼ber die RichtstÃ¤tte. Dieses FlÃ¼gelschlagen war grausig, unheimlich. Nur unappetitlich und mÃ¼hselig waren dagegen die nachfolgenden Arbeiten, auch von Mama besorgt, das AbbrÃ¼hen, Rupfen und Ausnehmen. Ekelhaft das GekrÃ¶se â€“ aber die HÃ¼hnerleber, die nicht verkauft wurde, schmeckte frisch gebraten vorzÃ¼glich. Zartes, butterweiches, leicht kÃ¶rniges Fleisch, ein wenig herb im Aroma.

Sie hatten beide mehr als genug zu tun, Manfreds Eltern, und wenig Zeit fÃ¼r ihn. Zum GlÃ¼ck gab es die GroÃŸeltern, deren einziger Enkel er war. GroÃŸvater war allerdings an der Familie wenig interessiert. Er las viel, er war fern wie Gott, wie der Gott Voltaires. Die GroÃŸmutter dagegen stand frÃ¼h in Manfreds Bann, nicht umgekehrt, und blieb es bis in ihre letzten, trÃ¼ben Jahre. Sie hielt ihn zum Lernen an: Lern was, du siehst, wie dein Vater sich quÃ¤lt, lern was, damit du es besser hast. â€“ Sie Ã¼bte SchÃ¶nschreiben mit ihm. Im Ganzen bewegte sie sich ihm gegenÃ¼ber in einem engen Zirkel von Bewundern, Zanken, Bewundern. Das war auf die Dauer lÃ¤stig. Manfred zog sich daher immer wieder in die Sandgrube zurÃ¼ck, um schon nach kurzem erneut sein Quartier in der Villa am Bahnhof aufzuschlagen. Seine ganze Schulzeit Ã¼ber pendelte er zwischen den beiden Polen, den zwei so verschiedenen Haushalten in einem Takt, den er selbst bestimmte und der die feinsten atmosphÃ¤rischen StÃ¶rungen wiedergab. Er war in Grenzen frei, und die Frequenz seiner Besuche Ã¤hnelte den Linien und Kurven eines Elektrokardiogramms. Herz und GefÃ¼hl verursachten oft heftige AusschlÃ¤ge, beruhigende Bindungen von Dauer ergaben sich nicht.

In groÃŸen AbstÃ¤nden kam dem Vater in den Sinn, Manfred zu ernsthafter TÃ¤tigkeit und Mitarbeit im Betrieb anzuhalten. Das waren nur Episoden, die folgenlos blieben. Sie waren jedoch peinlich genug, so lange die Sache andauerte.

Zum Unangenehmsten gehÃ¶rte der komplette Umzug eines HÃ¼hnervolkes von einem Stall in einen anderen. UrsprÃ¼nglich war der freie Auslauf der HÃ¼hner geplant gewesen und anfangs auch praktiziert worden. Dann jedoch schlugen Habichte, die unter Naturschutz standen, immer hÃ¤ufiger Hennen. Das GeflÃ¼gel blieb daher ganzjÃ¤hrig im Stall, das hieÃŸ nun Bodenhaltung. Aus dunklen GrÃ¼nden mussten von Zeit zu Zeit die StÃ¤lle gewechselt werden. Vielleicht wurden sie dann auch gereinigt. Der HÃ¼hnertransport ging so vor sich: Nach Einbruch der Dunkelheit betraten die Eltern mit Manfred den Stall. Die Hennen schliefen schon auf Reihen von hÃ¶lzernen Stangen Ã¼ber der Kotbank, einer Betonplatte in KniehÃ¶he. Einer, gewÃ¶hnlich Manfred, hatte mit der Taschenlampe zu leuchten. Die Mutter hielt einen leinenen Kartoffelsack auf und der Vater ergriff nach und nach fÃ¼nfzehn oder zwanzig schlafende Tiere, um sie in den Sack zu stopfen und ihn zuzubinden, worauf die nÃ¤chsten zwanzig SÃ¤cke auf die gleiche Weise gefÃ¼llt wurden. Die SÃ¤cke wurden mit dem Unimog zum neuen Stall gefahren und ihr Inhalt dort einfach auf dem Stallboden ausgeleert.

Peinlich wurde die Sache, wenn der Vater an den Zehen der immer nur im feuchten, verdreckten Stall lebenden Tiere jene steinharten, schwarzen Gebilde entdeckte, die er Kotballen nannte. Um sie zu entfernen, knackte er sie mit einer Zange, wÃ¤hrend die Mutter Tier und Lampe und Manfred den Sack halten musste. Die Prozedur erschreckte die Tiere, sie belebten sich, krÃ¤chzten, flatterten und hackten mit den SchnÃ¤beln nach den HÃ¤nden der Menschen. Mit ihnen belebten sich auch die Milben, von

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

denen es bei dieser Art von Haltung auf den Tieren und Ã¼berhaupt im Stall wimmelte. Sie befielen jetzt die Menschen als neue Wirte, es begann sogleich zu jucken. All das war widerwÃ¤rtig, ekelhaft und verstÃ¶rend. Manfred lieÃŸ dann schon einmal einen Sack zu Boden gleiten, um die HÃ¤nde vor einem hackenden Schnabel zu schÃ¼tzen, und ein Teil der Tiere im Sack entfloh. Der Vater war mit Manfred sehr unzufrieden. Es waren dann harte Worte gefallen, an die er sich jetzt nicht erinnern wollte.

Er war auf der untersten Terrasse angelangt und nÃ¤herte sich dem Haus. Es lag, nun besonnt, sehr schÃ¶n da im fahlen Winterwald, sozusagen hÃ¶chst romantisch. Dieser Charakter des Ortes hatte sich ihm erst spÃ¤t enthÃ¼llt. Dabei war er von jeher fÃ¼r Reize der Natur empfÃ¤nglich, schon als Kind. Damals besaÃŸ er ein Buch mit Reproduktionen berÃ¼hmter Bilder. Es hieÃŸ: Hundert Meisterwerke der Malerei. Besonders liebte er eine Landschaft von Wolf Huber, ein Musterbeispiel der Donauschule. Die betreffende Stelle im Buch schlug er immer wieder auf und versenkte sich in die Ansicht, die sich kaum vom bewaldeten Steilhang hinter ihrem Haus unterschied. Aber er verglich damals nicht. Ãœberall sonst musste es besser, schÃ¶ner, herrlicher sein als daheim.

Es gab auch einen FÃ¼hrer durch den Louvre. Gott allein mochte wissen, wie er in den Besitz des GroÃŸvaters gelangt war. Es war nur ein Taschenbuch mit dÃ¼rftigen Abbildungen, unter denen die Wiedergabe eines Werkes von Charles Le Brun Manfred am stÃ¤rksten anzog. Dargestellt war der Kanzler SÃ©guier. Der junge SonnenkÃ¶nig, dem der Kanzler damals zur Seite stand, konnte nicht mehr Glanz verbreitet und Pracht entfaltet haben als dieser Staatsmann in den besten Jahren, ein nicht unschÃ¶ner Mann mit schwarzem Hut und schwarzem Haar (oder war es eine PerÃ¼cke?), ein Mann von wÃ¼rdigem und doch irgendwie tÃ¼ckischem Gebaren. Dieser Prachtmensch oder â€“kerl saÃŸ, angetan mit goldbrokatnem Mantel, auf einem Schimmel, Ã¼ber den eine rote Riesenprunkdecke gebreitet war. Pagen beschirmten den Kanzler von rechts und von links, sie waren im Ãœberfluss vorhanden: Sieben oder acht von ihnen umtÃ¤nzelten das Pferd. Es gab nicht viel fÃ¼r sie zu tun: das Zaumzeug halten, die beiden schwarzen Schirme mit den ebenfalls goldbrokatnen Fransen gegen das dunkle GewÃ¶lk des Himmels halten â€¦ Sie hielten sich bereit, Befehle jeder Art entgegenzunehmen, und boten bis dahin dem Kanzler, ihrem Herrn, einen erfreulichen Anblick, goldlockig, kurz berockt und eng bestrumpft, wie sie nun einmal waren.

DemgegenÃ¼ber fiel das eigene Familienleben natÃ¼rlich stark ab. Ohnehin verbrachte man wenig MuÃŸezeit miteinander, zumindest im Elternhaus war es so. Immerhin, einige Male spielte der Vater mit ihm Schach. Manfred war mit acht oder neun zu jung und viel zu ungeduldig und verlor das Spiel jeweils schnell. Sie tranken einmal bei dieser Gelegenheit GlÃ¼hwein. Manfred, erbost nach verlorener Partie und beschwipst, schÃ¼ttete in einem sonderbaren Anfall dem Vater den Rest des heiÃŸen roten GetrÃ¤nkes in den Hemdausschnitt, woraufhin nie mehr Schach gespielt wurde.

Das Mittagessen verlief heute ebenso bedrÃ¼ckend wie das FrÃ¼hstÃ¼ck. Der Vater, schweigend und verstimmt, aÃŸ fast nichts von seinem Einerlei. Manfred bekam die auÃŸerplanmÃ¤ÃŸigen Produkte der mÃ¼tterlichen Kochkunst serviert. Daran hatte sie den ganzen Vormittag gearbeitet. Er hÃ¤tte sich wÃ¤hrenddessen nicht mit ihr unterhalten kÃ¶nnen, denn sie musste sich auf diese schwierig gewordene Arbeit konzentrieren. Nun war sie erschÃ¶pft und gleichwohl aufgekratzt und fragte mit kÃ¼nstlicher Munterkeit: â€žKann man es essen?â€œ

Bei ihrem GesprÃ¤ch stellte sich heraus, dass die Eltern, wenn sie nicht mit dem Golf zum Einkaufen in die Stadt fuhren, die unterste Terrasse nicht mehr verlieÃŸen. Sie hatten seit Jahren die Wiesen Ã¼ber der Sandgrube nicht mehr gesehen, sie waren nie mehr zu FuÃŸ auf dem eigenen Grund unterwegs.

Manfred half wie Ã¼blich beim Abwasch. Der Vater lag auf dem KÃ¼chensofa und schlief jetzt ohne Zweifel fest. Diese Gelegenheit nutzte die Mutter und beklagte sich flÃ¼sternd: Jeder sehe doch, wie es um ihn stehe - er bringe sich selbst um. Und was solle dann aus ihr werden? Sie kÃ¶nne nicht allein leben. Und alles sei jetzt schon so schwer. Er lasse keine Reparaturen am Haus mehr zu, er dulde

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

keine fremden Leute, keine Handwerker, und ihr seien die HÃ¤nde gebunden. Wohin solle das noch fÃ¼hren? NatÃ¼rlich kÃ¶nnten sie hier in der EinÃ¶de nicht bleiben, doch wenn sie davon nur anfange, drohe er mit dem Altersheim, und das sei nichts fÃ¼r sie.

So sprach die Stimme der Vernunft. Er wollte ihr nicht flÃ¼sternd Recht geben und schwieg. Dann sah er auf den Schlafenden. Der Anblick, wie da Geist und Fleisch verfielen, berÃ¼hrte ihn tief, aber es war kein Mitleid, eher Abscheu. Manfred ging in sich: Kam der Widerwille vielleicht daher, dass er selbst Fleisch von diesem Fleisch war? DafÃ¼r sprach das unheimlich Anmutende, das Unheimliche war ja das Vertraute, das nun Schrecken erregte. Biologisch verbunden sein (und seiâ€™s auch nur durch einen Akt in der Vergangenheit) und nicht eingreifen kÃ¶nnen, den Verfall nicht aufhalten kÃ¶nnen: Das war Grauen erregend, nicht weniger als jene kopflosen, mit den FlÃ¼geln schlagenden Hennen, aus denen das rote Blut spritzte. Und er hatte ihm einmal warmen roten Wein Ã¼ber die Brust gegossen â€¦

Er war ohne Mitleid und war ihm doch innerlich nÃ¤her als frÃ¼her. Er war kein Gymnasiast mehr und konnte den Familienroman der Neurotiker nicht einfach wie damals weiterspinnen und sich andere passendere Eltern erfinden. Auch die Vaterschaft war gewiss, die mentale Verwandtschaft war zu groÃŸ fÃ¼r den geringsten Zweifel. In der Bockigkeit des Alten fand er sie wieder. Still sein, geschehen lassen, sich verweigern in einer Zeit rasenden Fortschritts, in der alles forderte: Sei flexibel! Sei spontan! Lerne lebenslang! FÃ¼r solche TÃ¶ne (und fÃ¼r viele andere) hatte er frÃ¼her, in seinen besseren Jahren, nur ein skeptisch-ironisches LÃ¤cheln Ã¼brig gehabt. In der Erinnerung daran entdeckte Manfred ein StÃ¼ck von sich selbst. Es war Proust, der bemerkt hatte, von einem gewissen Alter an fÃ¤nden wir alle unsere Vorfahren in uns selbst wieder. Das war richtig, und ging er sich auf den Grund, so fand Manfred dort viel mehr vom Vater als von der Mutter.

Sie verbrachten den Nachmittag im Wohnzimmer, der Vater auf dem Sofa ruhend, Manfred und die Mutter in den Sesseln gegenÃ¼ber. Die Vernunft erhob ihre dÃ¼nne Stimme: Es mÃ¼sse etwas geschehen, sagte die Mutter in elegischem Ton. Manfred fiel krÃ¤ftig ein, er hatte sich nun doch zum Intervenieren entschlossen. Sie hackten beide auf ihm herum, klagte der Vater. Alles gehe doch ruhig seinen Gang, und den stÃ¶rten sie jetzt, statt zufrieden zu sein.

Manfred malte ihm dieses und jenes aus: Schlaganfall, Oberschenkelhalsbruch, die Mutter als Pflegerin ausgefallen, kein Auto mehr da, Hilflosigkeit hÃ¶chsten Grades â€“ was dann? - Dann werde alles wie Ã¼blich und wie vorgesehen geregelt. Er sei auch mit der bescheidensten Ecke in einem Heim zufrieden. Er kÃ¶nne sich fÃ¼gen.

Sie lachte: er, der Schwierige, UnvertrÃ¤gliche, mit seinen Marotten! UnertrÃ¤glich fÃ¼r Fremde sei schon sein dauerndes, heftiges AufstoÃŸen. Er belebte sich auffallend, richtete sich auf, saÃŸ dann mit aufgestÃ¼tzten Ellenbogen auf dem Sofa, argumentierte, wirkte mit einemmal zehn Jahre jÃ¼nger.

Manfred rechnete ihm vor, dass das VermÃ¶gen ansehnlich sei und Zinsen und Rente fÃ¼r den laufenden Verbrauch ausreichten, theoretisch. Und fÃ¼r besondere BedÃ¼rfnisse kÃ¶nne man natÃ¼rlich auch das Kapital angreifen. Nur sei ihr VermÃ¶gen unproduktiv angelegt, es verschlinge mehr, als es erbringe. Alles mÃ¼sse verkauft und neu angelegt werden. Und sie brÃ¤uchten eine Wohnung fÃ¼rs Alter oder ein kleines Haus, nahe an den GeschÃ¤ften, nicht weit zum Arzt, zur Apotheke. Zwei Jahre mÃ¼sse man veranschlagen, wenn man die Sachen Ã¤ndern wolle. Es sei keine Zeit mehr zu verlieren.

Sie redeten zu dritt miteinander, zwei Stunden lang. Die Situation war ungewohnt. Jahrzehnte waren vergangen, ohne dass sie sich ausgesprochen hÃ¤tten. Da gab der Vater nach. Er werde bei der Stadt anfragen, ob die Kommune Interesse an der Sandgrube habe. Er kÃ¶nne auch der Bank anbieten, den Verkauf zu vermitteln. Er wolle sich mit der Mutter die Eigentumswohnungen drinnen in der Stadt ansehen. Er werde â€¦ er kÃ¶nne â€¦ er wolle â€¦ Sie genossen alle drei das GefÃ¼hl, etwas Entscheidendes sei geschehen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Manfreds Abreise, sein Aufbruch vom Elternhaus zwei Tage spÃ¤ter, verlief zeremoniÃ¶s wie immer.

Selbstredend blieb danach alles beim Alten. Die Mutter schrieb Manfred einige Wochen spÃ¤ter einen Brief und teilte ihm kurz mit, sie sei sich mit dem Vater einig, in der Sandgrube zu bleiben. Damit sei auch der Plan mit dem Altenheim vom Tisch. Manfred fÃ¼hlte sich genarrt, doch kam er bald darÃ¼ber hinweg. Der Vater schrieb ihm nie.

Die Erdbeerzeit war die einzige im Jahr, in der der Vater noch Obst aÃŸ. Sie besaÃŸen davon einige Beete neben dem Haus. Immer schon hatte er es abgelehnt, gekauftes Obst zu essen. SÃ¼dfrÃ¼chte waren verpÃ¶nt gewesen. Mochte frÃ¼her die GroÃŸmutter Bananen und Apfelsinen fÃ¼r Manfred besorgt haben, er hatte sich nur an die eigenen Produkte gehalten. Da Ã„pfel und Birnen sich zuletzt als unbekÃ¶mmlich herausgestellt hatten, blieben ihm nur noch die Erdbeeren. Die Mutter sorgte dafÃ¼r, dass er wÃ¤hrend der kurzen Saison tÃ¤glich eine groÃŸe Portion verspeiste.

In jenem Jahr schmeckten sie ihm womÃ¶glich noch besser als frÃ¼her. Sie schlug nach der eigenen Ernte vor, Erdbeeren im Supermarkt zu holen. Er war einverstanden, es wÃ¤re frÃ¼her undenkbar gewesen. Nach den Erdbeeren wollte er weiter Obst essen, sie kaufte Aprikosen, Nektarinen, Pfirsiche und was der Markt sonst bot. Er entwickelte eine wahre Gier nach sÃ¼ÃŸen FrÃ¼chten. Dabei klagte er immer, sie seien ihm zu sauer. Er streute Zucker sogar Ã¼ber die Aprikosen.

Diese Obstkur endete im SpÃ¤tsommer mit anhaltenden DurchfÃ¤llen. Er magerte noch mehr ab und verfiel zusehends. An einem Mittwoch im September stÃ¼rzte er mittags in der KÃ¼che zu Boden und prellte sich dabei den Kopf. Vielleicht war es ein leichter Schlaganfall. Sie schaffte ihn ins Bett und lieÃŸ endlich einen Arzt kommen. Ohne Widerstand zu leisten, lieÃŸ er sich ins Krankenhaus bringen. Die Sprache, die Sinne, der Verstand, alles funktionierte noch leidlich. Der einweisende Arzt sagte, sie mÃ¼ssten den Ausgezehrten dort erst wieder aufpÃ¤ppeln.

In der ersten Nacht auf der Station stand er auf â€“ niemand erfuhr, warum â€“ und stÃ¼rzte mit dem Kopf gegen das Metallgitter des Bettes. Man fand ihn mit schwerem SchÃ¤delhirntrauma. Sie verlegten ihn sofort auf die Intensivstation, wo er drei Tage und vier NÃ¤chte bewusstlos dem Tod entgegentrieb. Am Sonntagmorgen erlosch der Rest seiner Existenz.

Als Manfred nach einem Monat in der Schweiz nach Hamburg zurÃ¼ckkam, fand er den Brief seiner Mutter, die Nachricht vom Tod des Vaters. Die Leiche war schon eingeÃ¤schert, nur die Urne noch nicht beigesetzt, wie er erst spÃ¤ter erfahren sollte. Es verhielt sich damit folgendermaÃŸen: Die Eltern waren vor Jahren auf dem Rathaus gewesen, sie hatten sich fÃ¼r ein anonymes Grab entschieden und dies amtlich registrieren lassen. Du hast dann nicht die Arbeit mit dem Grab, sagten sie ihm. Und: Einen GÃ¤rtner? Das wÃ¼rde dich auch noch mal Geld kosten. Es war beider Wille, und er akzeptierte es.

Erst nach Monaten sah er Verlauf und Stand der Sache klar vor sich: Die Urne war entgegen frÃ¼herer Annahme bei seiner RÃ¼ckkehr noch nicht beigesetzt; EinÃ¤scherung und Bestattung waren ohne jede Feier erfolgt; seine Mutter war beidem fern geblieben; wo genau das anonyme GrÃ¤berfeld auf dem Friedhof war, wusste sie nicht; sie hatte den Friedhof nach dem Tod noch nicht betreten.

Einmal zeigte sie ihm die Rechnung des Bestatters, mit der angeblich etwas nicht stimmte. Daraus ergab sich auch das Datum der Beisetzung: Ende Oktober. Monate spÃ¤ter hieÃŸ es am Telefon, die Nichte habe ihr angeboten, sie einmal zum Friedhof zu bringen. Sie habe sie allein fahren und dort, am Rand der RasenflÃ¤che, ihre Kerze anzÃ¼nden lassen. Sie selbst brauche nicht zum Friedhof zu fahren, um dem Toten nahe zu sein. Nur die SchwÃ¤gerin sei immer noch verstimmt, wie sie gehÃ¶rt habe: Wie habe man ihn bloÃŸ so elend verscharren kÃ¶nnen. Verscharrt!

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Schicksale einer Brieftasche

1. DIE BRIEFTASCHE UND ICH

Sie ist rindsledern, genoppt und hat die MaÃŸe 17 X 11 cm. Die Gebrauchsspuren sind unÃ¼bersehbar: das Leder fleckig, ihr Inneres - durchsichtiges Plastik und Pappe zur VerstÃ¤rkung - hier und da eingerissen. Seit Jahren schon will ich sie ersetzen. Leider finde ich in den KaufhÃ¤usern keine neue in ihrem Format und an ein anderes will ich mich nicht gewÃ¶hnen.

KÃ¶nnte ich sie Ã¼berhaupt beiseite legen? Seit Jahrzehnten begleitet sie mich durch mein Leben. Sie war immer zur Hand und auch geduldig, wenn ich sie unsachgemÃ¤ÃŸ behandelte. Sie war Zeuge vieler Ereignisse. Nur einmal war sie fern von mir und geriet in Gefahr, durch meine NachlÃ¤ssigkeit.

Ich bekam sie als Konfirmationsgeschenk - ich weiÃŸ nicht mehr von wem - und wusste zunÃ¤chst nichts mit ihr anzufangen. Einige Jahre spÃ¤ter flog ich zum ersten Mal nach Berlin und nahm sie mit auf die Reise. Es war ihre Jungfernfahrt und in gewissem Sinn auch meine. Sie hatte ihren Platz in der Innentasche meiner neuen braunen Lederjacke. In Berlin ging ich natÃ¼rlich abends aus. Ich tanzte in einer Disco, dann ging ich zum Tresen und trank etwas. Die Jacke lag unterdessen auf einer weiter entfernten Sitzbank. Es gab keine Sperrstunde. Gegen Morgen war die Jacke noch da, aber die Brieftasche fort, mitsamt Geld und Ausweisen.

An den folgenden Tagen lernte ich noch mehr von Berlin kennen. Ich sprach auf der Flughafenwache vor. Ich erstattete Anzeige auf der Kriminalinspektion in SchÃ¶neberg. Wie nett dieser Polizeibeamte damals zu mir war ... Ich musste fÃ¼r meinen Abflug neue Passbilder machen lassen und tat es ausgerechnet bei einem Aktfotografen in Charlottenburg. Ich war etwas enttÃ¤uscht, sein Studio hatte ich mir verruchter vorgestellt.

Nach der Reise lieÃŸ ich mir daheim einen neuen Personalausweis ausstellen. An dem Tag, an dem ich ihn morgens auf dem Amt abgeholt hatte, kam mittags mit der Post ein dicker Umschlag ohne Absender. Darin: meine Brieftasche,, ohne Geld, mit Ausweis. FÃ¼r ihn hatte ich keine Verwendung mehr, ich gab ihn auf dem Amt ab.

Die Brieftasche teilte von da an mein Schicksal. Sie war dabei, wenn ich eine Stellung suchte. Sie zog immer wieder mit mir um, vom SÃ¼dwesten in den Nordosten, dann nach Nordwesten und schlieÃŸlich etwas mehr in die Mitte. Sie reiste viel mit mir. Sie war dabei, als ich fÃ¼r mich wichtige Menschen kennenlernte.

KÃ¶nnte ich sie jemals wegwerfen? Ausgeschlossen. Wenn ich sie anfasse, berÃ¼hre ich meine Vergangenheit. Da gibt es noch einen stofflichen Zusammenhang mit dem lÃ¤ngst Entschwundenen. Ich frage mich, was aus dem Dieb geworden ist. Lebt er noch? Geht es ihm gut? Der nette Ã¤ltere Kripobeamte ist vermutlich schon tot. Und der Aktfotograf dÃ¼rfte sein Studio inzwischen geschlossen haben. Nur ich und meine Brieftasche, wir treiben uns noch herum.

2. BRIEFTASCHE VERLOREN

Einer muss sie ja gefunden und dann in ihr wie in einem offenen Buch gelesen haben. Er kennt nun meinen Namen, meine Adresse, mein Alter, meine Bank, weiÃŸ, dass ich oft mit der Bahn im Raum Hamburg unterwegs bin. Ferner, dass ich mich zwei Wochen in Berlin in einer Ferienwohnung einquartiert habe, sogar den Mietpreis kann er ablesen. Dazu einige Telefonnummern auf Zetteln, privat und geschÃ¤ftlich. Er oder sie weiÃŸ so viel Ã¼ber mich â€“ ich aber nichts von ihm oder ihr. Ist das nicht unbefriedigend?

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Wie ist es denn passiert? Nicht einmal das kann ich genau sagen, nur einiges vermuten, das sich gegenseitig ausschlieÃŸt. Die letzte Erinnerung an meine Brieftasche: Ich halte sie in der Linken, wÃ¤hrend ich durch einen Bus nach hinten gehe und einen Platz suche. Es war an einem Donnerstag im August auf der Strecke vom Bahnhof M. nach B., Abfahrt 10.30 Uhr. Danach sollte ich sie in die Innentasche meiner Jacke gesteckt haben â€“ sollte ich, aber vielleicht habe ich sie geistesabwesend neben mir abgelegt? Und wer hat sie dann an sich genommen? Im FundbÃ¼ro ist sie nicht eingetroffen.

Ebenso gut kann sie spÃ¤ter in B., von mir unbemerkt, aus der Innentasche gefallen sein, als ich die Jacke der Hitze wegen auszog und im Rucksack verstaute. Es war in jener kleinen Parkanlage neben der Bushaltestelle. Ich setzte den Rucksack auf einer Bank ab, genoss vielleicht beim Umpacken den Blick Ã¼ber den See â€“ und in eben jenen See kann der Finder die Brieftasche geworfen haben, nachdem er die fÃ¼nfzig Euro an sich genommen. Jedenfalls habe ich spÃ¤ter die GrÃ¼nanlage vergeblich abgesucht.

Auch im Schlosspark keine Spur von ihr. Dort habe ich mittags auf einer Bank gesessen, etwas aus dem Rucksack gevespert und, um an mein Essen zu gelangen, die Jacke aus dem Rucksack genommen. Wie leicht kann die Brieftasche dabei herausgefallen sein. Ganz in der NÃ¤he, ich erinnere mich genau, machten vier GÃ¤rtnergehilfinnen Pause. Zwei von ihnen nahmen ihr JÃ¤ten in meiner NÃ¤he wieder auf, wÃ¤hrend ich noch dasaÃŸ. Schon kurz darauf unterbrachen sie die Arbeit erneut, kehrten zu den beiden anderen zurÃ¼ck. Am Nachmittag keine Spur mehr von dem Quartett. DafÃ¼r war nun der Rasen rund um meine Bank frisch gemÃ¤ht. Nicht dass ich einen konkreten Verdacht hÃ¤tte â€¦

Dann kam ich an dem Sommerhaus des berÃ¼hmten, schon lange toten Dichters vorbei. Ich ging nicht hinein. Es war ums Haus sehr unruhig, Filmleute bereiteten Aufnahmen vor. Ich ging einige Meter weiter, Ã¶ffnete zwischen parkenden Autos den Rucksack, um fÃ¼r den Weiterweg die Karte zu studieren â€“ habe ich die Jacke dabei herausgenommen oder nicht? Woran ich mich nur erinnere: Ein Angestellter des Museums trat auf mich zu, ich kÃ¶nne das Haus durchaus besichtigen. HÃ¤tte ich doch nicht abgelehnt â€“ um die Eintrittskarte zu bezahlen, wÃ¼rde ich an der Kasse nach der Brieftasche gegriffen, wÃ¼rde zumindest die Anzahl der mÃ¶glichen Verlustorte um einen verringert haben â€¦

Die RÃ¼ckfahrt trat ich frÃ¼her als geplant an â€“ StechmÃ¼cken hatten mir den Ort schon verleidet â€“ ich wollte sie frÃ¼her antreten, denn vor den Busfahrer hingetreten, griff ich beim Griff nach der Brieftasche ins Leere. Das Weitere kann man sich denken.

Der Kreis hat sich geschlossen. Ich bin weniger unbefriedigt als am Anfang dieser Ãœberlegungen. Zwar bleibt die Brieftasche verschwunden, doch ich erkenne: Ihr Finder weiÃŸ wohl viel Ã¼ber mich, doch ich dafÃ¼r auf lange Zeit so viel mehr Ã¼ber jenen Tag, als ich mir ohne den Verlust jemals ins GedÃ¤chtnis hÃ¤tte zurÃ¼ckrufen kÃ¶nnen; in meinem Kopf sogar mehr Bilder von AblÃ¤ufen, als der reale Tag enthalten haben kann. So gesehen sind wir quitt. (Und den StechmÃ¼cken verdanke ich, noch vor Ende der Dienststunden im Rathaus von B. eingetroffen zu sein. Man war dort sehr hilfsbereit.)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Wiedersehen mit Berlin

I. DIE REISE NACH BERLIN

Ich fahre nach Berlin. Jahrelang ist davon die Rede gewesen, jetzt fahre ich wirklich â€“ nach Berlin, der Stadt der ungeheuren Energien. So steht es bei Musil, ist aber nur ironisch gemeint. Es ist Clarisse in den Mund gelegt, die statt nach Berlin in den Wahnsinn unterwegs ist.

Ich muss die ganze Strecke stehen, denn im Zug ist kein Sitzplatz mehr frei. Dabei habe ich eine Platzkarte, gewÃ¶hnlich bin ich vorsorgend. Doch die Bahn hat statt des Normalzuges, fÃ¼r den ich eine Reservierung besitze, einen Ersatzzug eingesetzt. Ich muss das nicht verstehen â€¦

Von denen, die stehen mÃ¼ssen, bin ich noch am besten dran. Ich stehe in einer gerÃ¤umigen Nische, frÃ¼her einmal mit Telefon ausgestattet, es ist inzwischen abmontiert. An der AuÃŸenwand lÃ¤dt mich ein beinahe Ã¼ppiges Polster zum Anlehnen ein. So hingegossen kÃ¶nnte ich mir wie ein neuer Heiliger Sebastian vorkommen â€“ wenn ich etwas jÃ¼nger wÃ¤re. Unangenehmer Gedanke â€¦

Ich lese lieber im "Kin Ping Meh" weiter, das ich jetzt meistens dabei habe. Der junge Tschen treibt es zur gleichen Zeit mit Goldlotos und Lenzpflaume? Hm, pikant. Und Mondfrau lÃ¤rmt im Palast der Abend- und MorgenrÃ¶te â€¦

In meiner Nische sehe ich nichts von der vorbeifliegenden Mark und bin Ã¼berrascht, dass wir schon in Spandau halten. Die weitere Stadt schiebt sich dann ebenso unsichtbar drauÃŸen vorÃ¼ber. Ich denke vierzig Jahre zurÃ¼ck, an meine erste Reise hierher. Vor der Landung in Tempelhof sind wir Ã¼ber die NeukÃ¶llner Mietskasernen geflogen und dann, schon sehr tief, Ã¼ber die FriedhÃ¶fe neben dem Flughafen. Fensterkreuze und Grabkreuze - ist das nicht schon ein Sinnbild fÃ¼r Leben und Tod in der GroÃŸstadt gewesen? Wenige Wochen spÃ¤ter bin ich spontan nach Berlin umgezogen. Unwiederholbar. Vierzig Jahre sind eine lange und vierzig Jahre sind eine kurze Zeit. Banal, aber wahr.

Heute sehe ich Ã¼berhaupt nichts, schon gar nicht die mir von frÃ¼her vertrauten Orte in der Stadt. Ich bin sechsundzwanzig Jahre nicht mehr hier gewesen und wÃ¼rde mich gern erinnern lassen. Vielleicht wÃ¼rde mir das daheim, fern von Berlin, besser gelingen? Ist auch diese Einfahrt wieder ein Sinnbild? Damals bin ich gewissermaÃŸen aus dem Himmel meiner Ahnungslosigkeit gefallen, heute steige ich vielleicht aus der Tiefe meines begrabenen Vorlebens zur Oberwelt empor.

Jetzt fÃ¤hrt der Zug ins Dunkle, in den neuen Tunnel hinein. Er hÃ¤lt auf dem unterirdischen Bahnsteig. Berlin Hauptbahnhof â€“ ich steige aus, bereit, eine neue Stadt kennenzulernen.

II. BERLIN â€“ DREHBÃœHNE DES LEBENS

Am zweiten Tag in Berlin rief ich ihn an, meinen Ã¤ltesten Freund Ã¼berhaupt. Wir hatten uns lÃ¤nger als zwanzig Jahre nicht gesehen und ich schlug ihm vor, uns vor dem Eingang des KaDeWe zu treffen.

â€žDamit du mich erkennst: Ich habe einen schwarzen Rucksack und in der rechten Hand ein kleines rotes Buch.â€œ â€“ â€žUnd ich habe jetzt einen Irokesen-Haarschnittâ€œ, sagte er. Ich unterdrÃ¼ckte ein Erstau

Dann stieg er aus dem 19er Bus, der inzwischen geadelt war und nun M 19 hieÃŸ. Ich erkannte ihn, den Freund von frÃ¼her, gleich wieder und begann auch die Bedeutung der Frisur zu erahnen. Wir fuhren im Kaufhaus nach oben, wo es beste heiÃŸe Schokolade zu trinken gebe, wie er sagte. Ich nahm trotzdem einen CafÃ© crÃ¨me. Unterwegs kamen wir an den StÃ¤tten zweier EpisÃ¶dchen vorbei, die ich

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

mal in â€žFischverkÃ¤ufer wird Geheimagentâ€œ beschrieben habe. Gott, war das lange her â€¦ Und das ist eine Phrase.

Nachher machte er eine FÃ¼hrung mit mir. Alle diese StraÃŸen und PlÃ¤tze in SchÃ¶neberg kannte ich von frÃ¼her, ich hatte die meiste Zeit in Berlin in der NÃ¤he gewohnt. Auch ich war hier in vielen NÃ¤chten unterwegs gewesen. Er fÃ¼hrte mich rasch zu immer neuen GeschÃ¤ften, Bars, CafÃ©s. Wir sahen meistens nur kurz hinein und an vielem gingen wir bloÃŸ drauÃŸen vorbei. Nur in zwei Buchhandlungen und in einem CafÃ© verweilten wir lÃ¤nger. Mir kamen diese Stunden mit ihm wie ein Akt der Desensibilisierung vor. Es war ja so: Ich hatte dieser Welt vor langer Zeit schon den RÃ¼cken gekehrt und mich seitdem je lÃ¤nger, je mehr vor einem erneuten Blick in sie hinein ein wenig gefÃ¼rchtet. WÃ¼rde es mich noch beunruhigen?

Die Szene war breiter und vielfÃ¤ltiger geworden. Ich prÃ¼fte mich: Es war kein Neid, was ich empfand â€“ ich gÃ¶nnte es den JÃ¼ngeren von heute. Ich freute mich fÃ¼r sie und staunte Ã¼ber ihre MÃ¶glichkeiten, Ã¼ber die Ausstattung der Kneipen, die bunte Warenwelt der LÃ¤den. Wir gingen durch ein GeschÃ¤ft, das Uniformen fast jeder Art anbot, darunter auch echte Polizeiuniformen. Wir lachten Ã¼ber das darÃ¼ber angebrachte Schild: Verkauf zulÃ¤ssig nur an Polizisten und Schauspieler!

Er hatte zum Schluss noch eine Ãœberraschung fÃ¼r mich. Wir standen vor dem Eingang einer frÃ¼heren Disco, meiner allerersten Stammkneipe. Damals war ich blutjung gewesen und hatte klingeln mÃ¼ssen und sie hatten mich zuerst nicht hineinlassen wollen â€¦ Jetzt stand die TÃ¼r schon am frÃ¼hen Abend fÃ¼r jeden weit offen. Im Ãœbrigen schien alles unverÃ¤ndert. Wir bogen um die Ecke und ich hatte den Tresen vor mir. Auf einmal griff meine Hand nach meiner Herzgegend. Die Brieftasche! Hier war sie mir damals gestohlen worden, dann hatte ich sie per Post geplÃ¼ndert zurÃ¼ckerhalten. Meine alte Brieftasche und ich, wir trieben uns noch immer herum, wir waren jetzt an diesen Ort zurÃ¼ckgekehrt â€¦

Die Szene verwandelte sich wie in jenen TrÃ¤umen, in denen die Orte unserer Erinnerungen sich Ã¼berlagern, ineinander flieÃŸen. Der Tresen erschien mir plÃ¶tzlich verkÃ¼rzt und wo die TanzflÃ¤che gewesen war, begannen jetzt dunkle HÃ¶hlen. Mein Freund zog mich ein StÃ¼ck hinein. Unheimlich, es war unheimlich. Nicht dass mir dunkle RÃ¤ume wie diese Angst machen konnten â€“ ich hatte sie erlebt und hinter mir gelassen. Unheimlich war vielmehr dieses Zusammenziehen aufeinander folgender Abschnitte des Lebens an einem einzigen Ort. Die SchauplÃ¤tze unserer Geschichte verwandeln sich also nicht nur, sie haben ihr Eigenleben und folgen selbst verspÃ¤tet unseren Vorlieben? Wieder kam mir das Wort von Hans Henny Jahnn in den Sinn: Wir sind nur die SchauplÃ¤tze von Ereignissen. Und die SchauplÃ¤tze verlagern sich eben, autonom sind allein die Ereignisse.

Ich ging schnell auf die StraÃŸe. Der Barmann rief uns etwas hinterher, ironisch bedankte er sich fÃ¼r unseren kurzen Besuch.

III. BERLIN â€“ DA HAB ICH MAL GEWOHNT â€¦

Nach Berlin habe ich mich mit neunzehn selbst verpflanzt. Erst dort bin ich geworden, was ich seither mehr oder weniger geblieben bin. Ich war jetzt neugierig auf die HÃ¤user, in denen ich seinerzeit gelebt hatte. Zweierlei Vergleiche waren zu ziehen: die Gegenwart der Vergangenheit gegenÃ¼berzustellen und die Erinnerung an die Orte den Orten selbst.

Ich habe zum Beispiel nicht mehr gewusst, wie prÃ¤chtig die neobarocke Hausfassade meiner ersten Unterkunft an der UhlandstraÃŸe aussieht. Nun, ich hatte da nur ein Zimmer im Hinterhaus, das natÃ¼rlich Gartenhaus hieÃŸ â€“ doch von Garten damals keine Spur. Ich weiÃŸ noch, dass ich vom Zimmerfenster gern durch eine HÃ¤userlÃ¼cke in die FasanenstraÃŸe hineinsah. Dabei fiel mein Blick auf die rote AuÃŸenbeleuchtung einer Bar, die ich nie betreten habe. Ich ging jetzt um den Block und

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

fand zwar die Bar nicht mehr, dafÃ¼r einen schÃ¶nen Garten in der BaulÃ¼cke und mitten im Garten das heutige Literaturhaus. In Bulgakows â€žDer Meister und Margaritaâ€œ spielt ein solches Literatenhaus eine groÃŸe Rolle, dieses hier scheint mir fÃ¼r eine Verfilmung des Stoffs bestens geeignet. Vielleicht haben auch sie eine gute KÃ¼che.

Von der Charlottenburger UhlandstraÃŸe bin ich an den Anfang der KeithstraÃŸe in SchÃ¶neberg gezogen, in ein Institut, das sich Boardinghaus nannte. Die GebrÃ¤uche dort muten heute seltsam an: In den winzigen Appartements gab es kein Telefon nach drauÃŸen. Wer zu sprechen gewÃ¼nscht wurde, den rief die Concierge per Hausapparat an den groÃŸen in ihrer Loge. Und dann fasste man sich lieber kurz. Die Mieter oder vielmehr GÃ¤ste besaÃŸen auch keinen HaustÃ¼rschlÃ¼ssel. Wenn ich um vier morgens aus den Bars nach Hause kam, musste ich klingeln. Oft hatte die Concierge selbst die ganze Nacht mit Freunden durchzecht und Ã¶ffnete mir mit schrillem Lachen. Lachte sie Ã¼ber mich? Das Haus, obwohl erst in den Sechzigern gebaut, steht nicht mehr. Das erfÃ¼llt mich jetzt mit Befriedigung.

Bleibe Nr. 3 war ein groÃŸes Zimmer im obersten Stock eines GrÃ¼nderzeithauses nahe am Wilmersdorfer Hohenzollernplatz. Die groÃŸen Wohnungen waren fast alle aufgeteilt und jedes Zimmer mit eigener Kochecke ausgestattet, nur die Parterrewohnung komplett an eine groÃŸe Familie vermietet. Von allen Berliner Vierteln, in denen ich mal untergekommen bin, gefÃ¤llt mir dieses heute am besten. Es ist eine auf bequeme, unaufdringliche Weise noble Gegend. Am Haus stellte ich auÃŸen keine grÃ¶ÃŸeren VerÃ¤nderungen fest. Doch vermute ich stark, dass keiner der damaligen Bewohner noch dort lebt. Und selbst wenn â€“ jene stattlichen jungen FamiliensÃ¶hne aus dem Erdgeschoss wÃ¤ren heute selbst alte MÃ¤nner.

Von Wilmersdorf bin ich dann nach Moabit gezogen, in meine erste richtige Wohnung. Allerdings hÃ¤tte ich da gar nicht wohnen dÃ¼rfen. Diese verzwickte Geschichte kursiert unter dem Titel â€žDrei Zimmer, KÃ¼che, Badâ€œ schon lÃ¤nger im Internet. Leider musste ich jetzt hÃ¶ren, dass jener, der mir die Wohnung damals Ã¼berlassen hat, weder in Berlin noch Ã¼berhaupt unter den Lebenden mehr weilt. Ich stand vor der frisch renovierten Fassade und wunderte mich: Das Haus war hÃ¶her, als ich es in Erinnerung gehabt hatte. GewÃ¶hnlich geht es uns doch umgekehrt.

Dann meine letzte Berliner Wohnung, wieder in der KeithstraÃŸe, in einem damals neuen Haus, dicht am Landwehrkanal. Vier Jahre habe ich dort gewohnt, fast die HÃ¤lfte meiner Zeit in der Stadt. Bis auf eine leichte Aufhellung der Fassade erschien mir alles unverÃ¤ndert â€“ als schrieben wir noch das Jahr 1976. Ich stand vor dem Hauseingang, genau da, wo uns damals, mich und meinen amerikanischen Freund, ein Unbekannter eines Morgens fotografiert hatte und dann rasch weggefahren war. Ich habe nie erfahren, wer es war und was er damit bezweckte. Auch diese Geschichte habe ich beschrieben: â€žSoldatenliebeâ€œ heiÃŸt der Text.

Ich mache mir jetzt klar, dass der GroÃŸteil meines Lebens sich schon in Literatur verwandelt hat oder sich noch laufend darin verwandelt. Texte bleiben Ã¼brig, wenigstens eine Weile, Texte und Zeichen.

(Geschrieben 2009)

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Liebestod mit Doubles

1

Ich war Hoffmanns Kameramann beim Interview mit Marian Matecki, dem Regisseur von "Liebe und Tod in Masuren". Jaron saÃŸ neben Olek und dem Filmemacher auf dem Podium und sagte kein einziges Wort. Mein Gott, wie schÃ¶n er war â€¦ Und wie gleichgÃ¼ltig war mir jetzt das, was der Meister auf Englisch von sich gab. Dabei sagte Matecki nichts Ã¼ber die Finanzierung des Films: deutsches Geld fÃ¼r polnische Filmkunst. Jaron sah stÃ¤ndig zu ihm hinÃ¼ber und ich brachte Jaron so gut wie nur mÃ¶glich ins Bild: sein dunkelblondes Haar Ã¼ber dem RundschÃ¤del, das ebenmÃ¤ÃŸige, friedvolle Gesicht, die StÃ¤mmigkeit andeutende Schulterpartie. Wie Hoffmann spÃ¤ter einmal sagte: Er war ein gÃ¶ttliches Landei, wenn auch in Wahrheit aus Warschau kommend. Aber er hatte einen MÃ¶rder aus Masuren gespielt, nach einem authentischen Fall â€¦ Der schwarzhaarige, schlaksige Olek sagte ab und zu etwas Kluges.

Nachher gingen wir alle in die "Bar Zopot". Marian redete unaufhÃ¶rlich weiter, so als wÃ¤re das Mikrofon noch nicht abgeschaltet, und schob zugleich fÃ¼r die Presseleute Olek ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Olek war im Film von Jaron erdrosselt worden, dafÃ¼r jetzt umso lebhafter â€¦ Jaron saÃŸ allein und selbstzufrieden, so schien es von weitem, an seinem kleinen Tisch an der Seitenwand und trank Pilsner aus der Flasche. Ich setzte mich zu ihm, schaute ihn an. Aber er sah nur stumm zu mir herÃ¼ber, ausdruckslos. Er kam mir vor wie ein Stein, den man erst glattreiben, polieren mÃ¼sste, damit er glÃ¤nzt. Ich fing damit an, stellte ihm auf Englisch eine Frage: Ob er mit der Ã¼berwiegend positiven Reaktion des Publikums gerechnet habe, zufrieden sei? Er schwieg eine Weile und sagte dann auf Deutsch, das er erstaunlich gut sprach, mit nur wenig Akzent: â€žIch weiÃŸ nicht. Das ist so eine Sache â€¦â€œ Ich verstand ihn sofort, er wollte nicht auf Rollen wie diese festgelegt werden.

Jaron war vierundzwanzig und sah viel jÃ¼nger aus. Im Film nahm man ihm ohne weiteres den NeunzehnjÃ¤hrigen ab. So unverbraucht und fast unberÃ¼hrt er wirkte, er war schon lÃ¤nger im Ausland gewesen, auch ein knappes Jahr in Berlin. â€“ â€žUnd was hast du da gemacht?â€œ â€“ â€žBin viel sp gegangen. Und hab ein bisschen Tanzen gelernt.â€œ Auch das Ã¼berraschte mich, dabei konnte es das kaum, gehÃ¶rt Tanzen doch zu diesem Beruf. Aber ich sah noch so sehr den Arbeiter vom Land in ihm, den er im Film gespielt hatte, als sÃ¤ÃŸen wir zwei nicht in einer Bar in Warschau und versuchten ein GesprÃ¤ch Ã¼ber das Handwerk des Filmemachens zu fÃ¼hren.

â€žDu hast vorhin nichts gesagt und sie haben dir auch keine einzige Frage gestellt.â€œ â€“ â€žIst schon okay. C kann das besser. Und wer spricht schon gern mit einem MÃ¶rder â€¦â€œ Das hÃ¤tte ein kleiner Scherz sein kÃ¶nnen, wenn er dazu gegrinst oder es wenigstens um die Mundwinkel gezuckt hÃ¤tte. Er blieb noch immer ausdruckslos und sah mich kaum an, sogar dann noch nicht, als ich ziemlich plump ergÃ¤nzte: â€ž â€¦ vor allem nicht, wenn es ein schwuler MÃ¶rder ist und einer, der nicht mal ein richtiges Motiv hat.â€œ

Auf einmal sagte er, er wÃ¼rde gern wieder eine Weile in Berlin sein. Da kÃ¶nne er versuchen, Kontakte zu knÃ¼pfen, und wÃ¼rde vielleicht sogar ein Angebot bekommen. Keine Frage, dass ich ihm gleich anbot, bei mir zu wohnen. Und so fuhr er schon am nÃ¤chsten Tag mit mir und der Dokufilm-Crew nach Westen. Als wir Ã¼ber die Oder rollten, legte er kurz seine Hand auf meinen Oberschenkel und zog sie nach Sekunden wieder zurÃ¼ck, mehr nicht. Doch mir kamâ€™s nachher lange und nachdrÃ¼cklich vor.

2

Ich kÃ¼sste ihn aufs rechte Schulterblatt, als er am zweiten Tag in Berlin einmal vom KÃ¼chenfenster in den Hof sah. Er trug nur ein hellgraues, Ã¤rmelloses Unterhemd, das diese

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

mÃ¤chtigen Schaufeln und die gebrÃ¤unten Muskelkugeln seiner Oberarme nackt zeigte: verlockend. Jaron lieÃŸ es geschehen, weiter ernst dreinblickend, stumm bleibend. Nur aus der nachgiebigen Reaktion seiner Haut und dem leichten Vibrato der Atmung schloss ich, dass es ihm nicht unangenehm war. Meine Hand berÃ¼hrte seinen Nacken, strich am Hinterkopf Ã¼ber das leicht lockige, sehr dunkle Blond seiner Haare. Er blieb passiv, seufzte leicht. War es schon lustvoll fÃ¼r ihn? Ich wollte ihm Zeit lassen und wandte mich ab, fragte nach seinen PlÃ¤nen. Er hatte keine oder verriet sie nicht und zuckte mit den Achseln.

Einige Tage spÃ¤ter versuchte ich es abends wieder, mit mehr Erfolg. Er stand mitten im Wohnzimmer, unschlÃ¼ssig wirkend. Ich berÃ¼hrte sanft seine Brust, die von einem sehr knappen, dunkelblauen T-Shirt umspannt war. Jaron sagte: â€žWarum ziehst du es mir nicht aus?â€œ Ich versuchte es und tat mich schwer damit. Der leichte Baumwollstoff verhakte sich erst am Ãœbergang vom SchultergÃ¼rtel zum Hals und wollte sich dann nicht Ã¼ber den Kopf streifen lassen. Ich brach es ab: â€žIch will dich ja nicht strangulieren.â€œ Da lachte er leise und befreite sich selbst mit einem Ruck. Die Bewegung fÃ¼hrte mir spielerisch seine gesamte Brust-, Arm- und Schultermuskulatur vor. Wie krÃ¤ftig er war, krÃ¤ftig und schÃ¶n. Erstmals sah ich jetzt seinen massiven und dabei wunderbar modellierten OberkÃ¶rper ganz nackt und vor allem real vor mir â€“ ich hatte ihn so bisher nur im Film gesehen. Bald zog er mich an sich und warf uns beide in einen Sessel. Da lagen wir sehr beengt halb aufeinander, ich konnte mich kaum bewegen. Er hatte etwas mehr Spielraum fÃ¼r seinen rechten Arm und streichelte mein Gesicht. Ich kÃ¼sste seine Flanke unterhalb der AchselhÃ¶hle, dann eine Brustwarze. Wir schmusten ziemlich lange. Ich spÃ¼rte seinen Atem in meinem Bart. Wollten wir uns drÃ¼ben hinlegen? Nein, er wollte nicht: â€žEin anderes Mal.â€œ Er verschwand in seinem Zimmer und ich sah ihn den ganzen Abend nicht mehr.

AllmÃ¤hlich entdeckte ich ein Muster in seinem Verhalten, das mir dann vertraut wurde, es vielleicht gar nicht erst zu werden brauchte. Ich entdeckte es nur wieder, wir vollzogen da etwas uns Eingeschriebenes, so kam es mir vor. Jaron stand immer wieder verlockend vor mir, lieÃŸ sich anfassen, wurde selbst zÃ¤rtlich und entfernte sich dann mit grÃ¼belndem Gesichtsausdruck. Ich wurde nie Ã¤rgerlich, ich sah ja, langsam kamen wir uns nÃ¤her. Meine Neugierde auf ihn und den Fortgang der Geschichte wuchs.

Er ging wenig aus, war manchmal im Sportstudio oder ging wirklich wieder spazieren. Er suchte keine Kontakte, er kannte auÃŸer mir und Hoffmann keinen Menschen in Berlin. War er allein meinetwegen hergekommen, blieb er nur, um mir noch nÃ¤her zu kommen? Ich wusste es nicht.

Zehn oder vierzehn Tage waren vergangen und wir lagen nun doch nackt auf dem Bett nebeneinander. Jaron machte mir gerade klar, dass keiner, auch ich nicht, in ihn eindringen durfte. Bei mir hat er es danach auch selbst nie versucht. Er sagte: â€žIch bin nicht wie die meisten von euch â€¦â€œ â€“ â€žAch wo, d bloÃŸ noch sehr jung, acht Jahre jÃ¼nger als ich. Ging mir frÃ¼her ebenso.â€œ Wir liebten uns also wie sehr junge Burschen, minimalistisch und mit viel GefÃ¼hl. Dabei sah er noch knabenhafter aus als sonst. Nachher fragte er: â€žWeiÃŸt du, dass ich im Film gedoubelt wurde? Man kann es im Abspann lesen, aber die meisten tun es nicht.â€œ Es war auch mir entgangen und ich verstand das, was er damit sagen wollte, auf diese Weise: Ich bin jetzt Adam â€“ Adam, den er im Film verkÃ¶rpert hatte, nur eben nicht in letzter Konsequenz. Oder noch genauer gesagt: Ich bin wieder Jaron, wie er Adam spielt.

Von da an fÃ¼hrten wir es immer wieder auf. Wir sprachen noch nicht darÃ¼ber. Auch ich tauchte in die Filmszenen ein, als wÃ¤re ich Karol, von Olek dargestellt. Und sah ich Olek tatsÃ¤chlich nicht ein wenig Ã¤hnlich? Also war ich von nun an Karol, sein VerfÃ¼hrer, nein, ich war es schon zu Beginn gewesen.

Jaron selbst erschien mir wie ein Ã¼beraus reizvolles PortrÃ¤t vor einer groÃŸen, leeren weiÃŸen Wand. Er sprach nie Ã¼ber seine Vergangenheit in Polen. Nichts erfuhr ich Ã¼ber Verwandte, Freunde, andere Beziehungen. Wir redeten Ã¼berhaupt nur wenig, wenn wir uns nahe waren, und berÃ¼hrten unser VerhÃ¤ltnis zueinander im GesprÃ¤ch nicht. DafÃ¼r diskutierten wir einige Male Ã¼ber den

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Film, der ihn bekannt gemacht hatte. Wie plausibel war der Schluss, warum tÃ¶tet Adam den Geliebten? â€žGewiss, er hat viel Stress gehabt - â€œ, sagte ich. â€“ â€žJa, das ist wahr, aber nur die eine Seite ist seltsam, dass die meisten Zuschauer mit dem Schluss nicht klarkommen.â€œ Jaron sagte, als Adam habe er sich unmittelbar vor dem Mord seelisch auf dem absoluten HÃ¶hepunkt gefÃ¼hlt, eine Vereinigung zweier MÃ¤nner, so innig wie nur mÃ¶glich, unwiederholbar. â€žDa war nur noch Abgrund rundherum. Und da ist er eben gesprungen â€¦â€œ â€“ â€žIndem er als Erstes den Freund tÃ¶tet? Bringt Adam s denn nach dem Mord selbst um? Das zeigt der Film nicht.â€œ â€“ â€žDas ist doch gleichgÃ¼ltig. Er ist au jeden Fall nur noch eine leere HÃ¼lle.â€œ

Ich lernte von Jaron, wie Kontemplation zu Entgrenzung fÃ¼hrt. Wir lagen oft ein, zwei Stunden lang, uns nur zeitweise sachte einander berÃ¼hrend, auf dem Bett. Er verlangte es so, ich gewÃ¶hnte mich rasch daran. Nichts geschah. Wir atmeten nur leicht, sprachen nicht. Seine Gegenwart wurde Ã¼bermÃ¤chtig, Ã¼bergegenwÃ¤rtig. Zugleich erweiterten sich mein Bewusstsein, mein WahrnehmungsvermÃ¶gen, mein ZeitgefÃ¼hl ins Unermessliche. Sollte ich den endlich erreichten Zustand GlÃ¼ck nennen? Nein, es war kein GlÃ¼ck - er und ich, wir waren einfach die Welt. Einmal nahm ich dabei seine HÃ¤nde in meine und fÃ¼hrte sie an meine Kehle und Ã¼bte Druck aus. Er entwand sich meinen HÃ¤nden und umfing mit seinen dann meinen Kopf, hielt ihn, sagte: â€žNein, das nicht. Oder noch nicht.â€œ

Eine Woche spÃ¤ter kam ich von der Arbeit heim und er war ausgezogen. Auf meinem Schreibtisch lag ein Brief von ihm: â€žLieber Kameramann, du hast alles so schÃ¶n aufgenommen. Was zwischen uns sein konnte, alles oder fast alles. Ich lasse dich mit dem Material jetzt eine Weile allein hier. Ich bin schon in Polen, wenn du das liest. Matecki will wieder mit mir drehen. Aber unser Film hier ist auch noch nicht zu Ende. Ruf mich jetzt nicht an, ich muss arbeiten.â€œ

3

Einige Tage nach Jarons Abreise war ich mit Hoffmann im Spreewald. Wir bereiteten in LÃ¼bben einen touristischen Werbefilm vor. Auf der RÃ¼ckfahrt wurde er persÃ¶nlich: â€žDu wirkst so bedrÃ¼ckt, schon den ganzen Tag Ã¼ber. Ist es, weil das liebe Pfannkuchengesicht nach Polen heimgefahren ist? Wir sollten mal darÃ¼ber reden â€¦ Er kam auf dem Weg zum Bahnhof bei mir vorbei. Das wusstest du wohl nicht? Er war ab und zu bei mir.â€œ

Ich versuchte ihm auszuweichen. â€žHabt ihr Ã¼ber den neuen Film gesprochen? Matecki bietet ihm eine Rolle an â€“ das ist alles, was ich weiÃŸ.â€œ â€“ â€žJaron wollte erst nichts mehr mit Matecki machen, nic alten Stil, aber der neue Stoff hat es in sich, ganz was anderes. SpektakulÃ¤r und doch sehr eingÃ¤ngig. BewÃ¤hrtes Erfolgsrezept: mit Wurst nach Speckseite werfen.â€œ â€“ â€žWorum gehtâ€™s?â€œ â€“ â€žSto das ist natÃ¼rlich abgedroschen. Aber die Hauptrolle, das ist jetzt ein Geiselnehmer auf einer Geriatrischen Station, mit drei Krankenschwestern zur Garnierung. Tu meiner Oma nichts an, das wird zÃ¼nden, garantiert. Und unser Jaron wird es wieder stemmen â€¦â€œ

Ich sagte, dann wÃ¼rde er diesmal ohne Double auskommen, oder? â€“ â€žJa, wenn er nicht auf dem Motorrad zur Klinik brausen muss. Das Motorradfahren war letztes Mal gedoubelt, nur das.â€œ â€“ â€žDe richtige Sex doch auch â€¦?â€œ â€“ â€žNein, das ist eine Legende fÃ¼rs breite Publikum. Es nÃ¼tzt ihm.â€œ

Ich hatte daran zu kauen. Da brach schon ein StÃ¼ck weg aus dem Bild, das ich noch von ihm hatte. Ich wollte nicht mehr reden, schwieg lange, Hoffmann lieÃŸ mich in Ruhe. Erst auf dem Berliner Ring kam er mit dem heraus, worum es ihm wirklich ging. â€žJaron ist ein bisschen in Sorge um dich. Du kÃ¶nntest ihn vermissen, stark vermissen, allzu stark. Schau, irgendwann wirst du ihn wieder vor dir haben. Und dann wird sich das Weitere ergeben. Bis dahin: Tu dir nichts an. Versprochen?â€œ

â€žHoffmann, wie kommst du darauf? Das wÃ¼rde ich nie tun, vorzeitig in den Tod gehen, solange noch Aussicht auf einen viel schÃ¶neren spÃ¤ter besteht.â€œ â€“ â€žGut fÃ¼r dich, wenn du schon wieder W

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

darÃ¼ber reiÃŸen kannst.â€œ Er begriff nicht, dass es mir ernst war. Jaron wird wiederkommen oder auch nicht. Ich weiÃŸ nicht, was ich mir wÃ¼nschen soll. Er ist ja nicht einmal wirklich fort, er ist mir doch immer ganz nah.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der Einmannstreik

Nach dem Mittagessen bin ich gleich auf meine Etage gefahren, ins Zimmer gelaufen und habe mich aufs Bett geworfen. Ich habe diesen Vormittag von mir abschÃ¼tteln wollen wie ein Hund die NÃ¤sse. Es hat nicht funktioniert, ich bin wieder aufgestanden und sitze nun da und schreibe es mir von - nein, doch nicht von der Seele. Das wÃ¤re einfach nur lÃ¤cherlich. Und ich befÃ¼rchte auch nichts.

Beck hat heute Morgen, wie angekÃ¼ndigt, seine BGB-Klausur schreiben lassen, Ã¼ber Schuld- und Sachenrecht. Eine Woche lang hatte er uns juristische Frischlinge durch diesen Riesenstoff gehetzt. Wir waren ja gewarnt. Kollegen erkundigten sich bei anderen Kollegen daheim und hÃ¶rten, wie es frÃ¼her bei Beck schon einmal abgelaufen war. Da verabredeten wir uns, zu Beginn der Klausur gemeinsam zu prÃ¼fen, ob wir uns seinen Aufgaben gewachsen fÃ¼hlten â€¦ Mit wir meine ich zwei oder drei Dutzend von uns. Wir standen gestern Morgen im Hof zusammen und beratschlagten. Und im Ã¤uÃŸersten Fall wollten wir streiken.

Dieser Beck wird die HyÃ¤ne genannt. Es ist durchgesickert, dass er beste Chancen hat, Dr. Friedrichsen als Leiter der Akademie zu beerben. Das hieÃŸe allerdings, der Inkompetenz in Person die Krone aufzusetzen. Beck ist unfÃ¤hig, Lehrstoff zu vermitteln. Er trÃ¤gt bloÃŸ in wahnwitzigem Tempo vor, einen Vormittag lang, ohne ein einziges Mal Kontakt auch nur zu einem von uns aufzunehmen. Keine RÃ¼ckfragen bei den HÃ¶rern, keine Gelegenheit, Fragen an ihn zu stellen. Er sieht uns kaum an.

Wir sahen heute Morgen die hektographierten BlÃ¤tter durch und waren uns schnell einig: viel zu schwer. Und wir alle (glaubte ich zunÃ¤chst), die wir uns verabredet hatten, und noch einige mehr, standen auf und trugen ihm die BÃ¶gen nach vorn. War ich ihr Sprecher, als ich die Aktion kurz begrÃ¼ndete? Dann war ich es spontan geworden.

Beck, ohnehin immer kÃ¤seweiÃŸ, konnte nicht noch bleicher werden. Er schien mir nur etwas nervÃ¶ser als sonst. Er sagte, er akzeptiere es nicht. Das sei ja Boykott, er werde es unseren Betrieben melden. Ich hÃ¶rte ihm schon nicht mehr zu, ich drehte mich um und kehrte zu meinem Platz zurÃ¼ck. WÃ¤hrend ich durch die Reihe nach hinten ging, fiel mir Weber auf â€“ das ist einer von denen aus Frankfurt. Er und Heinz stecken viel zusammen, sie sitzen im Kasino am gleichen Tisch. Weber ist einer von den Gescheitesten hier, immer munter, immer vorlaut. Ich finde alles an ihm hÃ¤sslich, sein dÃ¼rftiges schwarzes BÃ¤rtchen, sein schief geschnittenes Gesicht, seine ganze hervorsprudelnde, unverschÃ¤mte Art â€¦

Weber klopfte Beifall. Er trommelte ihn mit der linken Faust auf die Arbeitsplatte seiner Bank, auf diese Weise unterstÃ¼tzte er uns. Und gleichzeitig begann er mit rechts schon zu schreiben, fing bereits mit der LÃ¶sung der ersten Aufgabe an. Ich hÃ¤tte ihn am liebsten am Bart oder sonst wo gerissen â€“ ausgerechnet er hatte am Vortag am lautesten fÃ¼r den Boykott geworben.

Vielleicht hÃ¤tte ich jetzt mehr auf Beck hÃ¶ren sollen. Er schien Eindruck zu hinterlassen. Die Ersten von uns standen schon auf und gingen nach vorn und holten sich in der Haltung von geprÃ¼gelten Hunden ihre BÃ¶gen zurÃ¼ck. Es wurden immer mehr. Dann waren noch acht oder neun Ã¼brig, die sich ansahen und sitzen blieben.

Beck nahm die restlichen BÃ¶gen an sich und begann sie an die verbliebenen Streikenden zu verteilen. So erhielt auch ich als Letzter von allen meine Aufgabenstellung zurÃ¼ck. Ich sah mich um â€“ jetzt traf ich auf keinen Blick mehr. Vor mir nur noch Ã¼ber die BÃ¤nke gebeugte HinterkÃ¶pfe. Was fÃ¼r Nieten, nur lauter Nieten hier â€¦ Und Heinz? Er hatte sich uns von Anfang an nicht angeschlossen.

Beck sagte, ich mÃ¼sse in jedem Fall dableiben.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Da nahm ich die BÃ¶gen wieder an mich und begann erst im Kopf, dann auf dem Papier zu formulieren. Nach ein paar Minuten hatte ich den Text fertig. "Nach meiner Ãœberzeugung", schrieb ich, "war es objektiv unmÃ¶glich, in nur einer Woche das zur LÃ¶sung der hier gestellten Aufgaben erforderliche Wissen zu erwerben. Ich lehne es daher ab, den zwangslÃ¤ufigen Nachweis eines unzureichenden Unterrichts zu liefern, und verweise gleichzeitig auf die Ergebnisse in der vorangegangenen Klausur zu Erb- und Familienrecht. Dort standen Aufgabenstellung und QualitÃ¤t des Unterrichts im angemessenen VerhÃ¤ltnis zueinander."

Ja, vor Beck war Schliemann gekommen, einer der wenigen guten Dozenten bisher. Und bei ihm habe ich in der Klausur mit â€žSehr gutâ€œ abgeschnitten.

Ich schob die BlÃ¤tter von mir weg und begann, aus dem Fenster zu schauen. Ringsum wurde abwechselnd gegrÃ¼belt und geschrieben. Ihr werdet euch bewÃ¤hren, Beamtenseelen, die ihr seid â€¦ Ich musste mich auf andere Gedanken bringen.

Beck ging viel die GÃ¤nge auf und ab. Gelegentlich fasste er mich ins Auge. Ich versuchte, mein Gesicht Gleichmut ausdrÃ¼cken zu lassen. Doch war ich in Wahrheit sehr angespannt. Nicht wegen Beck, nein, ich hatte nur ein deutliches Bewusstsein davon, dass die anderen auch eines von mir hatten, wÃ¤hrend sie sich den Kopf Ã¼bers BGB zerbrachen. Wahrscheinlich war ich bei den meisten jetzt nur im Hinterkopf vorhanden, als einer, den es auch noch gibt, und zwar jenseits eines aus dem Bewusstsein nicht ganz ausblendbaren Grabens zwischen uns.

Weber schrieb jetzt mit hastigen, eckigen Armbewegungen. Eine zehnte oder elfte Muse schien ihn gekÃ¼sst zu haben. Da hatte ich ja einen Abteilungsleiter von morgen vor mir â€¦ In seiner NÃ¤he kam Heinz nur stockend voran, natÃ¼rlich. Er wird der ewige Untergebene sein â€“ geht mich nichts an. Ich machte mir klar, dass auch er nur einer von diesen anderen ist, und dabei Ã¼berkam mich allmÃ¤hlich ein GefÃ¼hl von Ruhe und Zufriedenheit. Alles kam wieder in seine rechte Ordnung.

Ich musste wirklich an etwas anderes denken, ich zwang mich also dazu, so wie ich jetzt gern meinen dummen Solostreik hier verlasse und zu meiner Erholung zu anderem Ã¼bergehe â€¦

In Berlin war ich am Freitagabend im MC Gunnar Ã¼ber den Weg gelaufen und er hatte mich fÃ¼r den Abend darauf zu einer Fete eingeladen. Ich kannte alle, die zu ihm kamen, nur Gunnars Mutter noch nicht. Sie ist eine von diesen grÃ¤sslich aufdringlichen alleinstehenden Ã¤lteren Frauen, die vor Alles-verstehen-wollen Ã¼berflieÃŸen und dabei rein gar nichts begreifen. Es war also nicht sehr amÃ¼sant, und ich war froh, als ich endlich mit dem Nachtbus vom Wedding zum Zoo fahren konnte. In der Rio-Bar stieÃŸ ich gleich auf Rufus. Er schleppte mich ins MC, und wir tanzten dort viel zusammen. Dann schwatzten wir uns fest und saÃŸen bis zum Morgengrauen herum. Ich versuchte ihm klarzumachen, wie nÃ¶tig gerade er es habe, sich mit Kinsey und noch mehr mit Adorno zu befassen. DarÃ¼ber gerieten wir in heftigen Streit. Als wir beide erschÃ¶pft, doch immer noch etwas erbost, schwiegen, fÃ¼hlte ich auf einmal, wie dumm das alles von mir gewesen war. Wie sehr mochte ich ihn verletzt haben? Aber da gestand er von sich aus schon Ã¼berraschend ein, er sei sehr froh, mit mir solche Diskussionen fÃ¼hren zu kÃ¶nnen. Am Theater sei das geistige Niveau allgemein so niedrig, dass er dort kaum einmal Gelegenheit zu ernsthaften GesprÃ¤chen finde. Ich war verdutzt: Obwohl ich mich nicht besonders zum Theater hingezogen fÃ¼hle, habe ich doch eine recht hohe Meinung von der BÃ¼hne und den Theatermenschen.

Berlin war also wie immer gewesen, sehr gesellig, ohne im Mindesten befriedigend zu sein.

Die Zeit war noch immer nicht um. Ich fÃ¼hlte mich schon besser, ruhiger. Und plÃ¶tzlich dachte ich Ã¼ber den BankÃ¼berfall neulich in MÃ¼nchen nach, die Geiselnahme in der Deutschen Bank. Es ist jetzt herausgekommen, dieser RÃ¤uber Rammelmayr, der mit dem Motorrad, der war schwul. Und wie die SÃ¼ddeutsche Zeitung berichtet, hat er fÃ¼r den Kauf seiner Maschine sogar einen ordentlichen Bankkredit bekommen. Jetzt posiert der Freund des toten Rammelmayr in schwarzer

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Lederjacke und Blue Jeans mit dem Motorrad des Toten fÃ¼r die Presse. Der Freund sagt, der Rammelmayr habe einmal Priester werden wollen und immer die griechischen Philosophen gelesen. MerkwÃ¼rdig, dass man auch unter Gewaltverbrechern, ich meine, unter den wirklich kapitalen, so oft Homosexuelle findet. Traut man uns das vielleicht nicht zu?

Die HyÃ¤ne sagte, die Zeit sei um, verlangte, dass die beschriebenen BÃ¶gen abgegeben wÃ¼rden. Ich beobachtete meine lieben Kollegen, wie sie teils resigniert abbrachen oder sich zu einem letzten Kraftakt beschleunigten Kritzelns zwangen. Wie verschieden die Menschen sind â€¦ Das ist eine Phrase, ich weiÃŸ. Binnen zwei Minuten waren sie alle auf den Beinen, froh, es hinter sich zu haben, und stauten sich vor dem Podium.

Ich mischte mich unter die Letzten und machte kein Aufhebens mehr von der Sache. Beck nahm mir meine Arbeit mit dem gleichen Gesichtsausdruck wie bei allen anderen ab.

Sie strÃ¶mten dann in die WaschrÃ¤ume und hinÃ¼ber ins Kasino. Ich lieÃŸ mich mittreiben, als ob ich einer von ihnen wÃ¤re. TatsÃ¤chlich sahen mich die meisten jetzt anders an als frÃ¼her, sie sahen mich genauer an, interessierter, freundlicher. Ich hÃ¶rte hier und da aufmunternde Bemerkungen. Taten sie mir gut? Ich weiÃŸ nicht â€¦ Zum AnfÃ¼hrer eigne ich mich in keiner Weise, ich bin da ganz ohne Ambitionen. Mir ist auch der lÃ¤cherliche Aspekt am Ablauf der Ereignisse dieses Morgens nicht entgangen.

Paetzold behandelte mich bei Tisch noch vorsichtiger als gewÃ¶hnlich. â€žSie habenâ€œ, sagte er, â€ždas getan was Sie fÃ¼r richtig hielten â€¦â€œ â€“ â€žRichtigâ€œ, antwortete ich und sonst nichts. Dann kam die Suppe u tauchten die LÃ¶ffel ein.

WÃ¤hrend der ganzen Mahlzeit sah ich kein einziges Mal zu Heinz hinÃ¼ber. Ich unterlieÃŸ es nicht aus Vorsatz, es unterblieb wie von selbst. Er scheint mich nicht mehr zu interessieren. Ich glaube, es ist vorbei.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Goldenes Lebens-ABC

ADLE HEILIG DEINE WÃœRDE
BLEIBE STETS DER TUGEND TREU ...

Auf dem Heimweg vom Friedhof wurde sie gegrÃ¼ÃŸt, das kam nur selten vor. So sehr sie ihre Augen anstrengte, die verschwimmenden ZÃ¼ge vor ihr riefen keine Erinnerung wach. Die andere musste viel jÃ¼nger sein als sie selbst, die AchtzigjÃ¤hrige, und war doch schon eine Ã¤ltere Dame. Ob sie vom Grab ihres Mannes komme, wollte die viel jÃ¼ngere Ã¤ltere Dame wissen. Jetzt erkannte sie sie an der Stimme: Es war FrÃ¤ulein KrÃ¼ger, die Tochter des Apothekers, ledig geblieben.

Sie sprachen einige SÃ¤tze miteinander. Beim Auseinandergehen bat die Greisin das FrÃ¤ulein, zu Hause die Mutter zu grÃ¼ÃŸen. FrÃ¤ulein KrÃ¼ger stutzte und sagte dann, ziemlich heiter, wie ihr schien: "Aber, Frau Martin, meine Mutter ist doch schon Jahre tot ..." Dann fuhr sie ernster fort: "Sie hat doch diesen Autounfall gehabt, sie ist totgefahren worden. Erinnern Sie sich nicht?" Die Greisin stand grÃ¼belnd da. Die alte KrÃ¼gerin tot? Und das FrÃ¤ulein so gut gelaunt?

CENTNERSCHWER DRÃœCKT OFT DIE BÃœRDE
DOCH VERZAGE NICHT DABEI ...

Ebenso unangenehm war ihr einige Wochen spÃ¤ter eine andere ErinnerungsstÃ¶rung. Auf dem Friedhof fiel ihr ein Mann mittleren Alters in ihrer NÃ¤he auf. Sie ging einige Schritte vor und erkannte, seit langem vertraut mit den Grabstellen dieser Abteilung, vor welchem Grab er stand. Sie sprach ihn an: "Jetzt erkenne ich Sie, wo ich sehe, welches Grab Sie besuchen. Sie sind doch mit meiner Tochter in eine Schulklasse gegangen ..."

Er lieÃŸ sich ihren Namen nennen und sagte dann, sie irre sich, sie verwechsele ihn mit seiner eigenen Mutter. "Meine Mutter und Ihre Tochter sind in eine Klasse gegangen. Ich bin schon der Sohn." Er hatte wohl Recht, wie hatte sie sich so tÃ¤uschen kÃ¶nnen ... Zum GlÃ¼ck vergaÃŸ sie den Vorfall noch vor dem Abend.

EHRSAM SEIEN DEINE TATEN
FORSCHE STETS DER WAHRHEIT NACH
GEHE FROH AUF IHREN PFADEN ...

Nur selten kam Besuch. Zweimal wÃ¶chentlich sah sie ihre Tochter bei sich, die ein warmes Essen brachte und Vorgekochtes, das sie an den Folgetagen aufwÃ¤rmen konnte. Die Tochter kam mit dem Gesicht eines mÃ¼rrischen Lieferanten und hatte es immer eilig. Und sie selbst wollte sich beklagen, dass sie noch schlechter sehe und hÃ¶re und immer allein sei. Doch sie kam nicht dazu. Der pflichtbewusste Ton in der Stimme der Tochter verÃ¤nderte sich schon. Es klang ungeduldig, gereizt. Sie hatte Besseres zu tun, als sich Ã¼berflÃ¼ssige Klagen anzuhÃ¶ren. Nach zehn Minuten war sie fort.

Leider hatte sie nur dieses Kind. Sie hatten sich nie recht verstanden, deshalb war sie zurÃ¼ckgekehrt in ihr eigenes Haus. Bei wem sonst konnte sie sich beklagen, bei den Nachbarn? Die waren selbst alt und krank.

HÃœTE DICH VOR JEDER SCHMACH
IN DES LEBENS LABYRINTHEN
KOMMST DU ÃœBER STOCK UND STEIN ...

Einmal im Vierteljahr kam der Neffe und brachte Frau und Tochter mit. Sie hatten dann den ganzen Nachmittag Zeit fÃ¼r sie. Die Frau des Neffen entdeckte die SpinnwebfÃ¤den, die fÃ¼r die Greisin

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

unsichtbar waren. Der Neffe lieÃŸ sich den Besen geben und entfernte den Trauerflor, der sanft von der Decke herabwehte. Ob ihr Enkel immer noch ledig sei, wollte die Frau des Neffen wissen, ihr einziger Enkel, der weit fort war und den sie nur einmal im Jahr sah. Sie wusste nichts Neues von ihm. Sie wusste fast nichts von seinem Leben jetzt. Neulich war er dreiÃŸig geworden.

"Oma, er wird mit einer Frau zusammenleben", sagte die Tochter des Neffen, "das wird es sein." Sie wunderte sich. Der Gedanke war ihr nie gekommen. FrÃ¼her hatte es das nicht gegeben. Sie sagten ihr, das komme jetzt oft vor, besonders in GroÃŸstÃ¤dten.

LASSE NIE DEN GLEICHMUT SINKEN
MAG'S GESCHICK AUCH WIDRIG SEIN ...

Der Enkel schrieb ihr viel zu selten, in vier Wochen ein kurzer Brief - und jetzt in der Pfingstwoche wartete sie schon seit Ostern auf seine Antwort. Sie wollte sich nicht lÃ¤nger gedulden. Sie nahm die Lupe, den dicken Filzstift und das Linienblatt und schrieb ihm, sie mÃ¼sse vielleicht doch am Auge operiert werden. Er solle im Urlaub nicht nach Spanien fliegen, wie leicht kÃ¶nne ihm was passieren. Beckers Rudi sei da beim Baden ertrunken ... Sie wusste nicht mehr, was sie bereits geschrieben hatte. Selber lesen konnte sie es nicht. WÃ¼rde er es lesen kÃ¶nnen? Die Adresse schrieb ihr eine Nachbarin auf den Umschlag. Sie schickte den Brief als Einschreiben ab.

Es dauerte noch einmal zehn Tage, bis seine Antwort kam. Aufgeregt und stolz lieÃŸ sie sich den Brief vorlesen und behielt vor aufgeregtem Stolz nichts vom Inhalt. Und schrieb sofort zurÃ¼ck, was sie immer schrieb: dass es ihr schlecht gehe und dass ihm was passieren kÃ¶nne. Dann begann sie wieder, zunehmend ungeduldig auf Antwort zu warten.

NIE ENTHÃœLLE ANDRER SCHWÃ„CHEN
O, DU LEIDEST SELBST DARAN ...

Diesmal versagten ihr die Beine vollkommen. Der Rettungswagen brachte sie nicht zum ersten Mal ins Krankenhaus. Doch jetzt konnte sie nicht einmal aus dem Sessel aufstehen. Die Gelenke schienen vollkommen versteift. Die SanitÃ¤ter trugen sie im Sessel auf die StraÃŸe. Der Sessel wurde mit ihr abgesetzt, um die TÃ¼ren des Wagens zu Ã¶ffnen. Die KÃ¶pfe von Nachbarn zeigten sich: "Geht es Ihnen so schlecht, Frau Martin?" - "Wer weiÃŸ, ob wir uns wiedersehen!" Man hob sie aus dem Polster und setzte sie auf dem des Wagens nieder. Ihre Haltung blieb kÃ¶niglich leidend. Es war ein bedeutender Tag fÃ¼r sie.

Auf der Station ging es nÃ¼chterner zu. Die Untersuchung durch zwei junge Ã„rzte erschien ihr flÃ¼chtig. Als sie "Neurologie konsultieren" verstand, wusste sie, sie wÃ¼rde das Krankenhaus bei nÃ¤chster Gelegenheit verlassen. Vor Jahren hatte sie einmal einige Wochen auf der Neurologisch-Psychiatrischen Abteilung des UniversitÃ¤tskrankenhauses gelegen. Nie wieder dorthin! WÃ¤hrend die Schwester mit der Tochter telefonierte und sie bat, die nÃ¶tige WÃ¤sche zu bringen, verlieÃŸ die AchtzigjÃ¤hrige die Station. Sie huschte am PfÃ¶rtner vorbei und bog eilig um die StraÃŸenecke. Zu FuÃŸ erreichte sie zwei Stunden spÃ¤ter ihr Haus. Kurz nach ihr traf ihre Tochter, auf dem RÃ¼ckweg vom Krankenhaus, mit der WÃ¤sche dort auch wieder ein.

PÃœNKTLICH HALTE DEIN VERSPRECHEN
QUÃ„LE DICH MIT KEINEM WAHN ...

Alle Ã¼brigen Tage gingen gleichfÃ¶rmig dahin, einer nach dem anderen, ohne Unterschied, ohne Neues - als wÃ¤re ihr Leben schon zu Ende und ihre Gewohnheiten wÃ¼rden noch eine Zeitlang von einer ihr fremden Person teilnahmslos weitergefÃ¼hrt.

Jeden Morgen stand sie um halb acht auf, frÃ¼hstÃ¼ckte, ging zum Arzt. Sie lieÃŸ sich die Spritze gegen den Zucker geben. PÃ¼nktlich zu Beginn der Kassenstunde betrat sie die Schalterhalle der

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Bank. Man legte ihr Anweisungen zur Unterschrift vor, Formulare, die sie selbst nicht mehr auszufÃ¼llen imstande war. Meistens bat sie dann noch um Beratung in ihren VermÃ¶gensangelegenheiten. Sie hatte erfahren, es gab noch andere Arten der Geldanlage als das ihr vertraute Sparbuch mit den kÃ¼mmerlichen drei Prozent. Es war eine Verschreibung, wie hieÃŸ das nur ... Jetzt hatte sie es: Schuldsparverschreibung. - "Sparschuldverschreibung", berichtigte das FrÃ¤ulein lÃ¤chelnd, wie es das immer tat, und versuchte noch einmal, ihr die Sache zu erklÃ¤ren. Sie mÃ¼sse jetzt dreiundzwanzigtausend Mark einzahlen und bekomme in sieben Jahren vierzigtausend zurÃ¼ck. - Ging das denn mit rechten Dingen zu? Und was bedeutete: abgezinst? Und wenn sie vorher stÃ¼rbe? - Dieser Fall war an sich nicht vorgesehen, dann ende der Vertrag vorzeitig und die Endsumme mÃ¼sse neu berechnet werden. - Wie immer sagte sie nur, sie wolle es sich Ã¼berlegen, und verlieÃŸ die Bank mit den AuszÃ¼gen. Sie legte sie daheim in die groÃŸe Schublade zu den Ã¼brigen ungeprÃ¼ften.

Im Supermarkt war das Verfahren einfacher, die Hilfe unmittelbarer. Sie legte Waren in den Rollwagen, und die Kassiererin nahm Scheine und MÃ¼nzen aus ihrer GeldbÃ¶rse. Sie bekam den Kassenbon und durfte zum Packtisch gehen.

RECHT TUN GELTE DIR ZUR EHRE
SITTLICHKEIT SEI DEIN GEBOT ...

Jeden Nachmittag ging sie auf den Friedhof. Die Begonien blÃ¼hten in jenem letzten Sommer besonders reich. Befriedigt Ã¼bersah sie die Doppelgrabstelle. Sie hatte selbst den dunklen Marmorstein ausgesucht und die Inschrift bestimmt: Eheleute Martin-Schreyer, nichts weiter, keine Vornamen, keine Daten. Es kam billiger so: Die Erben wÃ¼rden nach ihrem Tod den Bildhauer kein zweites Mal beauftragen mÃ¼ssen.

Oft dachte sie an ihren letzten Besuch im Krankenhaus damals zurÃ¼ck. Dass man den armen Mann mit neunundachtzig noch am Bruch zu operieren versucht hatte! Sie dachte an seine Abschiedsworte: "Ich danke dir fÃ¼r alles, was du mir gewesen bist." Das hatte er noch zu ihr gesagt, sie tÃ¤uschte sich doch nicht?

TROCKNE DEINES BRUDERS ZÃ„HRE
UND ERLEICHTRE SEINE NOT ...

Auf dem RÃ¼ckweg vom Friedhof bog sie oft an der Ecke ihrer StraÃŸe ab und ging zum Bahnhof. Wie lange war sie nicht mehr mit dem Zug gefahren, zwanzig Jahre, fÃ¼nfundzwanzig Jahre? Sie wÃ¼rde nie mehr die Treppe zum Bahnsteig hinaufgehen, nie mehr fortfahren oder irgendwen vom Zug abholen. Sie ging hier nur vorbei, weil sie den Umweg durch die BahnhofstraÃŸe nahm. Der Nachmittag zu Hause war sonst endlos. GewÃ¶hnlich ging sie schon um sechs Uhr zu Bett. Meist schlief sie dann gegen zehn Uhr ein.

Einmal fand sie unterwegs ein Taschentuch. Es lag im Rinnstein. Der, der es verloren hatte, musste einen gewaltigen Schnupfen gehabt haben. Sie ekelte sich nicht, sie bÃ¼ckte sich und steckte es in ihre Manteltasche. Zu Hause wusch und bÃ¼gelte sie es und verleibte es ihrem WÃ¤schebestand ein. Dabei freute sie sich, ganz wie frÃ¼her.

VORSICHT SEI DIE STARKE SÃ„ULE
WELCHE TRÃ„GT UND STÃœTZT DEIN HAUS ...

An einem Herbstnachmittag kam sie heim und fand das Lebens-ABC auf dem FuÃŸboden liegen. Gerissen war das Schuhband, das die gerahmten SinnsprÃ¼che so viele Jahre am Nagel festgehalten hatte. Sie hob den Glasrahmen auf und ertastete zwei klaffende SprÃ¼nge auf der Scheibe. Die SprÃ¼che waren ihr zum grÃ¶ÃŸten Teil entfallen. Sie noch einmal durchzugehen, war nicht mehr mÃ¶glich. Sie tat das ABC in eine Schublade zu anderen Dingen, die nicht mehr benÃ¶tigt wurden.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

XENIEN DER LIEBE TEILE
ZUM GESCHENKE ALLEN AUS.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Gestank im Zimmer

Wie bin ich eigentlich wieder ins Bett gekommen? Ich hÃ¶re auf einmal gar nichts mehr. Der stÃ¶rende Dauerton scheint erst abgeebbt und nun nicht mehr wahrnehmbar zu sein. Oder nur von mir nicht festzustellen? Hat der neue, ebenso rÃ¤tselhafte Gestank im Zimmer das GerÃ¤usch jetzt fÃ¼r mich Ã¼berlagert? Wie kann ich mich in meinen frÃ¼heren Zustand umfassender WahrnehmungsfÃ¤higkeit zurÃ¼ckversetzen? Und was entgeht mir vielleicht sonst noch an fÃ¼r mich Bedeutsamem in meiner Umgebung? Das sind existenzielle Fragen und ich weiÃŸ nicht, wie sie lÃ¶sen. Dabei sollte es leicht sein, ist doch meine ganze Welt jetzt bloÃŸ auf eine Schlafkammer reduziert.

Du musst mit ganz kleinen Aufgaben anfangen, sagt Ronald, der auf einmal im Zimmer ist. Ich wundere mich keineswegs Ã¼ber seine Anwesenheit. Am Fenster steht er, schwach erhellt von Lichtbahnen aus den Scheinwerfern vereinzelter Fahrzeuge drauÃŸen. Der Vorhang schlieÃŸt nicht ausreichend ab, das kommt noch zu allem Ã¤brigen hinzu. Ich mÃ¼sste aufstehen, ihn ordentlich zuziehen. Mein Versuch, das Bett erneut zu verlassen, scheitert. Ich fÃ¼hle mich sehr viel schwerer als sonst, scheine seit gestern Abend um ein Mehrfaches an Gewicht zugenommen zu haben. Ob auch das mÃ¶glich ist: Gewichtszunahme durch die Einwirkung von Gestank? Nein, sagt Ronald, du musst dir zunÃ¤chst die einfachen Fragen vorlegen und zu beantworten versuchen. Er hat noch immer seinen schwarzen Vollbart. Ich starre Ronald an und will herausfinden, ob er sich inzwischen verÃ¤ndert hat. FrÃ¼her hatte er ausgeprÃ¤gt starke Falten auf der Stirn, besonders wenn er lachte oder wenn er Ã¤rgerlich wurde. Ich versuche, seine Mimik zu ergrÃ¼nden, aber der Bart Ã¼berdeckt mit seinem Schatten alles fÃ¼r mich.

Und du, frage ich ihn, ist es dir denn gelungen, die einfachen Aufgaben zu lÃ¶sen? Teils, teils, sagt Ronald, und wenn ja, dann kamen hinterher fÃ¼r eine gelÃ¶ste ein Dutzend neue KalamitÃ¤ten. Als ich noch Koch war, erzÃ¤hlt er nun, hatte ich einen groÃŸen Widerwillen. Lach nicht, es war der Geruch von ParmesankÃ¤se. Ich fand immer, er riecht wie Kotze. Vielleicht habe ich auch deshalb den KochlÃ¶ffel abgegeben â€¦ Diesen LÃ¶ffel also auch abgegeben, unterbreche ich ihn, woraufhin er Ã¤rgerlich wird und ich nun doch die Falten auf seiner Stirn bemerke, tiefer eingegraben als je: LÃ¶ffelgeschichten spielen jetzt keine Rolle, spÃ¤ter â€¦

Du bist dann ja zur Post gegangen, helfe ich ihm weiter. Und olfaktorisch gingâ€™s dir da besser? Ja, am Anfang. Briefmarken riechen ein bisschen nach Leim, nicht schlimm. Aber die Hunde, die sie ins Amt mitbringen, schon Ã¼bler. Besonders schwer zu ertragen dieser Geruch, wenn sie vorher drauÃŸen im Regen waren. Einmal habe ich einen in den Packraum hineinlaufen lassen und schnell die TÃ¼r hinter ihm zu gemacht. Wie das Frauchen ihn Ã¼berall gesucht hat - lustig. Ronald fÃ¤ngt an, Geschichten zu erzÃ¤hlen, ganz wie frÃ¼her. Er sprudelt sie noch immer heraus und das GerÃ¤usch, das er dabei macht, ist es nicht das GerÃ¤usch von vorhin? Steht Ronald schon die ganze Nacht am Fenster und erzÃ¤hlt seine Geschichten? Wie einer schlecht verpackte Manner-Schnitten nach Togo schicken musste â€“ die haben da so was nicht -, wie der Zoll von Togo die Einfuhr ablehnte und der ganze KrÃ¼melkram nach Europa zurÃ¼ckkam und der frustrierte Schenker das hohe RÃ¼ckporto berappen musste, fÃ¼r nichts! Zum Muttertag, erzÃ¤hlt Ronald, kommen im letzten Moment immer dieselben traurigen Gestalten, wickeln BlumenstÃ¶cke in Packpapier, schreiben Mamas Adresse auÃŸen drauf und glauben, das kommt rechtzeitig an und auch noch heil!

Die Blumenerde, frage ich, ist es die Blumenerde, die wir jetzt durch die LÃ¶cher im Packpapier riechen? Ronald lacht und fragt: Dein Geruch oder besser: der Gestank in deiner Nase? Was weiÃŸ ich! Ich binâ€™s jedenfalls nicht. Und das weiÃŸt du doch sowieso â€¦ Ja, sage ich, ich weiÃŸ, dass ich dich jetz nur trÃ¤ume. Tote stinken nicht oder jedenfalls nicht so lange, wie du schon tot bist. AuÃŸerdem bist du ja eingeÃ¤schert worden.

Ronald ist plÃ¶tzlich nicht mehr da. Es scheint drauÃŸen heller geworden zu sein. Ich quÃ¤le mich doch noch aus dem Bett, luge mit Ã¤uÃŸerster Anstrengung zwischen den Vorhangbahnen auf die leere StraÃŸe.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

TrÃ¤ume ich noch, trÃ¤ume jetzt Wachsein, wie ich vorhin TrÃ¤umen getrÃ¤umt habe? Jedenfalls stinkt es noch immer.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Hotel Post

Der neue Gast betritt das Hotel durch den CafÃ©eingang. Vom Personal ist nur eine junge Serviererin da, die an einem entfernten Tisch kassiert. Er wartet am Tresen, bis sie zu ihm kommt. Ob er ein Einzelzimmer fÃ¼r zwei NÃ¤chte haben kann? Sie verstaut zunÃ¤chst die pralle Geldtasche in der ServierschÃ¼rze und sagt dann mit ausdrucksloser Stimme, er solle mitkommen, sie werde ihn zur Rezeption bringen. Wie Ã¼blich geht es dahin durch viele NebenrÃ¤ume, mit einzelnen GÃ¤sten, mit geschlossenen Gesellschaften, durch ganz verlassene RÃ¤ume, Ã¼ber kurze und lange Flure, um Ecken herum, Stufen hinauf und hinab, durch PendeltÃ¼ren und solche, die ruckartig hinter einem zufallen. Erstaunlich, wie viel Innenleben so ein alter Landgasthof besitzt. Sie geht, trotz des engen schwarzen Rocks, rasch vor ihm her. In dunklen Ecken signalisiert ihm ihre weiÃŸe SchÃ¼rze, wo es langgeht. Seine Aufmerksamkeit ist stark gefordert.

Endlich stehen sie in einem kleinen Kabuff mit TÃ¼r nach drauÃŸen. Das ist der Hoteleingang, hier hÃ¤tte er hineingehen sollen.

â€žGustl, haben wir ein Einzelzimmer fÃ¼r den Herrn?â€œ Der Angesprochene, ein hÃ¼bscher Schwarzhaariger, sicher noch keine zwanzig, erhebt sich eilfertig. Dann steht er schief hinter dem Tresen und sieht Gast wie Kollegin treuherzig an.

â€žSchau halt im Buch nach!â€œ fordert sie ihn auf. â€“ â€žSchau ich im Buch nach â€¦â€œ Er nimmt den ab schwarzen Folianten und beginnt, unsystematisch zu blÃ¤ttern. Die Kollegin findet schlieÃŸlich heraus, dass die Siebzehn frei ist.

â€žUnd jetzt, Gustl, der Meldezettel!â€œ â€“ â€žMein Herr, darf ich bitten â€¦â€œ

Der Gast fÃ¼llt den Bogen mit raschen ZÃ¼gen aus. Gustl sieht ihm dabei argwÃ¶hnisch zu und fragt, als der Gast genialisch unterzeichnet hat: â€žMuss ich jetzt unterschreiben?â€œ â€“ â€žAber gehâ€™, Gustl! FÃ Herrn jetzt aufs Zimmer.â€œ

â€žWÃ¼rden Sie mir bitte folgen?â€œ Er lacht gleich hinterher, es scheint ihm wohl seltsam, dass einer sich ihm anvertrauen solle. Richtig, als beide die Treppe zum Oberstock hinaufgehen, verfehlt er die vorletzte Stufe und schlÃ¤gt der LÃ¤nge nach hin. Der Koffer des Gastes wird dabei einige Meter weit auf den Dielenboden des sich anschlieÃŸenden Flures geschleudert.

â€žJo, die Stuf do!â€œ schimpft er - er muss sie schon lÃ¤nger kennen. Der Gast bemerkt auÃŸerdem, dass den weichen Akzent des Unterlandes hat.

â€žHaben Sie sich verletzt?â€œ Er hat sich nichts getan, auch der Koffer ist unbeschÃ¤digt. Sie finden das Zimmer am Ende des breiten Flures.

â€žEs ist ein Doppelzimmer. Unsere Einzelzimmer sind alle belegt. Das andere Bett bleibt dann halt frei. Aber wo ist jetzt die Dusche?â€œ Sie stecken gemeinsam jeder seinen Kopf durch die seitliche TÃ¼r in den Baderaum und ziehen ihn dann rasch wieder zurÃ¼ck. Gustl zuckt noch verlegen mit den Schultern und empfiehlt sich mit unartikuliertem Brummen.

Der Gast tritt an eines der beiden Fenster. Zum GlÃ¼ck liegt das Zimmer nach hinten, nicht zur lauten DorfstraÃŸe. Man sieht keine anderen HÃ¤user mehr, und hinter dem Garten beginnen schon die Wiesen. Und da ist es, das Ochsenhorn, das er morgen besteigen will. Er denkt: Auf der Abbildung im Buch sah es anders aus, gewaltiger. Der Berg interessiert ihn auf einmal nicht mehr. Er beschlieÃŸt auszupacken, doch gegen seine Gewohnheit lÃ¤sst er sich stattdessen auf einem Sessel nieder. Er sieht auf die Betten: In welchem will ich schlafen? Hier, wo es so ruhig ist, einmal am Fenster.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Dann muss er an Gustl denken â€“ unmÃ¶glich, der Junge. So unbeholfen, so tollpatschig. Ein Praktikant oder eine Aushilfe? Der Gast, der auf Reisen abends gern ein wenig psychologisiert, wÃ¼rde ihn sich gern erklÃ¤ren. Da scheint einer stÃ¤ndig ausdrÃ¼cken zu wollen: Helft mir, unterstÃ¼tzt mich, damit ich euch nÃ¼tzlich sein kann. RÃ¼hrend und komisch ist so etwas, und er scheint sich dessen gar nicht bewusst. Eben, sagt der Gast halblaut zu sich selbst, ein unbewusster Reiz und daher so stark.

Dann packt er doch aus. SpÃ¤ter entdeckt er eine direkte Verbindung seines Flures mit dem Speisesaal und kommt also an diesem Abend nicht mehr an der Rezeption vorbei. Im Saal ist er der Erste zum Abendessen. Als serviert wird, es war nicht die Kellnerin aus dem CafÃ©, bietet man ihm an, den Fernsehapparat fÃ¼r ihn einzuschalten. Dankend lehnt er ab, halb belustigt, halb Ã¤rgerlich. Nach dem Essen liest er auf dem Zimmer und geht frÃ¼h schlafen.

Als er am anderen Morgen den SchlÃ¼ssel an der Rezeption abgibt, findet er die Patronin vor, eine stattliche Vierzigerin von milder WÃ¼rde und zeitweiliger Leutseligkeit. Mit scheinbarer Teilnahme fragt sie nach seinen PlÃ¤nen fÃ¼r den Tag, sobald er aber darÃ¼ber zu sprechen beginnt, zeigt sich ihr Desinteresse. Er findet, sie funktioniert wie jene Alarmanlagen, die auf Infrarotstrahlen empfindlich reagieren â€“ bei WÃ¤rme und AnnÃ¤herung treten die Sicherungsvorkehrungen in Kraft.

In seinem Buch hat der Hotelgast gelesen, neunundvierzig Prozent des Bezirkes sind unproduktiv, worunter man Ã–dland, Fels und GerÃ¶ll zu verstehen hat. Durch diese unnÃ¼tzen Gegenden steigt er vier Stunden hinauf, um oben auf einer schmalen Steinrippe zu sitzen und auf die produktiven TÃ¤ler hinabzusehen, deren Erzeugnisse er dabei heiÃŸhungrig verspeist. Er teilt diesen Ess- und Aussichtsplatz mit zwei lachlustigen jungen Frauen und einem verschlossenen Mann Ende dreiÃŸig, wohl EinzelgÃ¤nger wie er selbst auch. Man sitzt eng beisammen, notgedrungen, bleibt aber fÃ¼r sich, aus freien StÃ¼cken. FÃ¼r den SpÃ¤tnachmittag sind Gewitter angesagt. Der Gast beeilt sich, ins Dorf zurÃ¼ckzukehren.

Nun hat er es hinter sich und fÃ¼hlt sich befreit, befriedigt. Die Rezeption ist unbesetzt. Er nimmt den ZimmerschlÃ¼ssel vom Bord und geht die Treppe hinauf. Als er die gestern von Gustl verwÃ¼nschte Stufe erreicht, sieht er, dass er erwartet wird. Er hat wenig Umgang mit Kindern und kann das Alter des Jungen kaum schÃ¤tzen â€“ vielleicht acht oder neun. Nichts an ihm erscheint auffallend, zwei Tage spÃ¤ter wird er sich nicht mehr an sein Aussehen erinnern. Nur die Stimme bleibt ihm lÃ¤nger im Ohr, eine ernsthafte Stimme, die akzentfreies Hochdeutsch spricht. Das ist ungewÃ¶hnlich fÃ¼r das Gebirge, falls der Junge nicht zu norddeutschen FeriengÃ¤sten gehÃ¶rt. Aber dafÃ¼r tritt er zu sicher auf, scheint zu vertraut mit der Umgebung. GehÃ¶rt er nicht zum Haus, muss er hier schon oft und lange zu Besuch gewesen sein.

â€žGuten Tagâ€œ, sagt das Kind vom Treppenende her. Es spricht wie auf dem Theater. Der Gast grÃ¼ÃŸt zurÃ¼ck. Sie mustern sich gegenseitig â€“ oder vielmehr wird nur der Gast einer intensiven stummen PrÃ¼fung unterzogen, ein bis zwei Minuten lang, er lÃ¤sst das eigenartig berÃ¼hrt Ã¼ber sich ergehen.

Dann sagt das Kind: â€žSie sind schÃ¶n.â€œ Der Gast erschrickt, spÃ¼rt Verlegenheit in sich aufsteigen, wie aus der Brust heraus in immer neuen Wellen KÃ¶rper und Kopf Ã¼berflutend. Er denkt: Darauf muss ich irgendetwas sagen, doch was nur? Und wie er mich ansieht â€¦

Der Junge greift jetzt nach den HÃ¤nden des Gastes, fÃ¤hrt an dessen entblÃ¶ÃŸten Unterarmen hinauf und fingert an den umgekrempelten HemdsÃ¤rmeln herum. Etwas scheint ihn zu stÃ¶ren, er kann es nicht richtig ausdrÃ¼cken. Der Gast hÃ¶rt nur: â€žAber â€¦ nicht â€¦â€œ Dann wieder Schweigen. Der Gast nimmt d letzte Stufe und das Kind zieht sich langsam zu einer unscheinbaren TÃ¼r zurÃ¼ck. Ist da eine Besenkammer? â€žAuf Wiedersehen.â€œ

Der Gast geht aufs Zimmer, duscht, zieht ein frisches Hemd an und geht essen. Der Abend verlÃ¤uft in

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

der gleichen Weise wie tags zuvor.

Die sonderbaren, teils auch lÃ¤cherlichen VorfÃ¤lle setzen sich fort. Am folgenden Morgen tritt er auf den Flur und sieht vor der gegenÃ¼berliegenden ZimmertÃ¼r einen Mann auf dem Boden hocken, etwa wie es ein Junge beim Murmelspielen tut. Eine dunkle Ecke, aber der Gast erkennt in dem anderen doch sogleich den Herrn: GeschÃ¤ftsuniform, dunkle Hose, helles Oberhemd, teure Markenschuhe, die Krawatte noch nicht umgebunden. RegelmÃ¤ÃŸig erinnert ihn ein solcher Anblick an einen Tadel seiner GroÃŸmutter: â€žDu siehst ja gar nicht aus wie ein richtiger Herr!â€œ Das war eben der durch nichts zu verwischende Unterschied. Dieser Herr da, auf dem rustikalen Boden hockend, hantiert mit einem Elektrorasierer in der Rechten und einem Taschenspiegel in der Linken. NatÃ¼rlich, gut gekleidete, gut genÃ¤hrte Herren mittleren Alters begeben sich nicht ohne triftigen Grund in derart nÃ¤rrisch unbequeme Stellungen. Unter keinen UmstÃ¤nden unrasiert zum Kunden fahren! Versagt die Steckdose im Bad, versucht man es dort, wo sonst nur der Staubsauger angeschlossen wird.

Sich ein Grinsen verbeiÃŸend, grÃ¼ÃŸt der Gast den Herrn, indem er bloÃŸ ein Kopfnicken andeutet. Er kommt sich dabei selbst recht taktvoll vor. Aber er schmunzelt, wÃ¤hrend er die Treppe hinuntergeht, und er grinst in sich hinein, solange er frÃ¼hstÃ¼ckt. Als er nachher seinen Koffer packt, sagt er sich, es sei schlecht sich am Schaden anderer zu weiden. Ach, er war chronisch schadenfroh, und das von Kindesbeinen an. Er ruft sich jetzt uralte EpisÃ¶dchen ins GedÃ¤chtnis unter dem Vorwand, sich schÃ¤men zu mÃ¼ssen fÃ¼r diesen Charakterfehler, und amÃ¼siert sich doch bloÃŸ Ã¼ber Geschichten, die dreiÃŸig Jahre her sind.

Er will abreisen und geht wieder die Treppe hinunter. Ob Gustl jetzt an der Rezeption ist? Aber sie ist wieder unbesetzt. Und in zwanzig Minuten geht schon sein Zug â€¦ Da kommt das Kind von gestern durch eine offen stehende SeitentÃ¼r. â€žGuten Tagâ€œ, sagt es, heute ganz unbefangen, und fÃ¼gt mit groÃŸem Nachdruck hinzu: â€žWir haben uns ja gestern schon kennengelernt.â€œ Der Gast nickt ihm bloÃŸ z Der Junge wird doch nichts MissverstÃ¤ndliches von sich geben, das fehlte noch â€¦ Ist doch gar nichts gewesen.

Gleich darauf kommt auch die Chefin durch die kleine TÃ¼r und drÃ¤ngt das Kind in die PrivatrÃ¤ume dahinter zurÃ¼ck. Es soll nicht weiter am Tresen stÃ¶ren. Seine Rechung ist schon ausgestellt, er hat es passend. Sie sagt noch: â€žKommen Sie bald wiederâ€œ, aber er merkt, sie hat es schon tausendmal gesagt.

Dann steht er auf der StraÃŸe und ist kein Gast mehr, sondern wieder Reisender geworden. Und als er zum Bahnhof geht, scheint ihm wieder einmal, er hat irgendetwas versÃ¤umt.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Eine Oma zweiter Klasse

Ein Sonntagnachmittag Anfang der sechziger Jahre. Wir sitzen am Kaffeetisch unter dem Kirschbaum, meine Eltern, meine GroÃŸeltern mÃ¼tterlicherseits, Verwandte, die zu Besuch gekommen sind, und ich. Auf einmal fragt meine Patentante meine Mutter: "Und Oma Erna, was ist mit ihr, warum sitzt sie nicht hier bei uns?" - Darauf meine Mutter mit einer wegwerfenden Handbewegung: "Ach ... Ich hab ihr ein StÃ¼ck Kuchen hingestellt."

Hinter einer Bodenwelle unseres Gartens ist die grÃ¼n gestrichene Holzbaracke sichtbar, in der ich noch mit meinen Eltern wohne. Oma Erna bewohnt zwei der fÃ¼nf RÃ¤ume, sie wird hier allein zurÃ¼ckbleiben, wenn unser neues Haus fertig ist.

Oma Erna ragte fremd in die Wirtschaftswunderzeit, wie die Ruine einer Raubritterburg ins Eisenbahnzeitalter. Wir sprachen wenig mit ihr. Meine Mutter behandelte ihre Schwiegermutter scheinbar mit Ehrerbietung, doch verbargen sich dahinter nur UnverstÃ¤ndnis und Vorsicht. Mein Vater legte ihr gegenÃ¼ber Herablassung, vermischt mit leichter Verachtung, an den Tag. FÃ¼r Oma Erna war ich, der Enkel, auch nur einer von den anderen, die jetzt den Gang der Dinge allein bestimmten.

Vieles an ihr wirkte wie aus einer anderen Zeit und aus einer anderen Gesellschaftsschicht, etwa ihre Tischmanieren oder ihre Umgangsformen Ã¼berhaupt. Sie drehte sich Locken mit der Brennschere und wollte in den GeschÃ¤ften mit "GnÃ¤dige Frau" angesprochen werden. Sie trug jahrzehntealte, schon ewig aus der Mode gekommene RÃ¶cke auf. AllmÃ¤hlich bekam sie einen Buckel. Auf der StraÃŸe riefen ihr die Schuljungen "Hexe" nach.

Geboren war sie 1891. Ihr MÃ¤dchenname verriet ihre hugenottische Herkunft. TatsÃ¤chlich blieb ihr bis zuletzt etwas von der Unbeugsamkeit jener Vorfahren. 1912 heiratete sie meinen GroÃŸvater, einen kgl.-bayrischen Berufssoldaten. Er war von lÃ¤ndlich-bÃ¼rgerlicher Herkunft und, wie es damals hieÃŸ, gut situiert. Sie wirtschafteten beide schlecht, bald war das meiste verwirtschaftet. Der Versailler Vertrag bedeutete fÃ¼r ihn die Entlassung aus der Armee. Um ihn zu versorgen, stellte der neue Staat ihn vor die Alternative: ein PÃ¶stchen auf dem Rathaus oder ein GÃ¼tchen auf dem Land. Er wÃ¤hlte das Letztere. Ohne rechte Freude an der Sache schlugen sie sich eben so durch. Das Ã¤lteste von drei Kindern starb frÃ¼h. 1937 erlag mein GroÃŸvater einem Kehlkopfkrebs. Mein Vater vergeudete zwÃ¶lf seiner besten Jahre mit Arbeitsdienst, Krieg und Gefangenschaft. Seine Schwester heiratete einen Soldaten und wurde noch im gleichen Jahr Kriegerwitwe. Oma Erna fÃ¼hrte als Witwe die kleine Landwirtschaft weiter und versuchte, dem Leben noch einige schÃ¶ne Seiten abzugewinnen. Sie liebte es noch immer, kleine Exkursionen in die Konditoreien zu unternehmen. Ihr nach wie vor bestehendes Interesse am anderen Geschlecht Ã¤uÃŸerte sich ziemlich unverhÃ¼llt. War es das, was mein Vater ihr Ã¼belnahm?

Meine Eltern hatten im Krieg geheiratet, mein Vater Ã¼bernahm nun den Hof, vergrÃ¶ÃŸerte ihn. Oma Erna blieben ein Wohnrecht und eine kleine Witwenrente, die nie zum Leben reichte. So rÃ¼stig sie noch war, fÃ¼r sie war das Leben so gut wie vorbei. Und ringsum erholte sich jetzt das Land von zwei Kriegen und zwei Inflationen. Arbeiten, sparen, VermÃ¶gen bilden, ein Haus bauen, noch ein Haus bauen - alle waren sehr beschÃ¤ftigt. Oma Erna las ihre Illustrierten, hÃ¶rte ihr Transistorradio und fÃ¼hrte laute SelbstgesprÃ¤che. Wir zogen in unser neues Haus, und sie blieb noch fÃ¼nfzehn Jahre in einer Baracke ohne Strom, ohne flieÃŸendes Wasser, mit AuÃŸentoilette. Ich glaube, sie ist nur zweimal bei uns gewesen. Dabei lebten wir auf dem gleichen Grund, nur zweihundert Meter voneinander entfernt. Meine Mutter wollte sie nicht im Haus haben, doch zu meiner Konfirmation musste sie eingeladen werden.

Mein Vater sah tÃ¤glich nach ihr, brachte ihr am Schluss auch das Essen. Eines Morgens fand er sie schwer verletzt vor, sie war mit dem Kopf auf die Herdplatte gefallen. In der Nacht darauf starb sie

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

allein in der Klinik.

Ich habe kein einziges Foto von ihr. In meinem Tagebuch wird sie nur einmal erwÃ¤hnt: als sie starb. Die Baracke blieb leer. Ich stÃ¶berte in ihren Sachen und entdeckte die BÃ¼cher, die sie nach dem Krieg gelesen hatte: Romane von Alberto Moravia oder John Steinbeck zum Beispiel, Autoren, die ich ihr nie zugetraut hÃ¤tte.

AllmÃ¤hlich, im Lauf der Jahre, bekam ich einen Blick fÃ¼r das Drama ihres Lebens. Ich sagte mir, jede Generation bleibe allein mit ihren Erfahrungen. Jede verbringt ihre Lebenszeit abgeschottet von den frÃ¼heren wie den spÃ¤teren in ihrem eigenen Zeitdorf. Die Vorstellung, es kÃ¶nnte zwischen ihnen Austausch und VerstÃ¤ndigung geben, erschien mir nur noch als schÃ¶ne Illusion.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

KatzenbrÃ¼der

Als meine Eltern alt wurden, entwickelten sie eine seltsame Vorliebe fÃ¼r halbwilde Katzen. Vielleicht hing das mit mir zusammen. Ich glaube, insgeheim war auch ich fÃ¼r sie eine Art streunender Kater, der nur selten nach Hause kam und drauÃŸen in der Welt in ihnen unverstÃ¤ndliche Abenteuer verwickelt war.

Ich kam wieder einmal zu Besuch. Es war Weihnachten. Meine Mutter hatte mir schon im Sommer geschrieben, ihnen seien zwei junge Kater zugelaufen. Ich erkundigte mich jetzt nach ihnen. Konnte ich sie sehen, mit ihnen spielen?

Spielen auf keinen Fall, sie sind ja nicht zahm ... Sie sind jetzt nicht da. Aber heute Abend kommen sie bestimmt, wenn ich sie fÃ¼ttere. Sie kommen jeden Morgen und jeden Abend an die KellertÃ¼r, dort kriegen sie ihr Fressen. Ich koche ihnen Haferflocken, es gibt auch mal HÃ¼hnerfleisch.

Wo kommen sie denn her? Und was habt ihr davon, wilde Katzen zu fÃ¼ttern? Wegen der MÃ¤use?

Meine Mutter erzÃ¤hlte mir die ganze Geschichte. Eine verwilderte Hauskatze habe sie im Vorjahr hier im GebÃ¼sch, nicht weit vom Haus, zur Welt gebracht. Du weiÃŸt ja, wie das ist, sagte meine Mutter, wenn sie trÃ¤chtig sind und man ihnen die Kleinen schon Ã¶fter weggenommen hat, dann verschwinden sie gern. - Ja, sie selbst hatte schon so manchen Wurf beseitigt. Wie stellte sie das eigentlich an, ertrÃ¤nkte sie sie? Ich wollte lieber nicht fragen. Auf jeden Fall war meine Mutter eine dutzendfache KatzenmÃ¶rderin. Und jetzt fÃ¼tterte sie verwilderte Kater, die durchgekommen waren. Die Menschen sind oft inkonsequent in ihren Handlungen.

Sie fuhr fort: Die Mutter scheint bald umgekommen zu sein. Und die zwei da sind hier bei uns im GelÃ¤nde geblieben, immer zusammen. Seit dem FrÃ¼hjahr kommen sie nÃ¤her ans Haus heran. Der eine von ihnen hinkt, ist wohl schon einmal in ein Fangeisen geraten. Wir geben ihnen zu fressen, sie haben sich daran gewÃ¶hnt. Aber natÃ¼rlich sind sie scheu, sie lassen sich nicht anfassen. Wenn wir im Sommer abends im Garten gearbeitet haben, sind sie die Pfade zwischen den Beeten auf und ab spaziert. Da haben wir doch wieder einmal Gesellschaft gehabt ... Sie sprach nicht weiter. Sollte das eine Anspielung sein? Ja, als einziger Sohn hÃ¤tte ich nicht fortgehen dÃ¼rfen, das meinten sie doch und davon wÃ¼rden sie auch nicht mehr abgehen.

Jetzt im Winter schliefen die beiden Kater unter dem Hausvordach in einer ausrangierten HundehÃ¼tte. Meine Eltern hatten sie mit Stroh und SÃ¤cken ein wenig gegen die KÃ¤lte ausgepolstert.

Am Abend stellte ich mich im Souterrain hinter der TÃ¼r auf, um sie beim Fressen zu beobachten. Sie sahen wie gewÃ¶hnliche Hauskatzen aus, schwarz und weiÃŸ in unterschiedlichen Anteilen, recht hÃ¼bsche und ziemlich krÃ¤ftige Tiere. Die engmaschige Gardine verhinderte, dass sie mich sehen konnten. Vielleicht hatte ich doch ein GerÃ¤usch verursacht. Der eine der beiden hob den schÃ¶n gezeichneten Kopf und lief dann mÃ¼hsam den leichten Hang hinter dem Haus hinauf. In der Tat hinkte er stark. Nach fÃ¼nfzig Metern blieb er stehen, um den Bruder am Napf zu beobachten. Der Bruder, viel weniger Ã¤ngstlich und in keiner Weise behindert, hÃ¤tte weiterfressen kÃ¶nnen. Stattdessen sah er hinauf zu dem GefÃ¤hrten und als der nicht zurÃ¼ckkam, lief er zu ihm. Er lockte ihn leise maunzend und den Kopf hin- und herrollend allmÃ¤hlich zum Napf zurÃ¼ck. Dann fraÃŸen beide eintrÃ¤chtig weiter. Der Lahme nahm sich im weiteren Verlauf gewisse Vorrechte heraus. Gelegentlich drÃ¼ckte er den Kopf des Bruders vom Napf weg, und der Gesunde lieÃŸ es sich gefallen. Es berÃ¼hrte mich seltsam, dass Tiere, die kaum vom Menschen geprÃ¤gt waren, so miteinander umgingen. Es war fÃ¼r mich ein Beispiel der umfassenden natÃ¼rlichen oder kreatÃ¼rlichen GÃ¼te, die wir Ã¼berall entdecken kÃ¶nnen, nicht nur in der Menschenwelt.

Im Jahr darauf waren sie auf einmal verschwunden. Der Hinkende kam nie mehr zurÃ¼ck. Der andere

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor

schleppte sich, als sie schon drei Tage vermisst waren, furchtbar zugerichtet ans Haus heran. Er hatte seine letzten KrÃ¤fte eingesetzt, um sich aus einer Falle zu befreien. Nun erst war er bereit, ins Haus zu kommen. Meine Mutter lieÃŸ ihn in die Garage, wo er noch einige Stunden schrie und am anderen Tag verendete.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der kurzen Rede langer Sinn

Ich stamme von so vielen ab, doch von mir wird spÃ¤ter keiner mal sich herleiten - Genealogie zu treiben, ist fÃ¼r einen Schwulen eine reizvolle Sache. Er blickt in die Jahrhunderte zurÃ¼ck, sieht die Entwicklungslinien zusammenlaufen, scheinbar alle auf seine Person hinfÃ¼hrend. Ist er nicht ihr krÃ¶nender Abschluss? SchÃ¶n wÃ¤râ€™s.

Mama war es, die frÃ¼h das genealogische Interesse in mir weckte. Damals fuhren wir oft im Renault, Baujahr um 1950, von N. nach K., erst durch die ganze Stadt, hÃ¼gelauf, hÃ¼gelab und wieder hinauf und dann vom hÃ¶chsten Punkt durch einen groÃŸen Wald weiter nach SÃ¼den. Die LandstraÃŸe war kurvenreich, auch sie hob und senkte sich. Eine Lichtung tat sich auf mit einem Gutshof aus alten Zeiten, in ihm ein Hotel mit feinem Restaurant. Wir hielten da nie - im Unterschied zu Marika RÃ¶kk, Zarah Leander oder Max Schmeling, die waren alle da gewesen. Mama sagte oft: â€žDas hat mal Vorfahren von dir gehÃ¶rt, von denen stammst du auch ab â€¦â€œ

Johann Nikolaus M â€¦, geb. 1717, das ist der FrÃ¼heste, bis zu ihm lÃ¤sst sich die Abstammung zurÃ¼ckverfolgen. Er war Zimmermann, wechselte erst den Kleinstaat und bald auch den Beruf, wurde Wildaufseher bei einem barocken FÃ¼rsten. Mit Erlaubnis des SouverÃ¤ns baute er sich in jenem Wald ein Haus, rodete rundherum, bewirtschaftete Felder und Wiesen. Die letzte Erbin, meine Ururgrossmutter, verkaufte das Hofgut als Witwe kurz vor 1900. Erst danach wurde, wie ich heute weiÃŸ, das stattliche Landhaus an der StraÃŸe gebaut, auf das fÃ¼nfzig Jahre spÃ¤ter meine Blicke fallen sollten. Mama, wÃ¼rde ich heute gern sagen, dieses Haus hat uns nie gehÃ¶rt â€¦

Die letzte M â€¦ hatte einen Bauern H â€¦ aus K. geehelicht. Die H â€¦ waren zweihundert Jahre vorher als Hugenotten aus Nordfrankreich gekommen. In einem Protokoll von 1776 â€“ ein neuer Herzog lieÃŸ sich huldigen â€“ sind sie als Einwohner von K. schon zahlreich vertreten. Dagegen fehlen zu meiner Ãœberraschung die S â€¦, deren Namen ich selbst trage und die ich seit den Tagen der frÃ¤nkischen Landnahme dort ansÃ¤ssig glaubte. Haben sie sich der Huldigung entzogen? Kaum anzunehmen, sie werden erst spÃ¤ter zugewandert sein. Aber wann und woher? Das bleibt im Dunkeln. Im Adressbuch der Westpfalz von 1911 finde ich sie dann, darunter auch Papas Onkel Hermann; ich traf ihn noch an, wenn wir damals nach K. fuhren, einen mÃ¼rrisch-hinfÃ¤lligen Mann in den Achtzigern. Fuhrmann sei er, sagt das alte Adressbuch. Der Beruf hat sich vererbt, ist mehrfach in der Sippe vertreten, wird zum Fuhrunternehmer, auch beim Holztransport aus den WÃ¤ldern. Vielleicht sind die S â€¦ wegen der KaiserstraÃŸe nach K. gekommen, Napoleons groÃŸer Heer- und HandelsstraÃŸe, die direkte Route von Paris in Richtung auf Frankfurt.

Ein GroÃŸvater S â€¦ hat dann eine GroÃŸmutter H â€¦ geheiratet. Das also ist das althergebracht-lÃ¤ndliche Milieu von Seiten des Vaters: Bauern, Fuhrleute, kleine Beamte, auch mal ein Lehrer.

Die Gegenbewegung mÃ¼tterlicherseits hat mit Industrie und Bergbau zu tun. Es kamen die Schâ€¦mitten im 19. Jahrhundert von der hessisch-thÃ¼ringischen Grenze her. Die Erzgruben dort waren erschÃ¶pft, Steinkohle die Zukunft damals. Es kamen Vater und Sohn, sie und ihre Nachkommen wohnten in der NÃ¤he der Zechen, in den kleinen HÃ¤usern des Arbeiterbauerndorfs, das allmÃ¤hlich zum stÃ¤dtischen Vorort sich mauserte.

Dagegen siedelte sich UrgroÃŸvater W â€¦ dicht beim Eisenwerk in N. an, wohnte mit Frau und zehn Kindern auf der Etage, und obwohl er ein frommer, sittenstrenger Evangelischer schien, hielt sich das GerÃ¼cht, er sei konvertierter Jude oder doch von solchen abstammend. Er soll in den 1880ern aus Baden herÃ¼bergekommen sein, um Hochofenarbeiter zu werden. 1930 starb er. Den Ariernachweis im Dritten Reich zu erbringen, gelang seinen Kindern nicht.

Meine GroÃŸeltern mÃ¼tterlicherseits, das ist die Liaison der Sippen Sch â€¦ und W â€¦, sozusagen Kohle und Stahl zusammengefÃ¼hrt â€¦ und meine Eltern dann die spÃ¤te Verbindung von Stadt und Land â€¦

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

und ich auf der Spitze dieser schwankenden Pyramide, als Einzelkind mich da denkbar unwohl fÃ¼hlend. Das Individuum war wie ein Palimpsest: zu oft Ã¼berschrieben worden. Welche MÃ¼he jetzt, sich so viele GegensÃ¤tze klarzumachen, sie in seinem Bewusstsein aufzubewahren und sich sagen zu mÃ¼ssen: Du bist die kurze Abschlussrede, enthaltend Sinn wie Unsinn langer alter Zeiten.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sigurd StÃ¤hling und die Adoleszenz

(1)

Wir hatten alles im Blick, wenn auch nicht wirklich unter Kontrolle. Am Anfang der Oberstufe hatte ich mich neben Ulrich setzen dÃ¼rfen, in die letzte Bank der Fensterreihe. Ulrich, unser Klassensprecher, war so smart, dass man ihn fast schon fÃ¼r hÃ¼bsch halten konnte. Er sollte es spÃ¤ter einmal bis zum Oberst bringen. Noch saÃŸ er ganz hinten am Fenster, wie auf einem FeldherrnhÃ¼gel in der Ebene. Neben ihm am Gang sitzend beschlich mich das unklare GefÃ¼hl, ich sollte ihn weniger hÃ¤ufig anschauen. Er hatte schon seine eigenen Feststellungen getroffen, mich betreffend. â€žDu streichst dir so oft mit den HÃ¤nden Ã¼ber die Haare, da hintenâ€œ, sagte er, â€žwas soll da Er ahmte meine GebÃ¤rde am eigenen Hinterkopf nach, besorgt lÃ¤chelnd. Was fÃ¼rchtete er fÃ¼r mich? Ich fÃ¼hlte mich schuldbewusst, ohne zu wissen weswegen. Mein Haar war doch wie Putzwolle, widerborstige dunkle Locken, sein milchkaffeebrauner Schopf dagegen kÃ¼rzer und glatt. ManikÃ¼re war ihm schon wichtig, darin war er mir voraus, Ã¼berlegen. In den Stunden wagte ich ihn nur noch verstohlen von der Seite zu betrachten.

In der Bank vor uns saÃŸen Sigurd und Franz. Sigurd StÃ¤hling anzuschauen, erfÃ¼llte mich anfangs mit Widerwillen, so hÃ¤sslich war er. Ã„uÃŸerlich schien er ein mickriges JÃ¼ngelchen, unterentwickelt und doch wie vor der Zeit gealtert; schmalbrÃ¼stig, mit lÃ¤nglichem, unten spitz zulaufendem Gesicht und fliehendem Kinn, der SchÃ¤del auch hinten verformt. Sein magerer, rachitisch wirkender KÃ¶rper wollte ihn zum gebÃ¼ckten Gang verleiten, doch er stemmte oder vielmehr klemmte sich dagegen, mit versteiftem RÃ¼cken und kleinen, sehr um WÃ¼rde bemÃ¼hten Schritten. Seine braunen Augen wirkten geistvoll, das Timbre der Baritonstimme war angenehm. In dem Stadtviertel, in dem StÃ¤hlings wohnten, lebte damals eine GroÃŸtante von mir. Ich horchte Tante Klara aus und erfuhr, Sigurd war ein Zwillingskind und die Geburt so kompliziert verlaufen, dass sein Bruder dabei gestorben war und er selbst nur gerade am Leben geblieben. Er war wie ich selbst Einzelkind.

Der stÃ¤mmige Franz spielte vor den anderen gern den Proleten, den Anti-Intellektuellen, den QuÃ¤lgeist. Sigurds Martyrium fand in den Minuten statt, wenn alle schon saÃŸen und auf den Lehrer und den Beginn der Stunde warteten. Franz rÃ¼ckte dem Nachbarn nahe, fuhr ihn mit Stentorstimme an: â€žDu Homo, du!â€œ Er gab ihm KnÃ¼ffe in die Flanke. Sigurd versuchte, zur Seite auszuweichen. â€žLas das, hÃ¶r doch aufâ€œ, zischte er. - â€žWas hast du gesagt: hÃ¶her rauf?â€œ Franz zwickte ihn in den Oberar â€žAua, nicht doch, lass â€¦!â€œ â€“ War es ein Spiel, ein Ritual, das mich da abstieÃŸ und zugleich faszini Keiner hatte die beiden zusammengesetzt, sie hatten es selbst gewollt. Franz trug Kaufhausklamotten im Military-Stil. Er fing schon an, etwas Ã¼ppig zu werden. Dieses schwellend Zuchtlose an ihm stach mir in die Augen und darÃ¼ber erschrak ich, sah dann rasch zu dem schlanken, adretten Ulrich hinÃ¼ber. Er und Franz palaverten oft scheinbar freundschaftlich in den Pausen, aber Ulrich duckte Franz immer wieder. Er lieÃŸ ihn kÃ¶rperlich nicht an sich heran, nannte ihn faul und einen BlÃ¶dmann.

KÃ¶niglicher amÃ¼sierte Ulrich sich nie, als wenn Franz auf Sigurd einhackte: â€žDu Homo, du!â€œ Der sonst so kÃ¼hle, disziplinierte Ulrich lachte, brÃ¼llte, bog sich vor VergnÃ¼gen. Franz genoss den Applaus und fÃ¼hrte das StÃ¼ck beinahe tÃ¤glich vor uns auf. Mir war Ulrichs Verwandlung dabei unheimlich. Ich sprach Sigurd darauf an: â€žStopp doch diesen Quatsch, bei dem fÃ¼r keinen was Gutes rauskommt.â€œ â€“ â€žWas soll ich denn machen, so ist er halt â€¦â€œ

Sigurd war jetzt mein HauptgesprÃ¤chspartner. Mit ihm oft und lange zu reden, brachte mich weiter. Er las schon Nietzsche und Schopenhauer und Ã¤rgerte den Deutschlehrer damit, dass er in seinen AufsÃ¤tzen den ironischen Stil Thomas Manns nachahmte, ohne RÃ¼cksicht auf das Thema, von dem er dabei weit ab- und daher selten Ã¼ber ein Ausreichend hinauskam. Seine Eltern waren Zeugen Jehovas, doch Sigurd war â€“ in einer Ã¼berwiegend evangelisch bis atheistischen Stadt â€“ katholisch getauft und erzogen worden. DarÃ¼ber beklagte er sich bei mir: â€žDie Rituale, mit denen sie dich prÃ¤gen, die wirst du im Leben nicht mehr los.â€œ Das VerhÃ¤ltnis zu den Eltern war fÃ¼r uns beide

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

problematisch. Als ich feststellte, es fehle daheim insofern die Basis, entgegnete er: â€žWo keine Basis ist, da braucht man keine.â€œ Ich besuchte ihn einmal zu Hause, es war schmucklos, freudlos, beengt, niederdrÃ¼ckend.

Er war eine auffallende Erscheinung, mehr noch als in der Klasse auf den Korridoren, im Schulhof oder in der Stadt drauÃŸen. Kein zweiter SchÃ¼ler war wie er gekleidet. Er trug als einziger Tag fÃ¼r Tag einen schwarzen Anzug mit weiÃŸem Einstecktuch, schwarze Halbschuhe und Ã¼ber weiÃŸem Oberhemd stets dieselbe dezent hellgrau gemusterte Krawatte. Immer dabei: die schwarze Miniaktentasche und ein dazu passender Regenschirm. Er vertraute mir einen Herzenswunsch an: eines Tages mit Melone zu erscheinen. Damals trug er auch konservative Gesinnung. Als ich mit ihm Ã¼ber einen Koalitionsbruch reden wollte, entschuldigte er sich: Von heutiger Politik verstehe er nichts. Zu den BÃ¼chern, von denen er sprach, gehÃ¶rte Felix Rexhausens â€žLavendelschwertâ€œ. Davon erzÃ¤hlte er nur recht allgemein, behaglich schmunzelnd, ohne zum Kern zu kommen: â€žSehr amÃ¼sant. Eben eine deutsche Revolution.â€œ Den satirischen Roman Ã¼ber den Aufstand der "HundertfÃ¼nfundsiebziger" las ich selbst erst viel spÃ¤ter.

Das Abitur stand bevor. Ich harmonierte geistig mit Sigurd, fÃ¼hlte mich physisch von Franz angezogen und beschloss wider alle Vernunft, dass ich meinen Roman, wie bei Proust der ErzÃ¤hler es bezogen auf Albertine sich vornimmt, eben mit Ulrich haben wollte. Daraus wurde indessen nur eine wenig ergiebige Kurzgeschichte.

(2)

Sigurd und ich, wir schrieben uns nach der Schule auf mein Betreiben an der UniversitÃ¤t von *** ein. Bald erkannte ich, meine Berufs- und Studienwahl war falsch gewesen. Mein Vater zwang mich, wenigstens bis zum Ende des Semesters auszuharren. Bis dahin hatte ich noch Gelegenheit, Sigurds Verwandlungen aus der NÃ¤he mit anzusehen. Er radikalisierte sich rasch und wechselte mit der Gesinnung auch seine KostÃ¼mierung. Aus dem Londoner BÃ¶rsenmakler wurde ein deutscher Hippie, der sich in schlabberige rote oder grÃ¼ne Wollsachen hÃ¼llte. Gern zitierte er jetzt den Apostel Paulus: den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein.

Mein Musterungstermin nahte und ich hoffte, fÃ¼r untauglich befunden zu werden. Von einem Mittel dazu hatte ich bei Thomas Mann gelesen: sich fÃ¼r homosexuell zu erklÃ¤ren. Ich wandte mich um Rat an Sigurd und gestand ihm als Erstem Ã¼berhaupt, dass ich schwul sei. Er schien anfangs unangenehm berÃ¼hrt, runzelte die Stirn und antwortete in ungewohnt trockenem, unpersÃ¶nlichem Ton, als wÃ¤ren wir Fremde fÃ¼reinander. Er riet mir, diesen Notausgang nur im Ã¤uÃŸersten Fall zu nehmen. AbschlieÃŸend sagte er noch, jeder Homosexuelle mÃ¼sse sich Ã¼ber seine Rolle selbst klar werden. War das nun eine diskrete Offenbarung oder nicht?

Nach diesem Semester wohnten wir in verschiedenen StÃ¤dten, besuchten uns gelegentlich und schrieben einander Briefe. In einem der ersten gab er erneut einen Lesetipp. Martyn Goffs â€žDer jÃ¼ngste Herr im Vorstandâ€œ werde "zur Erhellung Deiner Lage UnschÃ¤tzbares leisten", schrieb er. Er selbst lese gerade Osbornes â€žEin Patriot fÃ¼r michâ€œ. Daneben fand sich eine Liste toter Schriftsteller, deren Biographien er sich, ohne es zu begrÃ¼nden, sÃ¤mtlich bald anschaffen wolle: Arthur Rimbaud, Paul Verlaine, AndrÃ© Gide, Oscar Wilde, Stefan George, Alexander von Humboldt, Marcel Proust, RenÃ© de Chateaubriand, Hans-Christian Andersen â€¦ Es war leicht, die Schrift auf der unsichtbaren Banderole zu entziffern: HomosexualitÃ¤t in der Literatur. Nur bei Chateaubriand hatte er sich vertan, glaube ich. Mich Ã¤rgerte dieses literarische Maskenspiel. Ich wollte ihn provozieren, konstruierte in meiner Antwort den Gegensatz von intellektuell â€“ das sei er â€“ und sinnlich: wÃ¤re ich gern gewesen. Er verstand mich gut und zeigte in seiner Antwort, wie verletzt er war.

Bei der Musterung gelang mir tatsÃ¤chlich, aufgrund von HomosexualitÃ¤t fÃ¼r untauglich erklÃ¤rt zu werden. Ich wollte ein bisschen stolz auf mich sein, aber Sigurd meinte, so ein Coming-out sei doch

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

ein Fehler. Das wÃ¼rde sich zeigen, falls man spÃ¤ter einmal im Ã¶ffentlichen Leben eine Rolle spielen wolle.

Einige Zeit spÃ¤ter wechselte er das Studienfach, an die Stelle von Psychologie trat jetzt Soziologie. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund lÃ¶ste sich auf und Sigurd fand Anschluss an eine marxistische Splittergruppe. Sie war aus seiner Sicht ideal â€“ einerseits radikal, andererseits auch etwas feingeistig und mit Geldmitteln unklarer Herkunft versehen. Sie schickten ihn zu Kursen ins westliche Ausland, er stieg bis in den FÃ¼hrungszirkel auf. Er schrieb auch fÃ¼r ihre Zeitung und erklÃ¤rte mir, faktisch habe er aufgehÃ¶rt zu studieren, er sei jetzt BerufsrevolutionÃ¤r.

(3)

Damals lebte ich schon in Berlin. Bei Sigurds erstem Besuch dort war seine Aufmachung nicht mehr extravagant, er trug jetzt schlichte Alltagssachen, als er mich spontan von der Arbeit abholte. Den Abend verbrachten wir anfangs auf einem Teach-in in der Technischen UniversitÃ¤t, dann fÃ¼hrte ich den stumm Widerstrebenden in die schwule Disco, in der ich damals verkehrte. Ich wurde enttÃ¤uscht, im Lokal zeigte er keinerlei Reaktion auf die Umgebung. Obwohl in dieser Welt selbst noch nicht wirklich angekommen, wollte ich doch in ihm den bornierten Provinzler sehen, der blind durch Berlin lief. Er hat weder GespÃ¼r fÃ¼r AtmosphÃ¤re, sagte ich mir, noch fÃ¼r das wirkliche Leben. Die Menschen auf den StraÃŸen und PlÃ¤tzen, er scheint sie kaum zu sehen, er atmet nur die dÃ¼nne Luft von Bibliotheken, Seminaren, BuchlÃ¤den und kleinen linken Zirkeln. Besonders enttÃ¤uschte er mich dadurch, dass er auch auf intellektuellem Gebiet nicht mehr so glÃ¤nzte wie frÃ¼her. Er schien mir theoretisch schwach und leicht angreifbar. Aber mich reizten oberflÃ¤chliche StreitgesprÃ¤che nicht mehr.

Vielleicht hatte ich mich getÃ¤uscht â€¦ Als er einige Abende spÃ¤ter wieder kam, war er gerade auf einer Kudamm-Demonstration gewesen und hatte dabei, wie er mit halb unterdrÃ¼ckter Befriedigung berichtete, ein eindeutiges Angebot erhalten. Aber er war doch nicht mit dem Jungen auf dessen Zimmer gegangen - und ich verstand nicht einmal, wie Ã¼berhaupt einer Sigurds KÃ¶rper begehren konnte.

SpÃ¤ter in diesem Jahr trafen wir uns, als wir wieder einmal in der Heimat zu Besuch waren. Wir gingen im Wald spazieren und erÃ¶rterten literarische PlÃ¤ne. Ãœber meine Ã¤uÃŸerte sich Sigurd im Ganzen wohlwollend. Nur sagte er, er vermisse dabei das Anliegen. Dass einer ohne ein solches schreiben und dabei nur sein LebensgefÃ¼hl ausdrÃ¼cken will, konnte er nicht akzeptieren. â€žWir gehÃ¶ren halt zwei verschiedenen Epochen anâ€œ, sagte er, â€ždu einer untergehenden, ich einer gerade beginnenden.â€œ

Wir kamen an einem Ausflugslokal vorbei, auf das ich ihn hinwies: da sei ich mal mit Ulrich gewesen. â€“ â€žUnd, hÃ¶rst du noch etwas von ihm?â€œ â€“ â€žNein, schon lange nicht mehr.â€œ Nach Fra gar nicht erst.

(4)

Einige Monate darauf besuchte er mich ein zweites Mal in Berlin. Es war Freitagabend und nach einer Woche BÃ¼roarbeit zog es mich in die Bars. Da stand plÃ¶tzlich Sigurd vor der TÃ¼r meines Apartments. Er sei schon eine Woche in der Stadt, habe meine Telefonnummer verloren und sei in Arbeit versackt. â€žWir sind dabei, auch hier eine Gruppe aufzubauen, das ist schwer in so einem politisierten Milieu. Nach einem Seminar in der FU planen wir nun eine GroÃŸveranstaltung in der TU, im Audimax.â€œ Er nannte zwei, drei Namen von MÃ¤nnern, die VortrÃ¤ge halten sollten. Er hielt sie fÃ¼r sehr bedeutend, wenn sie der Ã–ffentlichkeit auch kaum bekannt waren.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Er wollte nur kurz mit mir sprechen und den Nachtzug nach Frankfurt nehmen. Ich Ã¼berredete ihn ohne viel MÃ¼he, erst am nÃ¤chsten Morgen zu fahren und die Nacht in meiner Gesellschaft zu verbringen. Dann fÃ¼hrte ich ihn wieder in meine Lieblingslokale. Er fiel kaum noch auf, so unscheinbar wie er sich nun kleidete. Oder fiel er gerade dadurch auf? Noch nie habe er derart Ã¼berfÃ¼llte Kneipen gesehen, sagte er; es klang neutral. Da kam Rupert Danziger in die Bar und mir gerade recht: Er war Schauspieler, Regisseur, intellektuell, die beiden wÃ¼rden sich gut unterhalten kÃ¶nnen. Ich stellte sie einander vor, aber Rupert, mein neuer Mentor, glÃ¤nzte diesmal nicht. Er habe drei Tage und NÃ¤chte tanzend durchgemacht und fÃ¼hle sich dem Zusammenbruch nahe. â€žIch bin schon so mÃ¼de, dass ich nicht einmal mehr schlafen kann â€¦â€œ Sigurd versuchte dazu ein LÃ¤cheln, schwieg. Rupert zog weiter.

Jetzt ging ein schlanker junger Mann mit RÃ¶merkopf vorbei, der mich beinahe feindselig anstarrte. Sigurds Miene schien fragend. Ich sagte, das sei mein DÃ¤mon. â€žEr ist Koch, er fasziniert mich. Ich habe ein paar Mal mit ihm zu reden versucht, es war nicht an ihn heranzukommen. Und doch sind wir seitdem aufeinander fixiert, irgendwie â€¦ Was soll ich tun? Bist du nicht mal Psychologe gewesen?â€œ â€“ â€žI gewesen, das ist nicht mehr mein Fach. Und ich kann dir dazu nichts sagen.â€œ

Wir versanken in anhaltendes Schweigen. Ich begann mir vorzuwerfen, ihn Ã¼ber Nacht dabehalten zu haben. War ich denn so viel besser als Franz damals mit seinem â€žDu Homo, duâ€œ? Welcher DÃ¤mon trieb mich zum zweiten Mal, ihn in eine Szene einzufÃ¼hren, die er selbst bewusst mied? Aber er hatte mich wegen meiner LebensfÃ¼hrung in seinen Briefen kritisiert, hatte von "gepflegter Abartigkeit" geschrieben. Ich erinnerte mich und mein Groll war wieder da.

Wir kamen gegen drei Uhr morgens bei mir an. Es waren noch vier Stunden herumzubringen. Mein Apartment war so klein, dass nicht zwei gleichzeitig sich niederlegen konnten. Also blieben wir auf und stritten uns. Er begann mit EindrÃ¼cken von einem Kursus in Frankreich im Sommer davor. Da war eine deutsche Genossin gewesen, ihr Vater sei Chefredakteur in Frankfurt. â€žDie Auflage geht in die Millionen und er residiert in einem Hochhaus.â€œ â€žSo schÃ¶n kann Sozialismus sein â€¦â€œ â€“ â€žIn EffektivitÃ¤t kommt es an.â€œ â€“ â€žGenau, und die Frage solltest du dir auch mal vorlegen.â€œ â€“ â€žIch war noch nie etwas Ã¼berzeugt von dem, was ich tue.â€œ â€“ â€žIn der Tat. Von proletarischer Revolution dauernd reden, aber keine Ahnung von Proletariern haben â€¦â€œ â€“ â€žWoher beziehst du eigentlich deine kleinbÃ¼rgerlichen Vorstellungen, auch Studenten schaffen Mehrwert, den sie verkaufen mÃ¼ssen, sind also Proletarier.â€œ â€“ â€žAlle Studenten sind Proletarier?! Lachhaft. Ich habe jeden Tag im BÃ¼ro mit echten Arbeitern und kleinen Angestellten zu tun, am Telefon oder persÃ¶nlich. Ich weiÃŸ, was sie verdienen, wie sie arbeiten, weshalb sie gekÃ¼ndigt werden. Du aber treibst Theorie ohne Basis und obendrauf packst du dann noch Praxis. Das kann nur scheitern.â€œ

Er sagte, wir sollten nicht weiter auf diese Art diskutieren. Wir litten an gebrochener Kommunikation, kÃ¶nnten uns einander nicht mehr mitteilen. Er monologisierte zwanzig Minuten und legte mir dar, was ihn antreibe und worin unsere Differenzen begrÃ¼ndet lÃ¤gen.

â€žWenn Leute wie ich Rechenschaft Ã¼ber ihr Tun ablegen sollenâ€œ, begann er, â€žund das nicht mit Hinweis auf Ã¤uÃŸere Erfordernisse dieses oder jenes Sachverhaltes tun kÃ¶nnen, bekommt man meist unzureichende Antworten. Ich fÃ¼r meinen Teil habe die Erfahrung gemacht, daÃŸ sich dabei ein SelbstbewuÃŸtsein manifestiert, das sich im wesentlichen bestimmen lÃ¤Ã¸t als die Erkenntnis der konstituierenden Bedeutung des Gesamtprozesses fÃ¼r die Rolle des Subjekts, es ist das historische Bewusstsein â€¦â€œ (er betonte es, machte eine kleine Pause und fuhr fort:) â€žDie vulgÃ¤re Existenzbestimmung als einer unmittelbaren gibt niemals Raum fÃ¼r die Erkenntnis ihrer eigenen Bedingungen. Sie geht aus vom einfachen Sich-selbst-gegeben-Sein und verharrt auf der Stufe dieser Unmittelbarkeit; dies ist das ahistorische Bewusstseinâ€œ, (er nickte bedeutsam und wiederholte sich:), â€ždas ahistorische Bewusstsein also, das, indem es seine Existenzbedingungen wesentlich als Produkte seines Wollens sieht, die Bedeutung seiner eigenen Existenz nur aus sich selber zu geben vermag. Damit muÃŸ ihm seine eigene Wesenheit fremd bleiben, denn diese ist vom Ganzen her bestimmt. Die vulgÃ¤re Bestimmung der Existenz gibt sich allzu bescheiden, sie hat nicht den Anspruch,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

integrierender und damit konstituierender Bestandteil des Ganzen zu sein. Indem sie ihre Bestimmung an sich selber zu verwirklichen sucht, bringt sie es fertig, von der Tatsache zu abstrahieren, daÃŸ sich die eigene Lebensbewegung nur inmitten der Gesamtbewegung vollzieht und setzt sich damit absolut. So erweist sie sich als eitle Sackgasse â€¦â€œ

Das ging noch eine Weile so fort, dann brachte ich ihn zum Bahnhof Zoo.

Hatte ich seine Suada mitstenografiert? NatÃ¼rlich nicht. Er bekam zwei Wochen spÃ¤ter einen ruppigen Brief von mir und antwortete postwendend, indem er mir noch einmal ausfÃ¼hrlich darlegte, wie er mit dem Weltgeist sei und ich eben Bewohner einer - eitlen Sackgasse. Ich erkannte fast alles wÃ¶rtlich wieder. Er hatte es wie auswendig gelernt herunterspulen kÃ¶nnen, so dass ich die Briefstelle heute als Redezitat verwenden kann.

Viel mehr als dieser Hauptteil trafen mich Anfang und Ende seines Schreibens. Es begann so: â€žIch habe mich in unseren Beziehungen niemals Ã¼ber einen Mangel an Zynismus beklagen kÃ¶nnen; das hatte seine GrÃ¼nde und ich habe das akzeptiert â€¦â€œ und schloss damit: â€žDaÃŸ Du verschiedene Wunde mit Ã„tze ausgewaschen hast - im Sinne der Hygiene wird dies niemand verurteilen kÃ¶nnen! Hygiene aber findet ihren Sinn erst in der Therapie.â€œ

Da ich ihm nicht helfen konnte, belieÃŸ ich ihm das Schlusswort. Er verschwand fÃ¼r mich im Dunkel der Zeitgeschichte.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Brief an einen lieben Toten

Berlin, im Herbst 2020

Lieber Vorangegangener,

verzeih, das klingt hÃ¶lzern, ich weiÃŸ. Es ist nicht die erste Version, ich tue mich damit schwer, dich den neuen UmstÃ¤nden entsprechend anzureden. Ich wollte schon "Mein lieber Antipode" schreiben und habe es verworfen â€“ zu kÃ¼hl, zu gelehrt. AuÃŸerdem missfÃ¤llt mir dessen Bedeutung im Ã¼bertragenen Sinn. Nicht einen Gegensatz will ich betonen, ich suche wieder die AnnÃ¤herung an dich. Die neuen UmstÃ¤nde? Noch so eine Verlegenheitsfloskel. Es ist nun einmal wahr, dass sie dich in der Erde Neuseelands begraben haben, nicht in Europa, das du mehr geliebt hast, wenn es auch eine Zuneigung aus der Distanz bleiben musste. Mir fÃ¤llt noch etwas ein: "Lieber GegenfÃ¼ÃŸer" â€¦ Das hat etwas ZÃ¤rtliches, findest du nicht?

Ich stelle mir jetzt deine FÃ¼ÃŸe nicht im Grab, sondern in meinem Bett vor, damals neben mir. Du schlÃ¤fst unruhig, bewegst Beine und FÃ¼ÃŸe hin und her und davon werde ich wach. Deine Sorgen kenne ich, deinen unerfÃ¼llbaren Wunsch. Du willst nach Europa, nach Deutschland, nach Berlin. Du wirst keine Arbeitserlaubnis bekommen, also musst du zurÃ¼ck und auf der SÃ¼dhalbkugel bleiben. Und deshalb ruckelst du jetzt im Traum mit den ExtremitÃ¤ten, zuckst auch mit Armen und HÃ¤nden. Ich kann dir nicht wirklich helfen, dich nur ein wenig beruhigen. Ich nehme dich in meine Arme und ich lege ein Bein quer Ã¼ber deine Unterschenkel. Jetzt bist du halbwach geworden, atmest einmal tief durch und rÃ¼ckst nÃ¤her an mich heran. So war es doch - war es so? Wer sich da noch sicher sein kÃ¶nnte.

ZufÃ¤llig bin ich auf die Nachricht von deinem Tod gestoÃŸen â€“ was man so Zufall nennt und doch keiner ist. Ich bin dabei, alte Briefe digital zu archivieren, solche, die ich noch immer aufbewahre. Nr. 420 ist der, den du mir einmal geschrieben hast. Ich war mir nicht sicher, ob ich deinen Familiennamen noch exakt wÃ¼sste; er fehlt im Brief. Um es herauszufinden, gab ich Vor- und Zunamen bei Google ein. (So ein Pedant bin ich.) Korrekt sind die Namen und ich weiÃŸ jetzt, dass du schon einige Zeit nicht mehr am Leben bist. Ein paar Tage war ich traurig deswegen. War das nun Ã¼berspannt? Ich war dir vor Jahrzehnten wÃ¤hrend eines halben Monats sehr nahe gekommen und hatte schon lange keine Nachricht mehr von dir. Und dennoch: So fern du warst, so nah warst du mir auch. Kein Jahr, in dem du mir nicht wiederholt vor die Augen tratest. HÃ¤ttest du dich nicht vollkommen von mir entfernt, es wÃ¤re weniger oft geschehen, vermute ich.

Du seiest unerwartet und friedlich zu Hause verschieden, las ich. Das ist ganz dein Stil gewesen: ruhig abwarten und geschehen lassen. Einmal, das hast du mir erzÃ¤hlt, standest du in Berlin vor einer abfahrbereiten U-Bahn, wartend, dass die TÃ¼ren automatisch geÃ¶ffnet wÃ¼rden, wie in London. Nicht so in Berlin, die Bahn fuhr ohne dich ab.

Ich hÃ¤tte dich hier auch mit deinem Vornamen anreden kÃ¶nnen, aber das ist mir nicht persÃ¶nlich genug. Du trÃ¤gst einen hÃ¤ufig vorkommenden Namen. Ihn zu gebrauchen, wÃ¼rde dich unter so viele andere einreihen, doch fÃ¼r mich warst du einzigartig. Ich kenne die Art deiner Bestattung nicht, sie werden deinen Leib hoffentlich nicht verbrannt haben. In deinen Knochen, im RÃ¼ckenmark, gerade auch da ist deine individuelle, unverwechselbare Substanz. Ich wÃ¼rde nicht zÃ¶gern, deinen TotenschÃ¤del zu berÃ¼hren, so als ob du noch lebendig wÃ¤rst wie damals. Du kamst mit mir nach Hause, ein wenig besorgt beim ersten Mal. Ich schloss die TÃ¼r hinter uns und nahm deinen Kopf in meine HÃ¤nde, umfasste die Hirnschale. Ich war neugierig auf den Inhalt unter der SchÃ¤deldecke, griff stÃ¤rker zu. Die Form offenbarte mir nichts. Da begann ich das kurze Haar zu streicheln - war es dunkelblond oder fahlbraun gewesen? Meine Erinnerung lÃ¤sst mich im Stich. Wir kÃ¼ssten uns lange. Dein Totenkopf wÃ¼rde mir auch jetzt keinen Aufschluss geben. Ich wÃ¼rde ihn behutsam niederlegen, wie eine Reliquie.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Es ist richtig, du warst nicht allzu hÃ¼bsch. Warst weder recht groÃŸ noch wirklich klein. Durchschnitt, ohne MittelmaÃŸ, schlank, ohne hager zu sein. Eher herb sahst du aus, ein bisschen karg, spÃ¤ter Nachfahre von Fischern und SchafzÃ¼chtern, im Ganzen doch reizvoll, stellte ich allmÃ¤hlich fest. Als du in die Bar kamst, war Wyatt neben dir und zog anfangs meine Blicke auf sich. Er war, was du nicht warst: groÃŸ, breit, gutaussehend. An ihn wollte ich nÃ¤her herankommen. Aber er wich geschickt aus, indem er sich hinter dich stellte, als ich zu euch getreten war, und sagte mir Ã¼ber deine Schulter hinweg, du seiest ihr Besuch von daheim, aus Neuseeland. Er wohnt bei uns drauÃŸen, ergÃ¤nzte er und bezog so einen mir unbekannten Dritten mit ein, schob ihn zusÃ¤tzlich zwischen sich selbst und meine interessierte Person. Dann ging er weg, angeblich um Drinks fÃ¼r uns zu holen. Sprich Englisch mit ihm, wenn mÃ¶glich, sagte er noch und blieb lange fort. Wir sahen ihn mit zwei anderen GÃ¤sten reden.

Unser GesprÃ¤ch in der Bar war von Anfang an stockend. Es mag auch an der lauten Musik gelegen haben, daran dass wir gegen sie anreden mussten. Du sagtest, du hÃ¤ttest den ganzen Sommer in Europa verbracht und mÃ¼sstest bald zurÃ¼ck, leider. Dabei wirktest du so bedrÃ¼ckt, dass es mich rÃ¼hrte, und das war der Anfang der Sympathie. Ich legte eine Hand auf deine Schulter, begÃ¼tigend sollte es wirken, du aber wolltest es als mein BedÃ¼rfnis nach grÃ¶ÃŸerer NÃ¤he verstehen, lehntest dich an mich, bliebest dabei. So standen wir lÃ¤nger dicht beisammen und sahen schweigend auf das Treiben rundum: die GrÃ¼ppchen Redender, die einzeln Herumgehenden, das Werben umeinander â€¦ Wyatt kam zurÃ¼ck mit zwei Flaschen Bier, fÃ¼r sich eine Limonade. Er trank sie nur halb aus, erklÃ¤rte dir etwas mit viel Akzent, so dass ich nichts mitbekam. Dann war er weg und ich hatte dich fÃ¼r die Nacht.

Es wurden drei NÃ¤chte, erst eine und am Wochenende darauf noch zwei. In der Erinnerung unterscheide ich sie kaum. Wir waren jeweils auch den grÃ¶ÃŸten Teil des auf eine Nacht folgenden Tages zusammen, blieben in meiner Wohnung, bis Wyatt dich abholte. Dabei schien er darauf zu achten, dich nicht bei mir zu treffen, sondern irgendwo in der NÃ¤he. Mit dir zu reden, war jetzt einfach. Ich hÃ¶rte mich in dein pazifisches Englisch ein und du Ã¼berhÃ¶rtest meine vielen Fehler beim Sprechen oder tatest so. Wir sprachen Ã¼ber dein Land und meines. Europa war fÃ¼r dich herrlich, Deutschland wunderbar und Berlin die allerfreieste Stadt. Ich habe hoffentlich nicht darÃ¼ber gelÃ¤chelt wie jetzt. Wenn du schon nicht Ã¼bersiedeln konntest, solltest du wenigstens ein paar leicht zu konservierende Illusionen mit nach Hause nehmen, als Notvorrat fÃ¼r die lange weitere Lebensreise.

Anschmiegsam warst du am Tag auf eine selbstverstÃ¤ndliche, fast sportliche Weise. Nachts begriff ich, dass du das Unterlegensein liebtest, auch den Schmerz. Du zeigtest mir, wie ich dir wehtun konnte. War ich gelehrig? Du hÃ¤ngtest dich an mich, das war zu bemerken. Je sympathischer du mir wurdest, umso weniger gern schlug ich dich und tat es doch, um dich nicht zu enttÃ¤uschen. Mein Dilemma vergrÃ¶ÃŸerte sich mit jeder gemeinsamen Nacht. WÃ¼rdest du auch noch verlangen, dass ich dich wÃ¼rgte? Ich sagte mir, es sei gut, dass du bald zurÃ¼ckfliegen musstest, und ich vermisste dich schon im Voraus.

Die vierte Nacht verlief anders. Wir waren in der Bar verabredet, in der wir uns kennengelernt hatten. Du kamst erst spÃ¤t an diesem Samstagabend mit Wyatt dorthin. Ich erfuhr zu meiner Erleichterung wie zu meinem Schmerz â€“ ja, Schmerz -, du kÃ¶nntest nicht mehr mitkommen. Am Ã¼bernÃ¤chsten Tag ging morgens dein RÃ¼ckflug und Wyatt hatte das Abschiedsprogramm so dicht gepackt, dass keine Stunde mehr frei blieb. Morgen Mittag, sagtest du, da haben sie fÃ¼r mich Freunde von sich zum Essen eingeladen â€¦ Nach einiger Zeit trenntest du dich von uns, stiegst die Treppe hinab und bliebst sehr lange dort unten. Es ging gegen Morgen, das Lokal leerte sich. Wyatt, der bei mir geblieben war, sagte nach und nach: Ja, Lionel ist jetzt im Darkroom â€¦ Er ist ein bisschen depressiv wegen seiner Abreise â€¦ Ich wÃ¼rde zwar gern bald nach Hause fahren, aber ich bringe es nicht Ã¼ber mich, ihn heraufzuholen â€¦ Es ist seine letzte Gelegenheit, wahrscheinlich fÃ¼r immer â€¦ und vielleicht ist es gut so. Selbst mir ist es schwer gefallen, mich bei euch einzugewÃ¶hnen. Der MentalitÃ¤tsunterschied ist sehr groÃŸ.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Um halb fÃ¼nf warst du wieder bei uns. Wir redeten noch einmal Ã¼ber die Zukunft. Du sagtest: Ich kann mich nicht mal in England einbÃ¼rgern lassen, das geht jetzt auch nicht mehr â€¦ Und du wÃ¼rdest Europa nicht mehr besuchen, es sei zu teuer. Oder, wenn Ã¼berhaupt, frÃ¼hestens in fÃ¼nf Jahren. Wir blieben noch eine Stunde, bis der Barmann uns als Letzte hinauskomplimentierte. Dann auf der StraÃŸe gefÃ¼hlvoller, endgÃ¼ltiger Abschied, aufwÃ¼hlend, empÃ¶rend, niederschlagend. Es kam noch ein Brief von dir, anzuschauen wie die Inschrift auf einer alten rÃ¶mischen Stele, sagen wir, an der Via Appia. Ein Fragment daraus: I HOPE YOU ARE WELL MANY DAYS I THINK OF THE TIMES WE SPENT TOGETHER EVEN THO IT WASNâ€™T VERY LONG FOR ME THEY WERE NICE TIMES I WISH WE COULD HAVE SPENT A LOT MORE TIME TOGETHER AND GOT TO KNOW ONE ANOTHER MUCH BETTER I REALLY MISS THOSE NIGHTS AND SUNDAY MORNING BREAKFASTS DONâ€™T HAVE ANY MORE NEWS AS THIS PART OF THE WORLD IS VERY QUIET â€“ Wie oft habe ich das gelesen und manchmal dazu Musik von Philip Glass gehÃ¶rt: Einstein on the Beach.

Unsere Verbindung brach ab, du warst kein groÃŸer Briefschreiber. Was Wyatt betrifft, so weiÃŸ ich inzwischen, ihr seid immer in Kontakt geblieben. Darin finde ich einen gewissen Trost. Er ist ein Mann von Anstand, Format und WÃ¼rde. In ihm ist der Geist des Ostens â€“ lernen wir von ihm - und an ihm, Wyatt, ist auch die Manierlichkeit der groÃŸen Welt. Einer wie er konnte im Beruf Prinzessinnen und Diven umsorgen. Wie souverÃ¤n er ist, ihn kann, ihn muss man bewundern - dich hÃ¤tte ich immer nur lieben wollen. Wusstest du, dass ich Wyatt schon vor dir kennengelernt hatte? Es war im selben Sommer, ein paar Wochen frÃ¼her, eine wortarme Begegnung im Wald â€¦ Er, der groÃŸe, krÃ¤ftige, attraktive Mann kniete vor mir und â€“ du bist schon im Bild. Dabei war er einfach perfekt und: vollkommen unpersÃ¶nlich. Das PersÃ¶nliche ist wohl unser Schicksal gewesen, deines wie meines, und ich will jetzt nicht so weit gehen zu sagen: auch unser UnglÃ¼ck.

Wie lasse ich dir diesen Brief zukommen? Und muss ich ihn erst ins Englische Ã¼bersetzen? Das weiÃŸ ich noch nicht. Ich will es so sehen: Jetzt ist dieser Brief an dich in der Welt, und das ist dieselbe Welt, an der, in verÃ¤nderter Form zwar, deine unzerstÃ¶rbare Substanz noch immer teilhat. So gesehen kann ich mich an vielen Orten und zu vielen Zeiten an dich wenden, dich erreichen. Fast mÃ¶chte ich sagen: Was war, das ist und wird sein. Oder vielleicht ist es so, es mag sein. Jedenfalls grÃ¼ÃŸe ich dich, anders als zu Beginn meines Briefes, an seinem Ende so:

Der mit dir Gleichzeitige

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Eine Reise wie keine

Robert Walser kam aus Biel, da bist du doch auch mal gewesen? - Gewiss, an das Hotel dort erinnere ich mich, sonst an kaum etwas. Es lag an einer der HauptstraÃŸen im Zentrum, war gediegen und plÃ¼schig nach Schweizerart. Auf meinem Zimmer schrieb ich einen Brief, darin ein bisschen Walser imitierend. WÃ¤hrend ich mir die Stadt jetzt vorzustellen versuche, kommt mir die gleiÃŸende Kathedrale von Solothurn in den Sinn. Vielleicht habe ich anstelle von Biel in Solothurn Ã¼bernachtet und dort den Brief geschrieben? Ich weiÃŸ es nicht mehr.

Dieser Monat in der Schweiz gehÃ¶rt zu den seltenen Abschnitten meines Lebens, die nicht dokumentiert sind. Ich fuhr und lief damals kreuz und quer durch das Land, lieÃŸ mich vom Wetter und von ZufÃ¤llen leiten. Schon die Vorgeschichte war chaotisch gewesen. Kurz vor einer lange geplanten Reise nach Wien war ein Freund dort Ã¼berraschend an Aids gestorben. Ich hatte sogar geweint, nur kurz, hatte mich wieder gefasst und umorientiert.

So fuhr ich zu Ostern nach Basel. Mein Gastgeber beklagte den Puritanismus der Schweizer. Wenn es ihm einfiele, jetzt am Feiertag die Fenster zu putzen, wÃ¼rde gewiss irgendeiner die Polizei rufen. Wir unternahmen stattdessen eine Jurawanderung, die mir nur etwas kurz vorkam - es musste daheim noch ein Festtagslammbraten fachmÃ¤nnisch prÃ¤pariert werden.

Am Ostermontag nach Lugano und du empfandest dasselbe wie Hermann Hesse anno 1927: freudloser Rummel am See und in den Gassen. Montagnola lieÃŸ ich rechts liegen, als ich anderntags am Hang des Monte San Salvatore nach SÃ¼den ging - mein jugendlicher Enthusiasmus fÃ¼r Hesse hatte schon nachgelassen. WomÃ¶glich kam ich durch Carabbia und Carona, ob ich auch im, wie man sagt, herrlichen Morcote war, ist mir entfallen. Ich sollte von Melide den Zug bis Capolago genommen haben. An die einfache, freundliche Pension in Riva San Vitale denke ich noch gern.

Vor mir tÃ¼rmt sich jetzt die Frage auf: War ich je auf dem Monte Generoso? Wohl doch, einmal genoss ich ja, scheint mir, diese Aussicht, die nur zu oft als grandios bezeichnet wird. Aber es kann kaum von Riva aus gewesen sein. An diesem Tag stieg ich, falls ich mich nicht irre, schon an der Station Bellavista aus und wanderte durch die grÃ¼nen HÃ¼gel Richtung Mendrisio. Mir ist, als ob ich dahin zuletzt den Bus genommen hÃ¤tte. Mendrisio kam mir lombardisch, nicht helvetisch vor. Nach einer Nacht dort muss ich auf einem der vielen Bergwege zum Gipfel des Monte San Giorgio gelangt sein. Mir hat sich vor allem eingeprÃ¤gt, wie ein Vater seinem auf der Kante Ã¼ber dem Absturz hÃ¤ngenden SÃ¶hnchen immer wieder zurief: â€žReste lÃ , reste lÃ !â€œ An diesem Tag oder an ein anderen machte ich Bekanntschaft mit einer sinnreichen Vorrichtung: Kettenhund mit langer Schiene fÃ¼r die Kette. Fast wÃ¤re einem so die Attacke auf mich geglÃ¼ckt.

War ich abends nicht in Chiasso und musste Ã¼ber Nacht zur Sicherheit meinen Pass an der Rezeption hinterlegen? Nichts weiter Ã¼ber Chiasso! Am Morgen darauf rasch nach Lugano gefahren und mit einem Bus in die Berge nÃ¶rdlich davon. Ein schÃ¶ner Tag, von dem kaum ein Hauch von Erinnerung geblieben ist. Ich Ã¼bernachtete in einem frisch renovierten Zimmer in Tesserete. Der Gastwirt war sehr stolz auf den guten Geschmack, der da gewaltet hatte. Ich machte abends PlÃ¤ne fÃ¼r Touren in noch hÃ¶here Regionen, doch das Wetter passte anderntags dazu nicht. So flÃ¼chtete ich am Morgen ins niedrigere Malcantone, spÃ¼rte im April vereinzelte Schneeflocken auf meiner Haut und zog mich, da NordfÃ¶hn war, mittags mit dem nÃ¤chstbesten Schnellzug Ã¼ber die Alpen zurÃ¼ck. Und das war erst der strukturiertere Teil meiner Reise, wie war dann wohl der Rest?

Der weitere Ablauf ist im Detail nicht mehr rekonstruierbar. Zu viele und zu weit auseinanderliegende Orte, mit immer anderen Bahnen oder Bussen und oft auch zu FuÃŸ erreicht. Ich suche im Atlas Namen, die etwas in mir wachrufen. Da ist das kleine Goldau mit dem groÃŸen Bahnhof. Vom Gasthofzimmer sehe ich, wie sich die stille StraÃŸe in der DÃ¤mmerung mit amÃ¼sierwilliger Jugend belebt. Oder Einsiedeln mit seinem Kloster wie ein GroÃŸkaufhaus des Glaubens. Pfauenschreie in

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

einem Privatgarten im Mittelland â€“ ist es am Sempacher See? Ich musste Murten sehen und Fribourg, BeromÃ¼nster und St. Gallen, auch das Kunstmuseum in Winterthur. In dieser Stadt schob sich ein reisender Kaufmann abends am Tresen der Hotelrezeption dreist an mir vorbei, ich kann sehr nachtragend sein â€¦ Im Bahnhof von Bern spielte ich den unbeteiligten Beobachter und nahm sie doch wahr, die einzeln flanierenden MÃ¤nner. Auch bei der Maifeier auf dem Thuner Marktplatz sah ich mich unter den Teilnehmern um. Am Bodensee war ich nur so lange, wie man zum Umsteigen braucht. Nach einer Nacht in Buchs, gegenÃ¼ber Liechtenstein, ging ich zu FuÃŸ rheinaufwÃ¤rts bis Sargans und fuhr vielleicht von da nach Chur. Und wann stieg ich vom Berninapass ins Puschlav hinunter, damals oder auf einer spÃ¤teren Reise? Als ich an der Aare war, schlief ich da in Brugg oder in Aarau? Wer das noch wÃ¼sste.

Zum Ãœbernachten fand ich in Brienz ein hellhÃ¶riges GrÃ¼nderzeithotel und im Emmental ein altes, behÃ¤biges, ganz aus Holz, in dem groÃŸe, wohltuende Stille herrschte. Es kann in Burgdorf gewesen sein, als mir beim FrÃ¼hstÃ¼ck eine Dame auf meinen fragenden Blick hin ihr Schweizerdeutsch Ã¼bersetzte: Ich habe meiner Freundin eben gesagt, ich hÃ¤tte gestern gekotzt. Noch einmal kam ich ins Tessin, Ã¼bernachtete in Bellinzona. Vielleicht fuhr ich erst von da zum Monte Generoso und weidete mich am spektakulÃ¤ren Panorama, alles zugleich im Blick, die Gebirgsmauern und die Riesenseebecken dazwischen.

Auf dieser Reise durch die Schweiz, die ich bis dahin kaum gekannt hatte, tat ich alles, was ich gewÃ¶hnlich bei Reisen fÃ¼r falsch halte. SpÃ¤ter fuhr ich noch wiederholt hin und vermied es mit Bedacht. War das nun recht getan?

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Abstieg vom Berg

Er war einer von den Seilbahntouristen, die von oben auf den See schauen und vor EntzÃ¼cken fÃ¼nf Sekunden die Luft anhalten - da unten ein blauer Fjord zwischen schwarz-grÃ¼nen, steilen Kanten. Dann wenden sie sich zur anderen Seite, erblicken die entfernteren Gipfel des Hochgebirges und atmen aus - majestÃ¤tisch! Noch einmal der See als Ganzes, die Grenzberge im SÃ¼den, die Berge im Norden ... Und nun?

Er war erst gestern angekommen und gleich heute Morgen heraufgefahren. Der See lag 500 Meter Ã¼ber dem Meeresspiegel, der Gipfel 1900 Meter hoch. Die Hochalm war mit Gastronomie und Hotellerie gut bestÃ¼ckt. Im Takt spuckten die Vierergondeln ihre menschliche Fracht aus. Die Wege kreuz und quer Ã¼ber die besonnten Wiesen belebten sich zusehends. Der Fremde sah von Nordwesten lang gezogene WolkenbÃ¤nke heransegeln. Wie lange wird sich das Wetter noch halten?

Man fÃ¤hrt nicht schon um halb elf wieder hinunter. Wenn er zu FuÃŸ den direkten Weg zum See nimmt, ist er um zwei Uhr nachmittags dort - viel zu frÃ¼h. Also noch lÃ¤nger hier oben bleiben? Nein, auf dem Gipfel ist es ihm zu betriebsam. Er wÃ¤hlte den HÃ¶henweg nach Nordosten, nachdem er die Karte studiert hatte. Die gerade durchgezogene rote Linie auf ihr versprach leichtes Fortkommen. Es geht immer geradeaus, nur durch dichte WÃ¤lder. Es wird dort ruhiger sein, vielleicht einsam. Am SpÃ¤tnachmittag sollte er nach langem Abstieg an einem der BahnhÃ¶fe der Seitenbahn ankommen.

Er verlor rasch an HÃ¶he und verschwand im Fichtenwald. Mit den Wiesen lieÃŸ er die anderen Seilbahntouristen zurÃ¼ck. Aufatmend ging er schneller und kam auf dem nun eben verlaufenden Forstweg gut voran. Es war wirklich einsam hier, nicht einer mehr begegnete ihm. Der Himmel bezog sich erst unmerklich, dann war es nur noch grau Ã¼ber ihm. Hier am Boden war es jetzt viel kÃ¼hler geworden. Er ging noch schneller. Der Weg verlief nicht immer so gerade, wie es die Karte darstellte. Es war eine Frage des MaÃŸstabs. Welche MaÃŸstÃ¤be soll man fÃ¼r sich wÃ¤hlen, dachte er, eine im Leben manchmal entscheidende Frage.

Die Abzweigungen hÃ¤uften sich, die Farbmarkierungen verloren sich. Er glaubte, noch auf dem richtigen Weg zu sein. Aus dem Forstweg war lÃ¤ngst ein schmaler Pfad geworden. Bei jeder neuen Gabelung wurde er unsicherer. Er musste sich auf seinen Instinkt verlassen. Der Wald hÃ¶rte nicht auf. Am meisten beunruhigte ihn, dass er durchaus nicht an HÃ¶he verlieren wollte.

Dann ging es doch hinab. Er gewann wieder Zuversicht - und stand binnen kurzem am oberen Rand einer steilen Felswand. Umkehren, den richtigen Weg suchen - oder irgendeinen Weg, wenn er nur hinunterfÃ¼hrt. Der Alptraum begann erst jetzt. Er probierte immer neue Wege, neue Richtungen. Keine fÃ¼hrte zurÃ¼ck in die Zivilisation. Die meisten Pfade endeten im Nichts. Es war schon mitten am Nachmittag. Nur einem Piefke kann so etwas passieren ... Leise Panik machte sich breit. Diese Zwangsvorstellung, niemals mehr ins Tal zu kommen â€“ eigentlich hasst er das Gebirge.

Einmal stÃ¼rzte er, verletzte sich zum GlÃ¼ck nicht. Nur die blaue Jeans war Ã¼ber und Ã¼ber mit gelbem Schlamm bedeckt. Er hastete weiter und ging vermutlich im Kreis. Nach weiteren zwei Stunden lichtete sich der Wald seitlich in der Tiefe. Er verlieÃŸ den Pfad und drang zwischen den Fichten ins Helle vor. Wie schÃ¶n, die Wiesen eines Bauernhofs, so sanft, und dahinter das Talbecken, endlich. Er kletterte Ã¼ber den Stacheldrahtzaun und entdeckte erst dann die Bullen auf der Weide. Sie hatten ihn noch nicht gesehen. Er schlich sich von der Wiese und zerriss sich beim erneuten ZaunÃ¼bersteigen weiter unten einen Ã„rmel seiner Jacke. Immerhin stand er nun auf einem asphaltierten Feldweg. Die DÃ¶rfer an der Bahn mussten nach seiner Vermutung rechts liegen. Ein Bauernhof war noch zu passieren. Mit weichen Knien ging er so leise wie mÃ¶glich daran vorbei â€“ nicht dass er die Hunde weckte.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Das Dorf sah wie andere in KÃ¤rnten aus. Eine Ortstafel suchte er vergeblich. Wo zum Teufel war er herausgekommen? Hat dieses Nest Ã¼berhaupt einen Bahnhof? Er ging durch Neubauviertel mit kleinen HÃ¤usern, wie sie Ã¼berall in der westlichen Welt stehen. Diese Ruhe auf den StraÃŸen, kein Mensch in den GÃ¤rten zu sehen - es war zu ruhig. Sollte inzwischen hier unten etwas Unausdenkbares geschehen sein?

Dann entdeckte er doch zwei Einheimische. Sie und er saÃŸen auf der Terrasse. Das Haus war erst seit kurzem bezogen, der Garten noch nicht angelegt. Sie jausten und wirkten sehr gelassen. Die beiden redeten nicht miteinander. Die Dame des Hauses blÃ¤tterte in einer Illustrierten.

Und er, der Fremde, auÃŸer Puste, schmutzÃ¼berkrustet, ziemlich derangiert, ruft ihnen zu: "Verzeihung, wenn ich Sie stÃ¶re, ich bin fremd hier, ich habe mich in den Bergen da oben verirrt ... WÃ¼rden Sie mir bitte den Namen Ihres Dorfes sagen? Nur den Namen, ich weiÃŸ nÃ¤mlich nicht, wo ich heruntergekommen bin. Wenn Sie mir den Dorfnamen sagen, finde ich ihn dann schon auf meiner Karte ..." Mein Gott, er ist doch nicht vom Mond gefallen, sie zeigen ihr Befremden allzu deutlich.

Eine Viertelstunde darauf war er am Bahnhof, gerade recht zur Abfahrt des nÃ¤chsten Zuges. Eigentlich unglaublich, wie reibungslos die Welt hier unten noch immer funktioniert.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Der Prinz und der Praktikant

1

Bastian lachte mich zur BegrÃ¼ÃŸung erst mal aus: â€žDass es dich hierher verschlagen hat, na so was â€¦ Und dass gerade wir zwei uns in der Anlage FerienglÃ¼ck treffen mÃ¼ssen - Kismet, wÃ¼rd ich mal sagen. Also, dann willkommen und viel GlÃ¼ck, wennâ€™s auch keine Ferien sind. Ich werd dich schon einweisen â€¦â€œ Er grinste breit und schien sich Ã¼ber meine Ankunft tatsÃ¤chlich zu freuen. Ich kannte ihn mehr oder weniger flÃ¼chtig aus den Kneipen, nur vom Reden und Rumalbern. Wir wÃ¼rden nie was miteinander haben, das hatte von Anfang an festgestanden. Er war kaum Ã¤lter als ich und hier schon GeschÃ¤ftsfÃ¼hrer und ich war der neue Praktikant.

Bald verstand ich, dass ich fÃ¼r ihn jetzt doch die groÃŸe Abwechslung in einer monotonen EinÃ¶de sein musste. Ich war den Weg vom Bahnhof zu FuÃŸ Ã¼ber die LandstraÃŸe gegangen, nur das NÃ¶tigste fÃ¼r eine Woche dabei. Falls ich Ã¼berhaupt bleiben sollte, wÃ¼rde ich am ersten freien Tag mehr von meinen Sachen aus Berlin nachholen. Man weiÃŸ doch vorher nie, wie es vor Ort ablÃ¤uft. Der Anblick von â€žFerienglÃ¼ckâ€œ war von unten wirklich imposant: die vielen Ã¼bereinander gestaffelten kleinen HolzhÃ¤user, dunkelbraun, auch horizontal dicht beieinander. Es kam mir fast wie ein altes Bergdorf im Himalaja vor, so wie es fÃ¼r Bildkalender gern aufgenommen wird. Doch als ich den steilen Hang hinaufging, auf der schmalen Zufahrt mit der uralten, rissigen Teerdecke, sah ich, wie heruntergekommen die Anlage insgesamt war: die meisten Terrassen von Unkraut und GebÃ¼sch Ã¼berwuchert, hier und da im GelÃ¤nde einzelne Baumruinen, Birken oder Kiefern, groÃŸflÃ¤chig abblÃ¤tternd der dunkelgrÃ¼ne Lack an Fensterrahmen und TÃ¼ren. Bastian sagte, die Bungalowkolonie sei vor gut dreiÃŸig Jahren als Betriebsferienheim fÃ¼r sÃ¤chsische Werkzeugmacher gebaut worden. â€ž â€¦ und nach der Wende nie grundsaniert, bloÃŸ notdÃ¼rftig in Schuss gehalten und billig vermietet.â€œ

Von den drei Dutzend Bungalows waren noch zehn vermietbar und nur drei davon gegenwÃ¤rtig belegt: langfristig von zwei Monteuren und einem Handelsvertreter. Bei Bedarf kam eine Frau aus dem Dorf zum Reinemachen. Bastian hatte wenig zu tun, weder an der Rezeption noch mit der Aufsicht Ã¼ber die Anlage. Wozu brauchten sie dann einen Praktikanten, auch wenn er fast umsonst arbeiten wÃ¼rde? â€žDu Ã¼bernimmst einfach meinen Jobâ€œ, sagte Bastian. Es war so: Anfang des Jahres hatte der EigentÃ¼mer gewechselt, der neue Investor aus Westfalen, BrÃ¶mmelmeier mit Namen, wÃ¼rde nach der Saison die HÃ¤user modernisieren, die AuÃŸenanlagen wieder herrichten lassen, und Bastian hatte, wie er sagte, schon genug mit den Vorarbeiten dafÃ¼r zu tun. â€žAuÃŸerdem stehen die Sommerferien vor der TÃ¼r. Da kommen immer spontan Familien. Es gibt viele Seen in der Umgebung â€¦â€œ

Ich erfuhr, dass ausnahmsweise sogar Prominente, KÃ¼nstler in diesem Billigparadies unterkÃ¤men. â€žAdlershof schickt uns manchmal Leute, die bei einem Film mitwirken. NÃ¤chste Woche kommt wieder einer fÃ¼r acht Wochen, ein Schauspieler diesmal, ganz was Exotisches â€¦â€œ - â€žKenn ich den Namen?â€ â€žIch glaube, Han-Sen oder so Ã¤hnlich.â€œ â€“ â€žKlingt irgendwie berÃ¼hmt, nicht?â€œ â€“ â€žAch, n eine Nebenrolle. In einer Serie besetzen sie eine Hauptnebenrolle mit ihm, er ist dann irgend so ein Prinz aus dem Morgenland.â€œ â€“ â€žAber ist Han-Sen nicht chinesisch?â€œ â€“ â€žJa, kann sein. Aber er Thailand. Oder war es Vietnam?â€œ â€“ â€žVielleicht Singapur oder Malaysia?â€œ â€“ â€žFrag ihn sell hÃ¼bsch sein, hat man mir gesagt.â€œ

2

Der Filmprinz hatte einen thailÃ¤ndischen Pass und trug sich mit Dong Hansen ein. Ich sprach ihn mit â€žWelcome, Mr. Han-Senâ€œ an, und er korrigierte mich auf Deutsch: â€žHansen, wie mein Vater, aus Hannover. Er war auch in der Hotelbranche.â€œ Als er sah, wie verdutzt ich war, fÃ¼gte er hinzu: â€žNur

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

der Vorname ist asiatisch. Meine Mutter ist Chinesin, aber aus Thailand.â€œ â€“ â€žAlso Deutsch als Muttersprache vom Vater, sozusagen â€“ Sie sprechen es gut.â€œ â€“ â€žHildesheim, von Hildesheim, da war lange, bei meiner Tante.â€œ

Er war tatsÃ¤chlich gutaussehend, doch auf eine Art, die mich nicht anzieht, sondern nur langweilt. So sieht vielleicht ein amerikanisierter Ostasiate aus, wenn er Broker an der Wallstreet ist, stelle ich mir vor. Aber ein Schauspieler, der auf zwei Kontinenten zu Hause ist? Alles an ihm war brav und unauffÃ¤llig, die Kleidung, die Manieren, die Mimik, sogar der Schnitt seines Gesichtes â€“ es war noch etwas durchaus Asiatisches darin enthalten, aber es war, wohl vom deutschen Vater her, zugleich so dezent geworden, dass das Fremde sich halb unsichtbar gemacht zu haben schien: ein biederer Bewohner der norddeutschen Tiefebene mit Andeutung von Mongolenfalte. Er trug unter einem weiÃŸen Jackett ein schwarzes Hemd, darin wirkte er wie der jÃ¼ngste Angestellte eines Beerdigungsunternehmens auf dem jÃ¤hrlichen Betriebsausflug. Befangen schweigend lieÃŸ er sich von mir zu seinem Bungalow fÃ¼hren. WÃ¤hrend ich ihm die RÃ¤ume zeigte und die Funktion von Dusche und Jalousien erklÃ¤rte, wandelte sich sein Gesichtsausdruck ein wenig ins Prinzlich-HochmÃ¼tige. Ich fing schon an, seine guten Manieren zu hassen.

â€žLass dich nicht gehenâ€œ, sagte Bastian zwei Stunden spÃ¤ter, â€žer Gast, du Rezeptionist.â€œ Bastian geschÃ¤ftlich unterwegs gewesen, ich beklagte mich jetzt bei ihm Ã¼ber die Erscheinung des Prinzen. Meinem Chef fiel noch etwas ein: â€žEinmal hat er doch eine Hauptrolle gehabt, die Rolle seines Lebens wahrscheinlich. Hast du mal â€šDer hundertste LÃ¤ngengrad?â€™ gesehen?â€œ â€“ Und ob ich den Film kan war einer der seltenen Streifen, die mir nach einmaligem Anschauen nach Jahren noch mit vielen Details prÃ¤sent sind. Dieser junge Herr Hansen aus Hannover, Hildesheim und meinetwegen auch noch aus Bangkok, er hatte den jungen Thai gespielt, der im Kampf mit der Mafia untergeht? Schwer zu glauben. Ich konnte es jetzt nicht in Ruhe Ã¼berprÃ¼fen â€¦ Ich Ã¼berlegte, wann ich den Film im Kino gesehen hatte: vor etwas mehr als zwei Jahren, und zwar als Originalfassung mit deutschen Untertiteln.

In meinem Bungalow kam ich mit dem Smartphone nur schwer ins Internet. Bastian hatte mir eines der HÃ¤uschen zugewiesen, die nicht mehr vermittelt wurden. Die billigen MÃ¶bel aus der ersten Nachwendezeit waren abgenutzt, reif fÃ¼r den SperrmÃ¼ll. Das verstand sich hier alles von selbst, die durchgelegenen Matratzen, die fleckigen Polster, die abgestoÃŸenen Ecken der MÃ¶bel, die ihr Zellulose-Innenleben vorzeigten. Einige Jalousien lieÃŸen sich nicht mehr hochziehen, andere klemmten, wenn ich sie herunterlassen wollte. Ich war dort nur zum Schlafen, ich aÃŸ in dem kleinen BÃ¼ro im HauptgebÃ¤ude oder ich ging fÃ¼r warmes Essen ins Dorfgasthaus. Abends surfte ich meistens von der Rezeption aus im Netz, so auch an diesem ersten Tag.

Zuerst sah ich mir den Trailer zum Film an. Dann Ã¼berprÃ¼fte ich Hansens Angaben â€“ alles stimmte, der Vater aus Hannover, die chinesische Mutter, die Hildesheimer Tante. Er war Dong Hansen, schon lange nur noch in Bangkok zu Hause, und Dong â€“ ich fing jetzt an, ihn bei mir mit Vornamen zu nennen â€“ war Arun gewesen. Ich lieÃŸ den Trailer noch mal ablaufen, ich fand einzelne ins Netz gestellte herausragende Szenen. Der Film war wieder als Ganzes in meinem Kopf.

Wie die anderen Thai-Filme, die ich kannte, war auch dieser extrem gewesen: wieder einmal Blut, SchweiÃŸ und TrÃ¤nen, also sehr viel Gewalt und noch mehr GefÃ¼hl. Dong hatte das KunststÃ¼ck fertiggebracht, seine Rolle sowohl stark zu idealisieren wie auch zugleich eine Figur zu prÃ¤sentieren, die vollkommen natÃ¼rlich erschien. Er gab sie warmherzig, ohne dabei zu Ã¼bertreiben. HÃ¤ufig zeigte er mit einem LÃ¤cheln sein Empfinden fÃ¼r komische Situationen an. Das wirkte sehr sympathisch. Es war auch erotisch, aber nur nebenbei, es war vor allem allgemeinmenschlich einnehmend. Dasselbe galt fÃ¼r sein zweites mimisches Hauptmittel. In problematischen Situationen verriet sein Gesicht in verschiedenen Abstufungen Unsicherheit, Besorgnis, Frustration, und zwar so, dass man wiederum stark mit ihm fÃ¼hlte. Arun war eine Art irdischer Bodhisattva. Er war sanft, mitfÃ¼hlend, verantwortungsbewusst, redlich und weise. Er wirkte auch physisch viel asiatischer als unser Herr Hansen, vielleicht das Ergebnis von Postproduktion, seine Haut dunkler, stark ins

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Olivbraune spielend.

Bastian lieÃŸ sich am Tresen blicken, das tat er auch in der Folgezeit abends manchmal, wenn ich dort saÃŸ. Ich klickte die Filmszene rasch weg. Bastian fragte nie, was ich mir ansehe. Er sagte: â€žDer Prinz ist zurÃ¼ck. Das Taxi hat ihn gerade aus Berlin gebracht.â€œ â€“ â€žWird er auch morgens abgeholt?â€œ â€haben wohl einen Vertrag.â€œ Unser GesprÃ¤ch kam nicht in Gang. Ich schob vor, bald schlafen gehen zu wollen und verzog mich.

3

SpÃ¤tabends stand ich einige Tage spÃ¤ter hinter meinem Wohnzimmerfenster und lieÃŸ den Blick wieder Ã¼ber â€žFerienglÃ¼ckâ€œ schweifen. Ich hatte bei mir im Zimmer noch kein Licht gemacht und meine Augen gewÃ¶hnten sich rasch an den geringen Grad von Helligkeit drauÃŸen. Rundherum, neben und unter meinem Quartier, standen alle Bungalows dunkel und leer unter einem halb verhangenen Nachthimmel. VerstÃ¶rend wirkte der Umstand, dass die HÃ¤uschen einander so eng benachbart waren. Die verwahrloste Terrasse vor mir, die ich nie benutzte, hatte das Teerpappendach eines der unteren Bungalows direkt vor sich. Schweigen und Verfall waren umfassend und bezogen meine InnenrÃ¤ume mit ein. Ich war ein isoliertes Individuum in einer entvÃ¶lkerten Stadt, die ebenso tot wie dicht gebaut war.

Warum war ich noch hier? Es gab bei so wenigen GÃ¤sten, so wenigen Anfragen kaum etwas fÃ¼r mich zu tun. Von Bastian kamen gelegentlich defÃ¤tistische Ã„uÃŸerungen. Er glaubte nicht mehr an die Zukunft der Anlage. Bei meiner Ankunft hier war er vermutlich nicht ganz aufrichtig gewesen. Ich glaubte, dass er sich lÃ¤ngst nach einer neuen Stellung umsah. Nun, meine Zeit hier war auch begrenzt. In so und so viel Wochen wÃ¼rde ich wieder in Berlin sein, frei, mit einem StÃ¼ck Papier fÃ¼r weitere Bewerbungen und einem kleinen Plus auf meinem Konto, hoffentlich.

Ein Lichtfunke sehr hoch am Himmel war ein Flugzeug, das seinen Weg nach SchÃ¶nefeld suchte. Es kam von Osten, da Westwind wehte, vielleicht kam es aus Asien. Ich folgte erst seiner sehr langsam absteigenden Bahn, dann zog ein anderes Licht am Boden meinen Blick davon ab. Ein breiter Spalt zwischen zwei Bungalows schrÃ¤g unter mir bildete einen Sehkanal in Richtung auf das Haupthaus, das selbst nicht sichtbar wurde, dafÃ¼r an seiner Stelle das noch vorzeigbare, vermietbare und jetzt von innen erleuchtete Haus daneben. Dong war also daheim und wach. Bereitete er sich auf seine jetzige oder eine kÃ¼nftige dramatische Rolle vor, in die er mit Hilfe vollstÃ¤ndiger Metamorphose demnÃ¤chst fÃ¼r einige Stunden schlÃ¼pfen wÃ¼rde, um abends wieder der blasse Privatmensch zu werden?

Vollkommen naiv war ich natÃ¼rlich nicht. Ich wusste recht gut, dass SchauspielerpersÃ¶nlichkeit und Rollencharakter zwei mÃ¶glichst sauber zu trennende Sachverhalte sind. Den Darsteller des Karl Moor am BÃ¼hnenhintereingang zu kÃ¼ssen, wÃ¼rde mir nicht einfallen. Dennoch musste es irgendeine BrÃ¼cke, ein inneres Verbindungsglied geben vom Darsteller zum Dargestellten, einen AnknÃ¼pfungspunkt, ein Minimum von Seelenverwandtschaft. Das im konkreten Fall im VerhÃ¤ltnis von Dong zu Arun herauszufinden, ich empfand es in diesem Stadium zunehmend als eine von mir zu lÃ¶sende Aufgabe. Langeweile hier und EnttÃ¤uschung Ã¼ber Dongs desillusionierende Erscheinung verbanden sich zu dieser fixen Idee in mir.

Wir hatten in jenen Tagen wenig Kontakt zu unserem Prinzen. Einmal kam er morgens, da sein WC defekt war und stÃ¤ndig Wasser nachfloss. Das lieÃŸen wir noch am selben Tag reparieren. Dong kam abends bei mir am Tresen vorbei, um sich freundlich, wenn auch prinzlich gemessen, fast reserviert, zu bedanken. Ich war nicht mehr im Dienst und nur noch privat im Netz unterwegs und klickte rasch weg, was ich mir gerade ansah: den Wikipedia-Artikel Ã¼ber Bangkok. Er beklagte sich Ã¼ber die seit Tagen herrschende SchafskÃ¤lte. Ich gab ihm eine Decke aus unserem WÃ¤schelager mit. Ich rollte sie zusammen, er klemmte sie unter seinen linken Arm und ich glaubte dabei erstmals etwas

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Spontanes auf seinem Gesicht zu entdecken: ungespielte Vorfreude auf BettwÃ¤rme.

Den Ã¼bernÃ¤chsten Tag hatte er frei und verbrachte ihn fast ganz in seinem Bungalow. Es war ein Sonntag, ich arbeitete trotzdem. Ich wÃ¤sserte den Rasen vor dem Haupthaus, als er dazukam, offenbar um einige Worte zu wechseln. Ja, es war wieder wÃ¤rmer geworden, ja, er kam in Adlershof gut zurecht. Schwierig sei nur das Einkaufen von Lebensmitteln fÃ¼r daheim. Manchmal lasse er den Taxifahrer unterwegs an einem Supermarkt halten und besorge rasch das NÃ¶tigste. Ich bot Hilfe an, Ã¼bereifrig, wie Bastian mir spÃ¤ter vorhielt. Dong gab mir also zweimal in der Woche eine kleine Liste und ich lieÃŸ mich von Bastian zum Discounter im grÃ¶ÃŸeren Nachbarort fahren. Es waren nur wenige einfache Grundnahrungsmittel wie Nudeln, Brot oder Fischkonserven. Wenn Dong sie abends entgegennahm und mit mir abrechnete, tat er es gelassen freundlich. Obwohl es nicht selbstverstÃ¤ndlich war, was wir fÃ¼r ihn taten, schien er es vielleicht doch so aufzufassen.

Ich war also inzwischen in ein nicht nÃ¤her zu definierendes persÃ¶nliches FÃ¼rsorgeverhÃ¤ltnis zu ihm getreten. Ich war jetzt neugierig auf ihn selbst, auf eine neutrale Weise, im Kern nicht mehr angetrieben von EnttÃ¤uschung, wenn auch noch nicht von Erwartung. Nur dass er meiner Neugier vorerst so gut wie keine Befriedigung verschaffte.

4

Meine Vorahnung sollte sich bestÃ¤tigen. Ende Juni stand Bastian eines Morgens reisefertig vor mir am Tresen, beinahe wie ein Gast, der den SchlÃ¼ssel abgibt.

â€žBrÃ¶mmelmeier ist am Ende. Er hat Insolvenzantrag gestellt.â€œ Bastian wirkte noch aufgerÃ¤umter als sonst, fast frÃ¶hlich. Er schob seine Reisetasche mit dem FuÃŸ ein wenig hin und her. â€žDas Ende ist nah, nur noch nicht ganz bis zu uns gekommen. Aber ich werde es hier nicht erwarten - fÃ¤llt mir nicht ein. Ich fahre gleich nach Leipzig, da steht schon was in Aussicht.â€œ Ihn nach Leipzig zu begleiten, komme fÃ¼r mich kaum in Frage, sagte ich ihm und hoffte zugleich, er wÃ¼rde es mir anbieten. Doch nicht einmal nach Berlin hÃ¤tte er mich mitgenommen. Der GeschÃ¤ftsbetrieb mÃ¼sse aufrechterhalten werden, jedenfalls vorerst, sagte Bastian, und zwar durch mich; alles mit BrÃ¶mmelmeier so abgesprochen. Er legte mir dar, wie wenig ich Ã¼berhaupt zu tun hÃ¤tte und dass fÃ¼r mich immer noch Aussicht auf Gehaltszahlung bestehe, es sei denn, ich wÃ¼rde vor Ablauf meines Vertrags â€žFerienglÃ¼ckâ€œ im Stich lassen.

Als er nachlegte und mir mit Haftung drohte, falls die Anlage ohne Aufsicht Schaden nÃ¤hme, unterbrach ich ihn: â€žDu hast das kommen sehen und mich reingezogen, damit ein anderer die Stellung halten muss â€¦â€œ Er quittierte es amÃ¼siert lÃ¤chelnd und ging nicht weiter darauf ein. Stattdessen sagte er â€žIch glaube, du willst jetzt gar nicht wirklich fort â€¦ Wie weit bist du eigentlich mit dem Thai?â€œ Darauf war auch meinerseits besser nichts zu erwidern, ich machte nur eine abwehrende Handbewegung. Dann besprachen wir das Praktische und zwanzig Minuten spÃ¤ter startete er den Wagen. Mir ging durch den Kopf, ich mÃ¼sse Dong noch am Abend wegen der EinkÃ¤ufe Bescheid sagen.

Der Prinz erfuhr von mir nur, dass mein Chef geschÃ¤ftlich lÃ¤nger fort sei. Ich wÃ¼rde nur noch einmal in der Woche mit dem Bus in die Stadt fahren und einkaufen kÃ¶nnen. Er nahm es, wie mir schien, sehr gleichmÃ¼tig hin, als hÃ¤tte es keinerlei Bedeutung. Ich stand vor seiner TÃ¼r, er bot mir nicht an einzutreten. Also ging ich zurÃ¼ck ins BÃ¼ro und bald fÃ¼r meine VerhÃ¤ltnisse frÃ¼h schlafen.

Am Ã¼bernÃ¤chsten Tag kam eine Mail von BrÃ¶mmelmeier, ich durfte keine neuen GÃ¤ste mehr aufnehmen. Die beiden Monteure waren schon fort, sie waren gleich nach Bastians Weggang ausgezogen. AuÃŸer dem Prinzen und mir selbst wohnte also nur noch der Handelsvertreter in der Anlage, dachte ich. Ich sollte sie jetzt tÃ¤glich inspizieren und auf einem meiner KontrollgÃ¤nge sah ich

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

mitten am Tag die TÃ¼r zum Bungalow des Vertreters weit offen. Ich rief hinein und trat dann in den Vorraum. Auf dem kleinen Tisch dort lag der SchlÃ¼ssel. TatsÃ¤chlich war auch dieser Gast, wovon ich mich drinnen Ã¼berzeugen konnte, vorzeitig abgereist und er hatte es nicht einmal fÃ¼r der MÃ¼he wert gehalten, Bescheid zu sagen. So etwas kam wohl vor, das wusste ich, doch mir schien es zu bedeuten: So weit ist es gekommen, hier spitzt sich jetzt alles zu â€¦

Ich verbrachte die Tage mit Lesen, Schreiben, im Internet Surfen. Keiner kam mehr zu mir an die Rezeption, auch kein Anruf, keine Post, keine sonstigen Nachrichten. Ich hÃ¶rte Dongs Taxi morgens herauf- und dann wegfahren, hÃ¶rte, wie er abends zurÃ¼ckgebracht wurde. Seit jenem Abend war er nicht wieder zu mir gekommen und hatte keinen Einkaufszettel mehr abgegeben. Ich kaufte also nur noch fÃ¼r mich ein, trug die wenigen Artikel vom Bus den Berg herauf, auf dem ich festsaÃŸ. Die Einsamkeit und die Stille um mich herum nahmen nach meinem GefÃ¼hl immer mehr zu. Nur in groÃŸen AbstÃ¤nden lieÃŸen sich von der LandstraÃŸe unten her leise FahrgerÃ¤usche vernehmen.

Es war inzwischen sommerlich heiÃŸ geworden. Die Hitze hielt bis zum Sonnenuntergang an. Ich vernachlÃ¤ssigte mich ein bisschen und ging nicht mehr warm essen. Neuerdings stellte ich mir abends einen Stuhl auf die Terrasse meines Bungalows und sah halbe und vielleicht auch ganze Stunden lang Ã¼ber die verlassene, so gut wie aufgegebene, doch immer noch unter meiner Kontrolle stehende Anlage vor mir, bis das zunehmende Dunkel ihre Konturen auflÃ¶ste. Dieses Sitzen und Starren ins Dunkelgraue machte mich vollends gleichmÃ¼tig. Wenn Dongs Licht aufglomm, war das ein Signal fÃ¼r mich, mich befriedigt zurÃ¼ckzuziehen und schlafen zu gehen. Als hÃ¤tte ich erst jetzt mein Tagespensum voll erfÃ¼llt.

An einem dieser Abende, es war kurz nach Sonnenuntergang, hÃ¶rte ich Dong vor meinem Bungalow nach mir rufen. Ich stÃ¼rzte durch die noch dunklen RÃ¤ume hinaus. Wie hatte er Ã¼berhaupt zu mir finden kÃ¶nnen? Er sagte, bei ihm sei kein Strom mehr da - bei mir auch? Mein erster Gedanke: Wir sind abgeschaltet, BrÃ¶mmelmeier ist mit der Rechnung im Verzug. In diese Schreckensvorstellung mischte sich unmittelbar darauf eine andere Idee, die mich rasch aufmunterte: â€žKommen Sie bitte herein, da sehen wir doch gleich mal nach.â€œ Ich ging voran, konnte zum GlÃ¼ck Licht machen, bot ihm einen Sessel an. Er versank tief in ihm und sah befremdet herÃ¼ber. Zum Reden war er ja nicht gekommen â€¦ Also lieÃŸ ich ihn gleich wieder aufstehen und wir machten uns auf den Weg den Hang hinunter. Unterwegs schwiegen wir beide.

Auch im Haupthaus war der Strom noch da. Nur bei ihm blieb es dunkel. Wir unternahmen nicht viel, drehten im Schein meiner Taschenlampe erfolglos einige Sicherungen heraus und wieder hinein und gaben dann fÃ¼r diesen Abend auf. Ich sagte ihm, ein Elektriker mÃ¼sse kommen, und behielt vorerst fÃ¼r mich, dass ich hier keinen mehr beauftragen wÃ¼rde. â€žFerienglÃ¼ckâ€œ war pleite, und das war gar kein so groÃŸes UnglÃ¼ck, schien mir jetzt. Ich nahm Dong mit zum Bungalow des Handelsvertreters. Auch er wÃ¤re normal nutzbar gewesen, nur hatte ich ihn nicht mehr reinigen lassen und die BettwÃ¤sche war noch nicht abgezogen.

â€žWenn Sie vorerst hier Ã¼bernachten wollten â€¦â€œ â€“ â€žOh ja, gewiss â€¦â€œ Aber er zog nicht dal behauptete schnell, unsere WÃ¤schekammer sei momentan leider leer, das sei mir jetzt noch eingefallen, und ohne WÃ¤schewechsel sei das hier eben keine Alternative. Da wollte er sich erst drÃ¼ben fÃ¼r eine Nacht mit Kerzenschein begnÃ¼gen und war doch bald darauf einverstanden, zu mir Ã¼berzusiedeln. Gemeinsam schafften wir sein Bettzeug den Berg hinauf.

Wir saÃŸen noch eine halbe Stunde auf meiner Terrasse zusammen. Ich schenkte ihm zum Teil wenigstens reinen Wein ein. KlÃ¤rte ihn auf, dass Bastian nicht zurÃ¼ckkommen werde und die Firma bankrott sei und die Anlage so gut wie stillgelegt. Er sagte erst nichts, blickte dann Ã¼ber die Ruinen vor uns und sagte: â€žEine ziemlich romantische Situation â€¦ Passt irgendwie zu meiner Rolle jetzt.â€œ â€“ â Serie?â€œ â€“ â€žJa, natÃ¼rlich, die Serie. Ich lebe da im Exil. Wissen Sie, es ist das erste Mal, dass ich einer Prinzen spiele. Sonst waren es immer einfache junge MÃ¤nner in Thailand. Sind auch ein bisschen sozialkritisch gewesen, diese Filme.â€œ

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Als wir ins Schlafzimmer gingen, sagte er, ohne mich anzusehen und scheinbar recht beilÃ¤ufig: â€žWir schlafen also bloÃŸ nebeneinander, ja? Sie mÃ¼ssen wissen, dass mich Sex langweilt.â€œ Wir sind tatsÃ¤chlich an diesem ersten Abend beide bald eingeschlafen. Die Nacht verging so ereignislos wie die meisten anderen im Leben auch.

5

Das lag mir fern: ihn verfÃ¼hren zu wollen. Dong war neunundzwanzig, sieben Jahre Ã¤lter als ich und fÃ¼r mich kein Sexualobjekt - ich kann das nur immer wieder betonen. Aber war es nur seine Geschichte, die mich interessierte, nicht doch auch die Person?

Ein Elektriker wurde nicht gerufen. Dongs Bungalow blieb ohne Strom und er selbst einfach bei mir, ohne dass wir noch einmal darÃ¼ber sprachen. So unspektakulÃ¤r begannen unsere Tage und NÃ¤chte zusammen, es war zuerst kaum mehr als gemeinsames Wirtschaften. Ich fuhr nun wieder hÃ¤ufiger mit dem Bus zum Discounter und abends gingen wir oft ins Dorfwirtshaus essen, deutsche Hausmannskost. Man war dort an gelegentlich hereinschneiende Fremde gewÃ¶hnt, Dong erregte weiter kein Interesse und mich kannten sie schon vom Sehen. Die Insolvenz hatte sich anscheinend noch nicht herumgesprochen.

Dong Ã¤nderte sein Verhalten grundlegend. Er war nicht lÃ¤nger der etwas steife, hoheitsvolle Fremdling. Von nun an schien das seine neue Rolle zu sein: die eines vertrauten Mitbewohners und Schicksalsgenossen. Wir duzten uns bald. In der ersten Zeit sprachen wir noch nicht viel miteinander. Er packte in unserem kleinen Haushalt mit an und oft ergriff er selbst die Initiative. Wir hausten teils im HauptgebÃ¤ude, wo wir kleine Speisen zubereiteten und ins Internet gingen, teils bei mir oben. Hier lasen wir, sahen fern und schliefen, ohne uns dabei viel nÃ¤her zu kommen. Er war meistens etwas muffelig, doch darunter erkennbar der gute Kumpel. Seine Muffeligkeit nahm ich als Zeichen dafÃ¼r, dass er mir gegenÃ¼ber nicht lÃ¤nger schauspielerte. Erst jetzt schien er nur noch der Privatmensch Dong zu sein, der schweigend den Tisch deckte oder das Geschirr abwusch. Ich freute mich allein schon, wenn er den Inhalt des KÃ¼hlschranks kontrollierte, fÃ¼r frische Luft in unseren RÃ¤umen sorgte oder vor dem Zubettgehen die AuÃŸentÃ¼r fest verschloss.

Er ging meist vor mir schlafen und stand morgens frÃ¼her auf. Wenn ich selbst zu Bett ging, schlÃ¼pfte ich so leise wie mÃ¶glich unter meine Decke. Dann betrachtete ich ihn kurz verstohlen von meiner DoppelbetthÃ¤lfte aus. Da lag Dong, seinem Atem nach schon schlafend, ein Bild von Frieden und Solidität. Ich konnte mich beruhigt umdrehen und selbst bald einschlafen.

Eines Morgens erwachte ich und bemerkte, dass er seinerseits mich intensiv betrachtete. Er hatte sich sogar dazu aufgerichtet und sah gespannt herÃ¼ber. â€žSchon wach?â€œ fragte ich. â€žIrgend etwas los?â€œ â gar nichts. Ich studiere dich nur â€¦ Du bist ein interessantes Beispiel.â€œ Es kam heraus, dass er sich professionell fÃ¼r mich als SchlÃ¤fer interessierte. Sogleich demonstrierte er, wie ich dabei aussah. Er stand auf und verkÃ¶rperte mich aus dem Stegreif, wie ich leise ans Bett herantrat, um das MÃ¶bel herumging, unter die Decke kroch, einen letzten Rundblick aussandte, die Decke sehr weit heraufzog, bis sie den grÃ¶ÃŸten Teil des Gesichts verhÃ¼llte. Er sagte: â€žDas ist schon extrem bei dir. Du bringst es fertig, dass nur die NasenÃ¶ffnungen frei bleiben. Der Rest der Nase verschwindet ebenso wie die Augen und alles andere. Wo die Decke nicht ausreicht, presst du den Kopf ins Kissen. Das ist der totale RÃ¼ckzug in die Innenwelt. Wie du dich zusammenrollst: so wenig OberflÃ¤che wie mÃ¶glich. Aber wenn du morgens noch schlÃ¤fst, ist alles an dir eckig, verkrampft, eine einzige Abwehr.â€œ

Ob ich beim Einschlafen und Schlafen immer so sei, das sei noch die Frage, sagte ich und dachte: Wer weiÃŸ, vielleicht bin ich morgens nur verkrampft, da er keinerlei AnnÃ¤herung wÃ¼nscht? Das sei nicht wichtig fÃ¼r ihn, entgegnete er auf meine Bemerkung. Ich sei nur das Modell eines Typs von SchlÃ¤fer, falls er einmal einen solchen darzustellen habe.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Von da an sprach er gelegentlich Ã¼ber seinen Beruf. Als Schauspieler, sagte er einmal, sei er nur ein leeres GefÃ¤ÃŸ, das mit einer Rolle als Inhalt gefÃ¼llt werden kÃ¶nne. Er sei dann die Maschine oder der Apparat, der bestimmungsgemÃ¤ÃŸ funktioniere. Genau dieses exakte Funktionieren sei fÃ¼r ihn das Erregende dabei. - Und was ist dann der Zuschauer, wollte ich wissen, ein ebenso leeres GefÃ¤ÃŸ, nur ein Reizverarbeitungsautomat? â€“ Das kÃ¶nne man so sehen. Es sei im Hinblick auf das Erzeugen der Illusion etwas Analoges. Den FÃ¤higkeiten des Schauspielers entsprÃ¤chen die Einstellungen des Zuschauers, das sei das ganze Mysterium.

â€žIch habe â€šDer hundertste LÃ¤ngengradâ€™ gesehen. Bei mir hat es funktioniert.â€œ â€“ â€žSchÃ¶n fÃ¼r bekomme hoffentlich irgendwann wieder so eine gute Rolle.â€œ

Sein mechanistisches VerstÃ¤ndnis war das eine, das andere sein weiteres Auftreten mir gegenÃ¼ber. Er gab sich nun freundlicher als bisher, noch kameradschaftlicher. Er knuffte mich ab und zu, lÃ¤chelte Ã¶fter als bisher. Ich gewÃ¶hnte mich immer mehr an ihn, ohne ihn kÃ¶rperlich zu begehren. Er war weder Arun noch ein Prinz, er war einfach Dong, mit dem ich gut auskam. Ich vermied es nun lieber, ihn vor meinem Einschlafen verstohlen zu betrachten.

Einmal kam er auf MÃ¤rchen aus SÃ¼dostasien zu sprechen. Eines aus Thailand schien ihn besonders zu faszinieren. Mit welcher Absicht fing er an, es mir nachzuerzÃ¤hlen? Da gab es Krokodile, die in einer tief unter dem Wasser gelegenen HÃ¶hle hausten und sich dort jedes Mal in Menschen verwandelten. An der WasseroberflÃ¤che aber waren es ganz gewÃ¶hnliche und also auch gefÃ¤hrliche Tiere. Allerdings hatten sie es gar nicht nÃ¶tig, sich wie normale Krokodile zu verhalten â€“ in ihrer HÃ¶hle litten sie nie Hunger. Ein Zauber bewirkte, dass sie dort niemals ein HungergefÃ¼hl verspÃ¼rten und doch nicht vom Fleisch fielen, durchaus nicht.

Dong sprach lÃ¤chelnd weiter: â€žAber der KrokodilsfÃ¼rst, ihr KÃ¶nig, war eine echte Thai-Bestie: immer gesÃ¤ttigt und zugleich unersÃ¤ttlich. Sein Appetit war von besonderer Art, er war permanent lÃ¼stern. Krokodilweibchen oder Menschenfrauen, das war ihm egal â€¦â€œ Und das war auch sein Untergang. Dong erzÃ¤hlte die ganze Geschichte bis zum blutigen Ende des KrokodilsfÃ¼rsten. Ich grÃ¼belte Ã¼ber die in ihr enthaltene Moral.

6

Bald darauf machte mir Dong ein seltsames Kompliment: â€žDu bist nicht wie Bastian. In seinen Bungalow wÃ¤re ich bestimmt nicht gezogen. Er hat mich verfÃ¼hren wollen â€¦â€œ Ich fragte nicht nach Details. HÃ¤tte er sie mir Ã¼berhaupt erzÃ¤hlt, ich bezweifle es. Ich versuchte, es ins LÃ¤cherliche zu ziehen und zugleich klarzustellen, dass mein ehemaliger Chef auch an mich nicht herangekommen sei: â€žWeiÃŸt du, als KrokodilsfÃ¼rst war er hier Ã¼berhaupt ziemlich erfolglos.â€œ

Dong lÃ¤chelte. Es war mir gelungen, mich ihm an die Seite zu stellen: wir beide jetzt als VerbÃ¼ndete in der Abwehr von LÃ¼sternheit. Mir war bewusst, dass ich damit Dong zuliebe mein rein kumpelhaftes VerhÃ¤ltnis zu Bastian falsch darstellte. Ãœber jeden Zweifel erhaben war dagegen, glaubte ich, meine Sympathie fÃ¼r Dong. Wir waren inzwischen fast wie BrÃ¼der â€“ BrÃ¼der im Geiste und Schicksalsgenossen. Ich begann mir insgeheim zu wÃ¼nschen, er wÃ¼rde mich nach Thailand mitnehmen. War nicht eine seiner ersten Bemerkungen zu mir gewesen: Mein Vater war auch in der Hotelbranche? Als ich einige Zeit davor nach Berlin gezogen war, hatte ich dafÃ¼r sehr viel aufgeben mÃ¼ssen. Doch alles in allem war die Stadt fÃ¼r mich nur eine weitere EnttÃ¤uschung. Ich konnte auch sie leicht zurÃ¼cklassen.

Wir saÃŸen nun an den meisten Abenden vor und nach Sonnenuntergang gemeinsam schweigend auf meiner Terrasse. Die Zeit schien keine Bedeutung mehr zu haben. Das Licht nahm ab und die Finsternis allmÃ¤hlich zu und es verÃ¤nderte nichts an unserem wortlosen Einvernehmen. Ich empfand

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

nur noch Beruhigung, Harmonie. Wenn ich Ã¼berhaupt an die Zukunft dachte, Ã¼bersprang ich die unmittelbar vor uns liegende Zeit und sah mich schon in Bangkok herumgehen. Ich erfuhr so gut wie nie, woran Dong auf der Terrasse dachte, falls er das Ã¼berhaupt tat. Manchmal sah er freundlich zu mir herÃ¼ber.

Einmal wies er stumm zum Terrassenrand hin. Wir saÃŸen beide weit vorn, von wo aus man den weitesten Blick Ã¼ber die Anlage hatte. Er deutete schrÃ¤g nach unten auf die zerbrÃ¶selnden Platten und flÃ¼sterte: â€žSieh genau hin - lÃ¤nger.â€œ Da hatten sich Nachtkerzen angesiedelt, von mir bisher kaum beachtet. Ich begriff, dass es ihm um die BlÃ¼ten ging. Einige waren schon geÃ¶ffnet und verstrÃ¶mten ihren charakteristischen Duft. War er einfach nur wohlriechend sÃ¼ÃŸ? Mir schienen noch weitere exotische Komponenten darin enthalten zu sein. Ich wollte mich abwenden, da legte mir Dong den Arm auf die Schulter und richtete mit seiner Hand meinen Kopf, meine Blickrichtung erneut auf die buschig-krautige Pflanze vor unseren Knieen aus. Ich hatte kein genaues ZeitgefÃ¼hl mehr. Zwang er mich nicht eine oder sogar zwei Viertelstunden lang, mich auf die Nachtkerze und die Entwicklung ihrer BlÃ¼ten zu konzentrieren? Zuerst geschah nichts, dann fast nichts, nur ein leichtes Vibrieren in den StÃ¤ngeln unterhalb der BlÃ¼tenknospen, die sich Ã¶ffnen wollten. Wenn es bei einer soweit war, sprangen ihre BlÃ¼tenblÃ¤tter rasch hintereinander ruckartig wie die Falten eines BÃ¼hnenvorhangs auseinander. Und tatsÃ¤chlich begann, wÃ¤hrend mehr und mehr Knospen voll erblÃ¼hten, eine Art Vorstellung. Nachtfalter waren auf einmal da und fÃ¼hrten ihren Schwirrtanz aus, ein hektisches Ballett zwar, doch zugleich statisch wirkend in seinem raschen, monotonen Bewegungsablauf, ewig stillstehende Dynamik. Ich war erst fasziniert, dann wurde es bald ermÃ¼dend. Die BlÃ¼ten allein hÃ¤tte ich mir lÃ¤nger ansehen kÃ¶nnen â€¦ Er schien zu begreifen, was ich fÃ¼hlte, und sagte: â€žGehen wir jetzt rein?â€œ

Im Bett rÃ¼ckte er fast bis zu mir heran, als ich die Decke eben hochziehen wollte. Er legte einen Arm um meinen Hals und drÃ¼ckte mir, als ich mich umdrehen und ihn ansehen wollte, die Schulter mit seiner Hand nieder. Er zwang mich zur vollkommenen Ruhe. Ich gab nach und, seltsam, blendete ihn wie von selbst weitgehend aus meinem Bewusstsein aus, wÃ¤hrend er mich minutenlang so hielt. Dann deckte er mich zu und drehte sich von mir weg. Dieses Ritual wiederholte er von da an jeden Abend. Wir waren beide dabei nie vollkommen nackt, er im Pyjama, ich mit kurzen Shorts und einem T-Shirt.

Bei Tag machte ich mir klar, dass er mich manipulierte, mich auf den Weg einer asexuellen Erotik leitete. Am Abend lieÃŸ ich es dennoch immer wieder gern zu, bis mir eines Nachts vielleicht ein Fehler unterlief und ich mich dadurch, ohne es zu wollen, wer weiÃŸ, aus meiner sonderbaren Lage befreite.

7

FÃ¼r mich wurde â€žFerienglÃ¼ckâ€œ mehr und mehr zu einem mÃ¤rkischen Zauberberg. Die Zeit meines Praktikums war vor kurzem abgelaufen und ich blieb dennoch in der Anlage. Wie der Stand des Insolvenzverfahrens war, wusste ich nicht. Hatte das Gericht schon Ã¼ber den Antrag entschieden? Zu BrÃ¶mmelmeier hatte ich seit Wochen keinen Kontakt mehr gehabt. In Adlershof war die Staffel mit dem exilierten Prinzen inzwischen zu Ende gedreht. Dong fuhr neuerdings nicht mehr nach Berlin. Es hieÃŸ, er halte sich noch bereit â€“ wofÃ¼r? Ich fragte nicht danach, auch nicht, wann er nach Bangkok zurÃ¼ckfliegen wÃ¼rde. Ich lieÃŸ alles offen, da ich jetzt selbst fÃ¼r alles offen war.

Dong war nun auch am Tag meistens in meiner NÃ¤he. Wir gingen viel in der Anlage herum und einige Male auch Ã¼ber ihre Begrenzung hinaus. Wir entdeckten von Wald bedeckte SanddÃ¼nen und kleine, stille, dunkle Seen zwischen ihnen. Wir waren dem Geheimnis dieser sommerlich leeren brandenburgischen WÃ¤lder auf der Spur und bekamen es bald heraus: Culex pipiens. Einmal kehrten wir so zerstochen heim, dass ich am Tag darauf im Drogeriemarkt ein Spray besorgte. Damit eingesprÃ¼ht stanken wir fÃ¼rchterlich und wollten es nicht weiter anwenden. Wir blieben von da an

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

in der Anlage, bis zum Schluss.

Bei einem unserer tÃ¤glichen KontrollgÃ¤nge quer Ã¼ber das GelÃ¤nde wies der Maschendrahtgrenzzaun oben im Wald ein groÃŸes Loch auf, offenbar mit einer Spezialschere erst kÃ¼rzlich hineingeschnitten. Ein erwachsener Mann konnte hier bequem und ungesehen zu den Bungalows vordringen. War aus einem schon etwas entwendet, war etwas zerstÃ¶rt worden, hatte sich irgendwo einer niedergelassen? Es war nicht mÃ¶glich, alle drei Dutzend HÃ¤uschen daraufhin genau zu kontrollieren. Wir wÃ¼rden wachsamer als bisher sein.

In der Nacht darauf erwachte ich plÃ¶tzlich aus tiefem Schlaf und stellte benommen fest, dass Dongs BetthÃ¤lfte leer, seine Bettdecke zurÃ¼ckgeschoben war. Kein Grund zur Beunruhigung fÃ¼r mich, er stand manchmal nachts auf. Ich war schon dabei, mich wieder zusammenzurollen, als ein lauter Knall im Haus mich auffahren lieÃŸ, wie von gewaltsamem TÃ¼renschlagen oder FensteraufreiÃŸen. Ich stand auf. Unter der BadezimmertÃ¼r ein Lichtschein â€“ ohne mich zu besinnen, Ã¶ffnete ich die TÃ¼r und fand drinnen allein Dong vor. Nur dass es nicht der Dong der letzten Wochen war â€¦

Ich hatte den Arun des Films vor mir, aus einer der letzten Szenen. In der Dusche, die abgestellt ist, ein mÃ¤nnlicher RÃ¼ckenakt, recht fleischig. Eine halbe Drehung des KÃ¶rpers zu mir, von dem ihm grÃ¶ÃŸte Gefahr droht. Sein Gesicht spiegelt Entsetzen, die Augen schreckgeweitet. Die rechte Hand noch am steifen Glied. Wenn es Dong ist, muss ich sofort raus aus dem Bad. Aber es ist nicht Dong, es ist Arun, dem die Mafia einen Killer geschickt hat, um ihn mitten aus einer verfÃ¤nglichen Situation heraus zu tÃ¶ten. Ich starrte ihn an, bewegungsunfÃ¤hig vor VerblÃ¼ffung aufgrund der scheinbar identischen Konstellation.

Er sagte sehr leise: â€žEs hat nichts mit dir zu tun.â€œ Dann in seiner normalen StimmstÃ¤rke: â€žHabe ich di aufgeweckt? Mir ist eben der Brausekopf runtergefallen. Tut mir leid.â€œ Ich brummte etwas, das beruhigend klingen sollte, und zog mich zurÃ¼ck. Bald darauf legte auch er sich wieder hin.

Es war ein banaler Zwischenfall, ohne tiefere Bedeutung. Ich lehne es ab, Dongs Abreise zwei Tage spÃ¤ter darauf zurÃ¼ckzufÃ¼hren. Er gab sich doch bis zum Schluss unverÃ¤ndert. Als er mit Packen fast fertig war, sagte er: â€žOb wir uns je einmal wieder sehen werden? Ja, vielleicht, wenn das Schicksal es so will â€¦â€œ Dann muss ihm bewusst geworden sein, dass diese Floskel vielleicht etwas zu asiatisch war angesichts aller UmstÃ¤nde, und so setzte er noch hinzu: â€žGib mir aber fÃ¼r alle FÃ¤lle deine Adresse und Telefonnummer.â€œ Als er am Morgen darauf zum wartenden Taxi ging, umarmte er mich fast schon wieder etwas fÃ¶rmlich. Er ging steifen Schrittes aus dem Haus und grÃ¼ÃŸte mich, der ihm von der BungalowtÃ¼r aus nachsah, mit Vierteldrehung des KÃ¶rpers und leicht erhobener Rechten, eben wie ein Prinz, der ins Exil geht. Mag sein, dass ich das jetzt Ã¼berinterpretiere und ihn bloÃŸ das GepÃ¤ck belastet hat.

Ich hatte nichts anderes mehr zu tun als BrÃ¶mmelmeier eine Mail zu schicken und noch am selben Tag nach Berlin zurÃ¼ckzukehren. Einige Zeit spÃ¤ter, es war schon September, las ich von dem Brand, der â€žFerienglÃ¼ckâ€œ weitgehend zerstÃ¶rt hat.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ein schlechter Sohn

â€žAber diesmal â€“ diesmal wirst du wohl bleiben?â€œ Er wollte es nicht wieder um ihre Mundwinkel zucken sehen. Stattdessen versuchte er, seiner GroÃŸmutter in die Augen zu blicken. Es misslang, wie sonst auch. Ihre BrillenglÃ¤ser waren dafÃ¼r einfach zu dick, und ohne Brille sah sie nur blind in die Welt. Ihre Sorge um ihn war echt, ihre Treuherzigkeit gespielt und ihr Mut zusammengekratzt.

â€žBen, du musst dir immer sagen, du hast es selbst so gewollt. Und du kannst es hier auch gut haben, das glaube ich.â€œ - â€žJa, bestimmt. Deshalb bin ich doch hier.â€œ

Sein Vater hatte das letzte Wort. â€žEinmal musst du bei einer Sache bleiben. Mein Lieber, die Welt ist nun mal nicht ideal. Und wenn es nach mir gegangen wÃ¤re â€“ du weiÃŸt schon â€¦ Ich kann dir jetzt nur noch eines sagen: Pass dich an!â€œ

Darauf war nichts zu erwidern. Der Schulmeister stand ihm schlecht. Ben wusste, sein Vater hatte einmal Lehrer werden wollen, vor dem Krieg, aber er war schon an der AufnahmeprÃ¼fung fÃ¼r das Seminar gescheitert.

Der Alte griff nach der leeren Kiste, in der sie heute Morgen seine Sachen gebracht hatten. Dann verlieÃŸ er das Zimmer ohne weitere Ermahnungen. Die GroÃŸmutter wandte sich in der TÃ¼r noch einmal um: â€žUnd schreib jeden Tag einen Brief, hÃ¶rst du?â€œ

Gott sei dank, sie waren endlich weg. Aber er sah ihnen doch durch das Fenster nach, wie sie von der Villa fortgingen, die langen Treppen durch den Garten hinunter zum Tor. Jetzt lagen dreihundert Kilometer auf der Autobahn vor ihnen, und heute am Ostermontag war der Verkehr sehr dicht. Die beiden reisten sonst nie miteinander â€“ so weit war es also gekommen, seinetwegen. Sie mieden sich sonst, wo sie konnten, und vielleicht hasste der Vater seine Schwiegermutter sogar - in diesem Fall war er doch eines tieferen GefÃ¼hles fÃ¤hig.

Die Mutter hatte dieses Mal nicht mitkommen wollen. Sie habe genug von diesen UmzÃ¼gen, sie ertrage es nicht mehr. Sie wusste sehr wenig von ihm und litt dafÃ¼r umso mehr an ihm. Warum nur hatte er keine Geschwister? Als Bub hatte er sich lange einen Bruder gewÃ¼nscht, und zwar einen Ã¤lteren. UnmÃ¶glich, so etwas, leider.

Einige Wochen spÃ¤ter besuchte Ben erstmals nach dem Umzug wieder seine Leute daheim. Er fÃ¼hlte sich dort jetzt fremder als in Stuttgart. Wenn sie mit ihm Ã¼ber seine Angelegenheiten sprechen wollten, dann kam er sich selbst auch fremd vor. Sie legten Gewicht nur auf die fÃ¼r ihn nebensÃ¤chlichsten Dinge, und was ihm selbst bedeutend erschien, konnte er ihnen nicht mitteilen.

â€žEin neuer Kollege wird vielleicht einmal mit hierherkommenâ€œ, sagte er. Sein Name sei Ulf. Da gab er nun doch etwas preis.

â€žOh, ich habe es ja gewusstâ€œ, sagte die GroÃŸmutter, â€ždort wirst du dich einleben. In der Fremde ist treuer Freund Gold wert. Halte ihn dir warm.â€œ

An jenem Sonntag im Juni regnete es einmal nicht. Schon um neun sah er vom Fenster aus seine Eltern den Garten heraufkommen. Zu Hause war also das Vieh frÃ¼her als sonst versorgt worden. Wie langsam sie die Stufen nahmen, so lange Treppen kannten sie daheim nicht. Und sie brachten die GroÃŸmutter heute nicht mit â€¦ Der Vater sah sich verkniffen und zugleich befriedigt im Zimmer um, wie erleichtert darÃ¼ber, dass hier in diesen zwei Monaten alles unverÃ¤ndert geblieben war, und wenigstens fÃ¼r die MÃ¶bel traf das auch zu. Er trug diesmal seinen dunklen Anzug, ein seltener Anblick.

â€žUnd â€“ gefÃ¤llt es dir noch?â€œ fragte die Mutter, zweifelnd, besorgt, wie sie das immer war. Offenb war sie gestern beim Friseur gewesen, das schon dÃ¼nner werdende braune Haar frisch getÃ¶nt und dauergewellt. Sie sah sich zum ersten Mal in diesem Zimmer um. Es gab so wenig zu betrachten, sie blickte ihm wieder ins Gesicht. Und dann kam er, ihr Lieblingssatz, er war unvermeidlich: â€žUnd sonst â€“ ist noch alles in Ordnung?â€œ Wie oft schon gehÃ¶rt, und er kannte die tiefere Bedeutung: Losgerissen bist du von der mÃ¼tterlich nÃ¤hrenden Erde der Heimat, es kann nicht gutgehen. Ben fÃ¼hlte den alten, vertrauten Hass in sich aufsteigen. Warum nur waren sie gekommen? Er ging mit ihnen zum Fenster, um die Aussicht zu erlÃ¤utern. Sie blieben stumm.

Sein Vater zwang sich zu Ironie und kÃ¼nstlicher Munterkeit: â€žUnd - wie sieht nun dein

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Festprogramm fÃ¼r diesen groÃŸen Tag aus?â€œ Ben sagte, er brauche heute ungefÃ¤hr zwei Stunden fÃ¼r sich, er habe Heimarbeit aus dem Amt mitgenommen. Er verschwieg, dass er sie ursprÃ¼nglich erst nach ihrer Abfahrt hatte erledigen wollen. Der Blick seines Vaters wurde geringschÃ¤tzig: Amt und Arbeit, sollte das heiÃŸen, dass ich nicht lache â€¦

Sie einigten sich darauf, dass die beiden schon einmal ohne ihn die Stadt besichtigen kÃ¶nnten. Dann wÃ¼rden sie ihn zum Mittagessen abholen. Sie mussten natÃ¼rlich mit dem Auto fahren, er gab ihnen seinen Stadtplan mit. Als er allein war, empfand er das alte SchuldgefÃ¼hl wieder, ein schlechter Sohn zu sein, einer, der seine Eltern kaum ertrug. War es - unnatÃ¼rlich? Umso leichter fiel ihm die Arbeit.

Sie waren wieder im Zimmer, hatten die Vermieterin im Garten getroffen. Seine Mutter sagte: â€žEine ordentliche Frau.â€œ Das war weniger ein Lob als ein Vorschuss auf Vertrauen. Sein Vater schimpfte auf den patentgefalteten Stadtplan, es war ihm nicht gelungen, ihn nach Gebrauch zusammenzulegen. Ben brachte es in Ordnung. Auf der Fahrt ins Zentrum mÃ¤kelte die Mutter an den Tunneleinfahrten, den StÃ¼tzmauern herum: So viel Beton, das gefalle ihr nun einmal nicht. Ben wurde heftig und wies sie zurecht: Die Stadt sei doch besonders grÃ¼n, reich an GÃ¤rten und Parkanlagen.

Er suchte etwas Billiges, wo er mit ihnen essen gehen konnte, ohne dass es viel kostete. Das Schnellrestaurant an der HauptstraÃŸe war zum GlÃ¼ck heute geÃ¶ffnet. Wie unsicher die beiden in allem waren: bei der Auswahl der Gerichte, beim Ansteuern eines Tisches â€¦ Sie waren viele Jahre in keinem Restaurant mehr gewesen und fÃ¼hrten ihm jetzt vor, was niedrige Abstammung ist. Er kam sich hÃ¤sslich vor, hÃ¤sslich in seinen Gedanken, in seinen GefÃ¼hlen.

Danach gingen sie spazieren, die Fronten der KaufhÃ¤user entlang, durch den zentralen Park. Seine Mutter hatte fÃ¼r nichts Augen, sie machte stattdessen viele VorschlÃ¤ge, wie er sich auf seinem Zimmer besser einrichten kÃ¶nne. Er sah, dass sein Vater inzwischen aufgetaut war. Der Alte beteiligte sich nicht am GesprÃ¤ch, dafÃ¼r beobachtete er die Passanten, die Fahrzeuge. War sein Vater der KlÃ¼gere von beiden? Ohne ihn zu lieben oder ihn auch nur ein wenig zu schÃ¤tzen, fÃ¼hlte er sich ihm manchmal Ã¤hnlich. Er wollte nicht darÃ¼ber nachdenken.

Als sie wegfuhren, nahmen sie ihn ein StÃ¼ck im Auto mit hinaus in die WÃ¤lder. Er ging erleichtert allein eine Stunde spazieren und nahm den Bus zurÃ¼ck in die Stadt.

SpÃ¤t am Nachmittag bog Ulf von der AsphaltstraÃŸe in den schmalen Feldweg ein. â€žFahr vorsichtigâ€œ bat Ben. â€žEs gibt SchlaglÃ¶cher, richtig groÃŸe Kuhlen voll Wasser und auch ganz bucklige Stellen.â€œ

Ulf fuhr sehr langsam weiter. â€žIch hoffe nur, es kommt uns keiner entgegen.â€œ â€“ â€žKommt so gut wie vor.â€œ Ulf sah die hohen Robinien Ã¼ber ihnen zusammenwachsen, das GestrÃ¼pp sich von den WegrÃ¤ndern herandrÃ¤ngen. Ein Zweig streifte den Wagen, wurde mitgezogen und schlug dann zurÃ¼ck gegen die Lackierung. Ulf zuckte ein wenig zusammen. Dann fuhren sie hinaus auf die kleine Lichtung mit den GÃ¤rten und mitten darin das weiÃŸe Haus vor der grÃ¼nen Kante. â€žMensch, Benny, richtige Felsen!â€œ â€“ â€žWar frÃ¼her ein Steinbruch, jetzt ist fast alles zugewachsen.â€œ

Ben sah das Gesicht seiner GroÃŸmutter, das sich im Dachgeschoss gegen das Giebelfenster presste. Seine Mutter wartete nicht ab, dass sie klingelten. Als der Wagen auf dem holprigen Grasplatz hinter dem Haus zum Stillstand kam, erschien sie schon lÃ¤chelnd in der HaustÃ¼r. Wie auf Kommando, dachte Ben. WÃ¤hrend sie auf das Haus zugingen, hÃ¶rte man den Unimog herantuckern. Sein Vater hielt neben dem fremden Auto und sprang rasch ab, noch flink fÃ¼r sein Alter. Die WagentÃ¼r war im Sommer ausgehÃ¤ngt.

Ben stellte den Freund in der Diele vor, wo sie eine Weile zusammenstanden. Er bekam nicht heraus, wie seine Eltern auf Ulf wirkten, und ebenso blieb es fÃ¼r ihn offen, welchen Eindruck er auf sie machte. Die Gesichter der Alten waren freundliche Masken. Ulf erschien gelassen, unbefangen, alles an ihm drÃ¼ckte gute Erziehung und wohlwollende NeutralitÃ¤t aus. Bens Eltern waren zeremoniÃ¶s, noch mehr als sonst, wenn er selten einmal einen Freund mitgebracht hatte. Sie sagten, dass sie sich freuten, dass er sich als ihr Gast wohlfÃ¼hlen mÃ¶ge. Dass sie hoffentlich gutes Wetter hÃ¤tten. Und ob sie eine gute Fahrt hinter sich hÃ¤tten â€“ dies war schon die persÃ¶nlichste ihrer Fragen. Der Vater musste gleich wieder an seine Arbeit. Die Mutter zeigte Ulf den vorbereiteten Schlafplatz auf der Couch im Wohnzimmer. Sie wollten jetzt keinen Kaffee trinken? Die Mutter zog sich in die KÃ¼che zurÃ¼ck, um einen Kuchen zu backen. Besser, wenn sie morgen noch einen mehr anzubieten hÃ¤tte.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Sie gingen nach oben, klopften an die TÃ¼r und betraten auf das Herein seines GroÃŸvaters das verrÃ¤ucherte Zimmer. Erblickten den AchtzigjÃ¤hrigen in der Haltung von Franklin Delano Roosevelt in seinem roten PlÃ¼schsessel inmitten der Qualmwolken, die in kurzen heftigen StÃ¶ÃŸen aus der Pfeife entlassen wurden. Ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, noch unter ihnen anwesend und doch schon fremd, auf seine Weise ein UnberÃ¼hrbarer. Er hatte gerade Zeitung gelesen. â€žUnd jetzt fliegen sie bald zum Mond, verrÃ¼ckte Menschheit â€¦ Ja, ihr kommt also von Stuttgart, hab ich gehÃ¶rt. Bin da nie gewesen und sonst frÃ¼her doch viel herumgekommen â€¦ Wien, Prag â€¦ Paris, Berlin â€¦ Und Dresden, ja, Dresden, dort war es am besten. Vor dem ersten Krieg, bis dieser verdammte Krieg kam â€¦â€œ Davor war er jahrelang als Handwerksbursche durch halb Europa gezogen. Mit Bens Vater, seinem Schwiegersohn, sprach er so gut wie nie, nur das Allernotwendigste, solange Ben sich erinnern konnte.

Jetzt kam die GroÃŸmutter und glich mit ihrem GefÃ¼hlsÃ¼berschwang das Defizit an persÃ¶nlicher Zuwendung seitens der anderen mehr als aus. Die kleine alte Frau stand vor seinem groÃŸen Freund, nahm dessen beide HÃ¤nde in ihre. Sie wird sie ihm doch nicht kÃ¼ssen wollen ... Es zuckte in ihrem Gesicht, um diese Andeutung eines Damenschnurrbartes herum. Und dass eine so mÃ¼rbe Altfrauenstimme noch solche HÃ¶hen erreichen kann. â€žWie froh ich bin! Sie kÃ¶nnen sich bestimmt nicht vorstellen, wie dankbar ich dafÃ¼r bin, dass Sie sich so um unseren Ben kÃ¼mmern. Er hat uns so viel von Ihnen erzÃ¤hlt, stÃ¤ndig hat er Ihren Namen im Mund gehabt â€¦â€œ â€“ â€žOma, also war gar nicht so gewesen. â€“ â€žEr ist jetzt sooo weit weg von uns. Sie mÃ¼ssen ja alle fort heutzutage, aber er ist sooo weit, wir kÃ¶nnen sooo wenig fÃ¼r ihn tun â€¦ Aber nun hat er Sie, nun ist es auch so gut. Wollt ihr zwei nicht Kaffee trinken, mit dem Opa und mir?â€œ

â€žOma, wir wollen uns Bewegung machen, nach der langen Fahrt. Wir gehen gleich an die frische Luft.â€œ Das war auch nÃ¶tig, in der dicken Nebelsuppe hier oben erstickte man beinahe. Als sie die Treppe hinuntergingen, grinsten sich die zwei jungen MÃ¤nner an.

Es gab noch eine GroÃŸmutter, sie lebte in der NÃ¤he in einer Baracke und galt als nicht vorzeigbar. Ben vermied es, mit Ulf in die NÃ¤he ihrer Behausung zu geraten, als sie drauÃŸen umherstreiften. Er ging mit ihm auf die HÃ¶he hinauf, von der man eine begrenzte Aussicht hatte. FÃ¼r Weitblicke war ihr HÃ¼gelland zu stark gegliedert.

Die Mutter deckte den Abendbrottisch nur fÃ¼r sie beide im Wohnzimmer. Sie selbst aÃŸ spÃ¤ter mit dem Vater in der KÃ¼che. Ben und Ulf frÃ¼hstÃ¼ckten tags darauf auch allein. Nur beim Mittagessen am Sonntag hatten sie die Gesellschaft der Eltern. Die Mutter fragte dabei wie Ã¼blich: â€žKann man es essen?â€œ, obwohl sie auch diesmal davon Ã¼berzeugt war, es sei ihr gelungen. Der Vater schwieg fast die ganze Mahlzeit Ã¼ber. Ben fand, es war wieder sein bedeutsames Schweigen, nur blieb die Bedeutung auch diesmal unklar.

Wenn sie allein aÃŸen, erschien die Mutter wie eine Dienerin im Zimmer. Sie erkundigte sich, ob sie dieses oder jenes essen wollten, was zum Trinken erwÃ¼nscht sei, ob es genug und ob es recht gewesen sei. Sie stellte nie andere Fragen, hatte an seinem Gast, wie es schien, kein persÃ¶nliches Interesse. Es war auch frÃ¼her so gewesen, diesmal war es Ben peinlich. Und zumal er wusste, dass sie in Wahrheit sehr neugierig war. Sie fragte ihn nach solchen Besuchen genau nach Familie und bisherigem Werdegang aus. Warum also jetzt wieder dieses distanziert servile Verhalten, beinahe wie im Orient? Er begriff es erst bei diesem Besuch: Dahinter stand ihre Furcht, etwas Falsches zu sagen, sich und ihm mit einer unangebrachten Bemerkung zu schaden. Sie nahm ihre Rolle zu ernst, sie Ã¼bertrieb es damit und verschwand vollkommen dahinter. Sie wÃ¼rde nie aus erster Hand etwas wirklich Wichtiges Ã¼ber seine Freunde erfahren.

â€žIhr habt hier kein Fernsehenâ€œ, stellte Ulf am ersten Abend nach dem Essen fest. â€“ â€žNein, nur m GroÃŸeltern.â€œ Und ihr GerÃ¤t war so laut eingestellt, dass es zum stÃ¤ndigen Verdruss seiner Eltern bis in die Diele herunter drÃ¶hnte.

Sie gingen fÃ¼r eine Weile hinÃ¼ber in Bens Zimmer und sprachen Ã¼ber die nÃ¤chsten Tage, welche AusflÃ¼ge sie von hier aus unternehmen kÃ¶nnten. Auf einmal stand der Freund auf und ging zum BÃ¼cherregal. Ben hatte die folgende Szene vorausgesehen, er hÃ¤tte bei seinem letzten Besuch hier das gewisse Buch aus der Reihe entfernen kÃ¶nnen, er hatte es mit Absicht nicht getan. Und richtig, Ulf zog schon nach kurzem das Taschenbuch mit den schwarzen GroÃŸbuchstaben auf gelbem RÃ¼cken heraus und nahm es an sich: â€žAh, HomosexualitÃ¤t â€¦ Das ist interessant?â€œ

â€žJa, aber teilweise schwer verstÃ¤ndlich. Vielleicht solltest du dazu lieber etwas von Freud lesen. Da,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

lies die Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie â€¦â€œ Er drÃ¼ckte sie ihm schon in die Hand.
â€žNein, nein, nicht hier. Aber du kannst es mir am Dienstag mitgeben, ausleihen, meine ich.â€œ TatsÃ¤chlich nahmen sie neben einem Zelt aus Bens Schultagen auch den Band Freud mit.

Zwei Monate spÃ¤ter und Ulf war schon Geschichte, die Erinnerung an ihre ZusammenstÃ¶ÃŸe so gut wie entsorgt. Ben war im Urlaub zum ersten Mal in Berlin gewesen und dann noch zu den Eltern gefahren. Er blieb fÃ¼nf Tage bei ihnen und ging dort im Kopf nur an der Spree herum. Was ihn umgab, sah er wie eine unbekannte, wenig reizvolle Gegend aus dem Flugzeug heraus an. Er sprach kaum noch mit seinen Leuten und versuchte fortwÃ¤hrend Strategien fÃ¼r die nÃ¤here Zukunft zu entwickeln. Er wird halt in Stuttgart bleiben mÃ¼ssen, vorlÃ¤ufig. Gleichzeitig plante er bereits fÃ¼r den Herbst die nÃ¤chste Reise nach Berlin.

Als die Entscheidung schon gefallen war und er einmal abends in der Villa ankam, lag ein Zettel seiner Vermieterin auf der Treppe. Sein Vater hatte angerufen und ihn zu sprechen verlangt. Das Amt hatte einen Brief an die Eltern geschrieben und sie darÃ¼ber aufgeklÃ¤rt, dass ihr Herr Sohn sich selbst aus dem Dienst entlassen hatte. Der Alte wollte Ã¼bermorgen kommen und ihn sprechen. Ben solle ihn auf seinem Zimmer erwarten.
Ben rief gleich zu Hause an. Er wird an diesem Tag nach Berlin fliegen und sich Arbeit und Unterkunft suchen. - Nein, du wirst auf dem Zimmer warten! â€“ Werde ich nicht! - Sie schrieen sich an wie neulich auf dem Amt Ben und der Amtsleiter. Aus dem Machtwort wurde ein ohnmÃ¤chtiges. Ben war schon ausgebrochen, nicht mehr einzufangen. Der Alte begriff es, er war nicht dumm. Er lieÃŸ ihn noch mit der Mutter zanken. Sie erreichte nichts, keine Zusage fÃ¼r irgendeine RÃ¼cksicht oder Vorsicht. Sie hatte nur wie so oft das Schlusswort in solchen Debatten, elegische TragÃ¶din, als die sie sich sah. Den Wortlaut vergaÃŸ Ben sogleich.
Fort, nur fort. Eine Wunde und ein Hautfetzen. Man hat sich gefÃ¼rchtet, ihn abzureiÃŸen. Dann ein Ruck und wÃ¤hrend man reiÃŸt, kommt mit ein wenig Schmerz Ã¼berraschend die Lust. Er hatte sich als SchÃ¼ler einmal bei einem Freund beklagt, es gebe keine Basis fÃ¼r GesprÃ¤che zwischen ihm und seinen Eltern. Und der Freund hatte aufmunternd festgestellt: Was beklagst du dich, wo keine Basis ist, da braucht man keine.

Auf dem RÃ¼ckweg von Berlin nahm er wieder den Umweg Ã¼ber ***. Seine Eltern wirkten schon schicksalsergeben. Er sah sie geradezu vor sich altern. Er war ein schlechter Sohn mit einem schlechten Gewissen. Sie machten es ihm leicht, bis auf diese skeptischen Blicke, und nahmen seinen Entschluss jetzt ohne EinwÃ¤nde hin. Da ging einer seinen Weg und sie blieben zurÃ¼ck am Wegrand.
Ben spÃ¼rte erstmals seit langem dieses scheuÃŸliche GefÃ¼hl in sich aufsteigen, das seine Kindertage manchmal vergiftet hatte. Das Bad am Sonntagmorgen noch im alten Haus der GroÃŸeltern â€¦ Er badete in einer Blechwanne, die fÃ¼r ihn in der WaschkÃ¼che aufgestellt wurde. Die WaschkÃ¼che lag im Keller und erhielt etwas Licht vom Garten her. Es war schummerig und trotzdem sah er Kellerasseln Ã¼ber den zersprungenen Zementboden kriechen. An der Wand stand eine unfÃ¶rmige Waschmaschine aus der Vorkriegszeit, die schon lange nicht mehr benutzt wurde. Ben kratzte mit den FingernÃ¤geln alte Salbe vom Hals ab und betrachtete sein Geschlecht. Da Ã¼berkam ihn jenes GefÃ¼hl, das stÃ¤rkste, das er als Kind kennenlernte. Es war eine Mischung aus Ãœberdruss, Ekel und Langeweile und es richtete sich, vergleichbar jÃ¤hem Sodbrennen, gegen ihn selbst. Er empfand die eigene Existenz als etwas vollkommen Nichtiges, Wertloses. FÃ¼r ihn wÃ¼rde es nie Freude oder Sinn geben, immer nur diese alles umfassende Unlust. Er verspÃ¼rte dann langsam Brechreiz aufsteigen, ohne jemals tatsÃ¤chlich kotzen zu kÃ¶nnen, und zugleich heftigen Durst. Diese Krisen dauerten zwei, drei Minuten und mit ihnen verschwand auch der Durst. Sie waren ebenso plÃ¶tzlich und heftig wie epileptische AnfÃ¤lle und wie diese hinterlieÃŸen sie ein GefÃ¼hl von ErschÃ¶pfung und Leere.
Er war inzwischen daran gewÃ¶hnt, sich zu beherrschen. Sein Gesicht verriet schon lange nichts mehr von diesen GefÃ¼hlen.

Er musterte seine gesamte Habe und teilte sie in drei Haufen. Der erste war unverzichtbar, diese Sachen wÃ¼rde er einpacken und im Flugzeug mitnehmen. Der nÃ¤chste enthielt allerlei

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Ãœberflüssiges und sollte von seinen Eltern bald abgeholt werden. AuÃŸerdem gab es Dinge, von denen er sich unbedingt fÃ¼r immer trennen wollte: verbrauchte WÃ¤sche zum Beispiel, Zeitungsausschnitte und kleine, erst hier gekaufte GegenstÃ¤nde, die sich als nutzlos herausgestellt hatten. Er warf auch den Aschenbecher aus Blech dazu, nur fÃ¼r GÃ¤ste angeschafft: alles fÃ¼r die MÃ¼lltonne.

Es sah auf dem FuÃŸboden wie nach einem Schiffbruch aus. Oder wie vor einem eingestÃ¼rzten Haus, aus dem man noch einiges gerettet hat. Es war ein Zusammenbruch, es gab nichts zu beschÃ¶nigen. Die Dinge vertraten die Hoffnungen seiner Jugend, die Erwartungen, in denen er sich getÃ¤uscht sah, nein, sich selbst getÃ¤uscht hatte. Wird Zeit, Ben, sagte er sich, dass du erwachsen wirst.

Seine Eltern kamen sonntags, um ihren Teil einzupacken. Sie brachten die GroÃŸmutter auch diesmal nicht mit. â€žEs ist nicht recht, dass es so gekommen ist, es ist nicht in Ordnungâ€œ, sagte die Mutter mit merklicher Bitterkeit.

â€žDie Diskussion kÃ¶nnen wir uns heute sparen. Jetzt heiÃŸt es: nach vorne sehen.â€œ Der Alte zeigte mitten im Zusammenbruch endlich einmal Format, fÃ¼gte aber hinzu: â€žNur die Sache mit diesem Berlin, die ist mir nicht geheuer.â€œ

â€žUnd das Zelt, das brauchst du in Berlin natÃ¼rlich auch nicht. Da gibt es nur Stein, in so einer groÃŸen Stadt â€¦ Habt ihr es wenigstens mal aufgestellt, du und Ulf?â€œ

â€žDas Zelt? Nein, Mama, haben wir nicht. Ich brauch es nicht mehr. Es kann weg. Ihr kÃ¶nnt es verschenken, falls es einer haben will.â€œ

Seine Mutter sagte, das werde sie nicht tun. Sie werde es aufheben, vielleicht wÃ¼rden ja mal Enkel da sein. Dann verluden sie alles und er fuhr mit ihnen zum Flughafen, um sein GepÃ¤ck fÃ¼r den Abflug einzuschlieÃŸen. Die beiden setzten ihn an einer StraÃŸenbahnhaltestelle ab und steuerten fÃ¼r ihre Heimfahrt die Autobahn an. Stuttgart wÃ¼rde sie nie wieder sehen.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Arlington Park

Mit Chicago wurden sie nicht recht warm. Das war ein zu kÃ¼hner Entwurf, weder zu Ende gebaut noch zu Ende gedacht. Es war etwas Erregendes an der Stadt, etwas Elementares, etwas Verlorenes â€¦Die beiden EuropÃ¤er standen am Fenster ihres Hotelzimmers im zwÃ¶lften Stock und sahen die Nebelfetzen vom See herantreiben. Oft waren es riesige NebelbÃ¤nke, die in Sekunden halbe Stadtviertel verschluckten und dann ebenso schnell wieder freigaben. Hohe TÃ¼rme, plÃ¶tzlich weggewischt wie die antiken Fresken in Fellinis "Roma" beim Bau der Untergrundbahn. Das Hancock Building war fÃ¼r anderthalb Minuten ausgelÃ¶scht gewesen â€“ jetzt stand es wieder da in der klaren, durchsichtigen AtmosphÃ¤re eines Mainachmittags: breitbeinig, unerschÃ¼tterlich, ein FÃ¶rderturm fÃ¼r Geld und Mehrwert.

Der Sears Tower wirkte von weitem wie ein seltsam verschobener altbabylonischer Stufentempel. Von nahem, aus der Tiefe der Franklin Street, gelang es nicht, seine hÃ¶chsten Stufen ins Auge zu fassen. Man bekam den Koloss nicht als Ganzes zu sehen. Sie fuhren hinauf. Von oben zerfiel die Welt von Chicago klar in drei Teile: der riesige, fast leere See, leer wie die Hochsee â€“ dann, hart am See, das schmale, lange Band der geballten, hohen TÃ¼rme â€“ und nach Westen anschlieÃŸend der breite und scheinbar unendlich ausgedehnte Teppich flachster Vororte. Unverbunden, unversÃ¶hnlich, alles fiel auseinander wie Elemente, die sich nicht vermischen, vollkommen unharmonisch, brutal â€“ eben darin bestand das Suggestive. SÃ¼dlich vom Turm wies die Stadt weite leere FlÃ¤chen auf. Hier hatten die abgerissenen SchlachthÃ¶fe, die aufgegebenen BahnhÃ¶fe gestanden. Das war der Platz fÃ¼r die Stadt der Zukunft, wie das den Blick anzog!

Unglaublich schnell brachte der Expresslift sie in die Eingangshalle zurÃ¼ck. Sascha suchte den Waschraum auf, bevor sie in die Cafeteria gingen (der Welt grÃ¶ÃŸte, wie alles in Chicago). Von innen hÃ¶rte er Martin im Durchgang keuchen und bellen. Spastische Tracheobronchitis war schon einmal die Diagnose gewesen. Er sagte ihm, er hÃ¤tte vielleicht besser aufs Land fahren sollen, und dann mischten sie sich unter die lunchenden Angestellten.

Am nÃ¤chsten Tag wollten sie ins GrÃ¼ne. Von der Lake Street nahmen sie die Hochbahn Richtung Westen. Fast alle Passagiere waren Schwarze. Sie selbst hatten keine Ahnung, wohin sie eigentlich fuhren. Es war die Richtung nach Oak Park. Das sagte ihnen gar nichts, von Frank Lloyd Wright hÃ¶rten sie erst spÃ¤ter. Bis zur Stadtgrenze fuhr der Zug durch meilenweite Slums. Sie bestanden aus zweistÃ¶ckigen Reihen alter HolzhÃ¤user mit hÃ¶lzernen AuÃŸentreppen und Veranden, auf denen sich die Bewohner mit Vorliebe aufhielten. Zwischen der zum Trocknen aufgehÃ¤ngten WÃ¤sche saÃŸen arbeitslose MÃ¤nner. Gelegentlich wiesen die regelmÃ¤ÃŸigen Zeilen LÃ¼cken auf. Ers spÃ¤ter erfuhren sie, dass hier BrÃ¤nde getobt hatten, wÃ¤hrend der Unruhen in den Sechzigern. Um die HÃ¤user grÃ¼nte und blÃ¼hte es noch reicher als in den Parks am Seeufer. Es war ein frÃ¶hlicher Verfall, eine Art Operettenslum, jedenfalls solange man nur mit der Bahn durchfuhr. Die Fahrt verlief rasch und ohne ZwischenfÃ¤lle.

Scharf unterschied sich Oak Park als Vorort der oberen weiÃŸen Mittelschicht von den stÃ¤dtischen Slums davor: Ã¤ltere freistehende Villen, meist auch aus Holz, an breiten, grÃ¼nen Alleen. Es schien verlockend, hier spazieren zu gehen. Aber als sie einige Blocks umrundet hatten, empfanden sie bloÃŸ noch Langeweile. In ihrer perfekten GleichfÃ¶rmigkeit reizten diese Quartiere zum GÃ¤hnen. Sie fuhren bald zurÃ¼ck.

An einem der folgenden Tage saÃŸen sie in einem Vorortzug Richtung Nordwesten. Dieser massige gelbe Doppeldecker sollte sie doch einmal an den Rand der unendlichen Stadt bringen, meinten sie. Sie hatten Fahrkarten nach Arlington Park in der Tasche. Nicht dass ihnen der Ort irgendetwas bedeutet hÃ¤tte â€“ in der Bahnhofshalle hatten groÃŸe Plakate fÃ¼r verbilligte RÃ¼ckfahrkarten dorthin geworben. Die Reklame, obwohl allgemein gehalten, schien sich dafÃ¼r zu verbÃ¼rgen, dass Arlington Park ein unbedingt lohnendes Ziel am Rand von Chicago sei; sie war unwiderstehlich. Es war mitten am Nachmittag. Der Zug stand noch lange in der Halle, bevor er abfuhr. Nur stÃ¼ndlich wurde die Strecke bedient. Die beiden Decks fÃ¼llten sich allmÃ¤hlich mit weiÃŸen Angestellten. Dann schob der Zug sich hinaus, zunÃ¤chst ins schon Bekannte, die Zone der Bahnanlagen und Fabrikhallen. In den Slums hielt er nicht. Nun glitten eine Stunde lang weiÃŸe Vororte drauÃŸen vorbei â€“ wie langsam glitten sie vorÃ¼ber! Die Suburbia war sich wohl bewusst, ein groÃŸes Ganzes aus ununterscheidbarem

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Einzelnem zu bilden. Daher die riesigen Lettern auf den hohen runden WassertÃ¼rmen: MOUNT PROSPECT â€¦ DES PLAINES â€¦ Einmal hielt der Zug auf freier Strecke. Sie sahen in ein Wohnzimmer hinein, wo auf flimmerndem Bildschirm gerade Palmen am Meer zu sehen waren. Vielleicht war es Fort Lauderdale, Florida. Martin dachte, wenn der Bewohner fÃ¼r einen Augenblick ans Fenster treten sollte, so wÃ¼rde ihn die Schrift auf dem hohen Wasserturm daran erinnern, dass er BÃ¼rger von Mount Prospect war und nicht von Des Plaines oder Fort Lauderdale.

In Boston hatte ihre Reise begonnen. Nicht dass es sie besonders nach Boston gezogen hÃ¤tte â€“ es gab einen billigen Flug von Amsterdam dorthin. WÃ¤hrend des Fluges las Martin in seinem FÃ¼hrer, von den groÃŸen StÃ¤dten an der OstkÃ¼ste erinnere Boston am stÃ¤rksten an Europa. Sie beschlossen, dort drei Tage zu bleiben, um sich leichter einzugewÃ¶hnen. Wegen irgendeines nationalen Kongresses waren alle Hotelbetten belegt. Sie kamen schlieÃŸlich an der Huntington Avenue unter, in dem mausgrauen YMCA-Kasten, der etwas von einem Elefanten in Wartestellung hatte. Rundherum hundert Jahre alte Wohnblocks mit klassizistischen Fassaden, die die verwahrlosten Wohnungen dahinter nur unzureichend kaschierten. Wie in Europa war es bis zum nÃ¤chsten McDonaldâ€™s-Laden nicht weit, er war schrÃ¤g gegenÃ¼ber. Nach einem ersten Bummel durch die Nachbarschaft reihten sie sich ein in die Schlange der Slumbewohner, die ihr warmes Abendessen bei McDonaldâ€™s bestellten, um es styroporverpackt in die umliegenden WohnhÃ¶hlen zu tragen. Ein stÃ¤dtischer Polizist â€“ ein Auge auf die Kasse und die Waffe bereit â€“ sorgte dafÃ¼r, dass die GeschÃ¤fte sich im bÃ¼rgerlichen Rahmen abwickelten. Den Erdbeershake fand Sascha viel zu sÃ¼ÃŸ.

Der Weg in die Stadtmitte fÃ¼hrte sie tÃ¤glich an der Zentrale der Christian Science vorbei. Das war ein Sammelsurium unterschiedlichster Bauten und Stile, Mutterkirche und GroÃŸdruckerei, Sonntagsschule und Verwaltungshochhaus. Und zwischen den GebÃ¤uden ein zweihundert Meter langes, genau rechteckiges Wasserbecken. Der Wasserspiegel schloss auf den Millimeter mit der niedrigen Umfassungsmauer ab, und wenn wieder einmal Mary Baker-Eddys Geist Ã¼ber den Wassern schwebte, floss ein Bruchteil in die umlaufende Rinne ab. Dieser Vorgang entzÃ¼ckte Martin stets aufs Neue. Wasser, Luft und Wind bildeten ein empfindliches Gleichgewicht. Jede StÃ¶rung oder Reizung musste das Ãœberflie ÃŸen herbeifÃ¼hren. Nie war vorherzusehen, wo das Wasser den letzten, so geringen Widerstand Ã¼berwinden wÃ¼rde. Es sah eher so aus, als zÃ¶gere es, den entscheidenden Schritt zu tun und Ã¼berzuflieÃŸen. Wenn aber nur ein kleiner Abschnitt des Damms, der keiner war, Ã¼berflutet wurde, so floss das Wasser bald auf breiter Front ab. Der Wasserspiegel sank dank unsichtbarer Quellen niemals merklich unter das Niveau des MÃ¤uerchens. An dieser heiligen StÃ¤tte war Ãœberfluss nie mit Mangel verbunden. Jemand erklÃ¤rte ihnen, dass das Becken der Aircondition des BÃ¼rohochhauses diene. Sie begriffen nicht ganz, wie das funktionierte.

Sie nahmen den Zug nach New York und rollten fÃ¼nf Stunden lang durch Neuengland. Sie kannten die Landschaft aus Filmen und von Fotografien. Aber sie erkannten sie nicht ohne weiteres wieder. Die Natur schien sich im Herbst, dem bekannten lang hingezogenen, trockenen Herbst mit seinen prÃ¤chtigen Farben verausgabt zu haben. Jetzt war nur zaghaftes GrÃ¼n zu sehen, ab und zu eine kleine Stadt, steinige Meeresufer. Mitten auf der Strecke nÃ¤herte sich der Zug einer etwas grÃ¶ÃŸeren kleinen Stadt mit kleinen Wolkenkratzern in der Mitte, einer richtigen kleinen Downtown. Wie war der Name der Stadt? â€“ â€žProvidenceâ€œ, murmelte der Schaffner ungefragt, â€žProvidenceâ€œ, m
er, indem er durch den Wagen schlenderte. Er sprach so undeutlich, dass sie es mehr errieten als verstanden. Der Schaffner sah die beiden EuropÃ¤er bedeutsam an. Ob sie sich die Weiterfahrt nicht noch einmal Ã¼berlegen wollten, schien er anzuregen. Aber nein, sie wollten nicht in Providence aussteigen.

â€žRye, New York â€“ Rye, New York!â€œ jetzt rief er es laut und triumphierend mit prÃ¤ch daherrollendem Akzent. Und er sah niemand dabei an, niemand war persÃ¶nlich gemeint. Es war wie ein Appell an alle: Macht euch bereit, letzter Bahnhof vor Manhattan!

Nach Rye gewann der Zug an Fahrt. Sie hÃ¤tten wohl schon die Stadtgrenze erreicht, vermutete Martin. Es war die Bronx. Die Trasse verlief in tiefem Einschnitt zwischen steilen BÃ¶schungen. HalbwÃ¼chsige waren Ã¼ber den hohen Zaun geklettert und erwarteten sie auf halber HÃ¶he Ã¼ber den Geleisen. PlÃ¶tzlich flogen Steine. Manfred sah schwere Brocken heranfliegen und wich instinktiv aus. Ein Aufprall, ein Aufschlag wie Steinschlag im Gebirge â€“ das dicke Waggonfenster hatte es abgehalten. â€žNachts kannst du hier nur mit heruntergelassener Jalousie durchfahren, sonst wirst du

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

erschossenâ€œ, sagte Sascha. Woher er das wissen wolle, entgegnete Martin gereizt.

Die Tage in New York waren Regentage, dunkle, windige Regentage. Sie konnten doch nicht die ganze Zeit bei Bloomingdaleâ€™s verbringen. Sie hatten gar keinen Sinn fÃ¼r diese Art von Luxus, die vor allem in luxuriÃ¶ser PrÃ¤sentation von Waren bestand. DrauÃŸen die Lexington Avenue lud keineswegs zum Flanieren ein. Die Ãœberreste von Regenschirmen, von WindbÃ¶en zerknickt und zerfetzt und von den Besitzern weggeworfen, verstopften die Ã–ffnungen der Gullys. Abflusslose Seen aus Regenwasser, Benzin und MotorenÃ¶l machten sich am StraÃŸenrand breit. Das Mauseloch neben ihnen war ein Eingang zur U-Bahn. Es war eine Linie nach Queens. Die Bahn erreichte nach kurzer Zeit die OberflÃ¤che, um als Hochbahn weiterzufahren. Sie freuten sich einen Moment lang. Sie wÃ¼rden den Blick Ã¼ber den East River genieÃŸen, von der HÃ¶he der BrÃ¼cke auf Long Island und Manhattan und die anderen BrÃ¼cken sehen kÃ¶nnen. Aber starke RegengÃ¼sse pladderten aufs Dach, SturzbÃ¤che liefen an den Seiten herunter. Die Fenster bedeckte ein dichter Tropfenvorhang. Dazu drang Feuchtigkeit ins Innere des Wagens; eine dampfige AtmosphÃ¤re breitete sich aus; die Scheiben beschlugen von innen. Sie fuhren wie zwischen MilchglaswÃ¤nden dahin. Die Stadt war schon wieder unsichtbar geworden. NatÃ¼rlich war es, bei diesem Wetter, in Queens nicht weniger scheuÃŸlich als in Manhattan. Sie fuhren bald zurÃ¼ck.

Ein anderes Mal fuhren sie in einem langen Tunnel unter Brooklyn dahin, Richtung Atlantik. Sie schwiegen wÃ¤hrend der Fahrt. Martin studierte die Reklametafeln. FÃ¼r Kakerlakenfallen wurde geworben. GegenÃ¼ber sorgte sich ein Verleger um den Absatz seiner Ware. Jeder, aber auch wirklich jeder â€“ everyone, absolutely everyone â€“ mÃ¼sse das neue Buch lesen, also kaufen. Diese Werbung kam einmal ohne Schmus aus. Mannhaft verkÃ¼ndete es der Verleger: Ich produziere, und ihr alle, alle mÃ¼sst kaufen, und an dieser Tatsache lasse ich nicht den geringsten Zweifel zu. Inzwischen war der Zug ans Tageslicht gekommen. Auf der ersten Station nach der Rampe hielt er ungewÃ¶hnlich lange. FahrgÃ¤ste wurden ungeduldig, stiegen aus, um nachzusehen, kamen nicht zurÃ¼ck. Martin und Sascha blickten durch die offenstehende TÃ¼r und konnten nichts Besonderes entdecken. DrauÃŸen auf dem Bahnsteig sahen sie es dann: Aus dem letzten Wagen drangen dunkle Qualmwolken ins Freie. Im gleichen Augenblick lief auf dem anderen Gleis ein Zug ein. Sie sahen sich bloÃŸ an und stiegen sofort um und fuhren zurÃ¼ck nach Manhattan.

Die Wolkenkratzer von Midtown und Downtown lieÃŸen sich nur ausnahmsweise bestaunen. Ihren Namen allzu wÃ¶rtlich nehmend, lieÃŸen sie es zu, dass stÃ¤ndig Wolken sie tief herunter verhÃ¼llten. Man hÃ¤tte irgendwo nachlesen oder jemand fragen mÃ¼ssen, ob ein GebÃ¤ude dreiÃŸig, siebzig oder hundert Stockwerke hatte. Aber es zu wissen, hÃ¤tte sie auch nicht gefreut. Nur in den NÃ¤chten gab es lÃ¤ngere Abschnitte ohne Regen, ohne Sturm. Sie gingen dann gewÃ¶hnlich getrennte Wege. Martin erinnerte sich spÃ¤ter, wie er in einer Nacht in Chelsea von einem Passanten angesprochen worden war: ob er Feuer habe. Und dabei rauchte der neugierige Frager gerade eine Zigarette. Martin stand unter einer Laterne und lieÃŸ sich ruhig betrachten. Dann gingen sie ohne weiteres auseinander.

Auch zum Botanischen Garten fuhr Martin allein. Es war der letzte Tag vor der Weiterreise. Das Wetter war endlich umgeschlagen, es war schwÃ¼l-warm. U-Bahn-Fahren war hier wie Fahren mit einem Fahrstuhl. Rasend wie sonst die Stockwerke neben einem glitten die Blocks unsichtbar Ã¼ber einem dahin: Zwoundsiebzigste, Sechsundneunzigste, Hundertzehnte â€¦ Einzeln patrouillierende Polizisten in den ZÃ¼gen. Sie sahen besser aus als in Boston, von Hamburg gar nicht zu reden. Es waren gesunde, KnÃ¼ppel schwingende Mannsbilder. The medium is the message. Gewalt ist schÃ¶n, signalisierten sie und spielten mit der Keule. Sie warfen den KnÃ¼ppel ein kleines StÃ¼ck in die Luft und fingen ihn spielerisch auf. Sie lieÃŸen sich gern begaffen â€“ aber mehr auch nicht. Sie hatten den Schwanz auf dem rechten Fleck.

DrauÃŸen zogen die zerstÃ¶rten Viertel der SÃ¼d-Bronx vorbei. Man hÃ¤tte sich Besseres vorstellen kÃ¶nnen nach der RÃ¼ckkehr zur Oberwelt. Wann war eigentlich der Film Ã¼ber die Ruinen der Bronx im Dritten gelaufen, fragte sich Martin. Dann musste er aussteigen. Der Park war nicht weit von der Station, die Gegend zum GlÃ¼ck nicht ganz so heruntergekommen wie weiter im SÃ¼den. Schade, dass er nicht noch einmal in den Garten kommen konnte, er hÃ¤tte ihn gern Sascha gezeigt. Der Garten gefiel auch vielen New Yorkern, von denen manche sogar zum Picknick hierhergekommen waren, und dabei war es ein Werktag. Martin musste an Willi denken, der hier Samen von AkazienbÃ¤umen gesammelt hatte. Er lieÃŸ ihn dann drÃ¼ben keimen. Nun wuchsen schon

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

kleine Akazien aus der Bronx in OberÃ¶sterreich heran. Die alten BÃ¤ume, die Samenspender, standen noch als braune Gerippe herum. Ãœber dem Park lag die LÃ¤rmglocke der GroÃŸstadt, ein fein zermahlener GerÃ¤uschbrei ohne herausragende EinzeltÃ¶ne. Er verlieÃŸ den Garten und ging zehn, fÃ¼nfzehn Blocks nach Westen. Hier war alles solide und geschÃ¤ftig. Es kam ihm wie EimsbÃ¼ttel vor, wie ein in die Breite gegangenes und in die HÃ¶he geschossenes EimsbÃ¼ttel, mit mehr LÃ¤rm, mehr Dreck und mehr Leben.

Der Zug nach Philadelphia verlieÃŸ Manhattan natÃ¼rlich auch in einem langen Tunnel. Sie stiegen unterirdisch in der Penn Station ein, und als sie drÃ¼ben in New Jersey herauskamen und zurÃ¼ckschauten, war alles verschwunden bis auf die oberen HÃ¤lften des World Trade Center, zwei Riesenfeuerzeuge in einem diesigen, brandigen Himmel, sonst nichts.

â€žNew York â€¦ New York â€¦ Mal sehen, was uns in der Stadt der brÃ¼derlichen Liebe erwartet.â€œ

Nichts gegen Joe. Sascha kannte ihn von Europa her. Sie logierten zwei NÃ¤chte bei ihm in der Pine Street, in einem alten Mietshaus mit viel Holz. Auf den Dielen des GÃ¤stezimmers krochen Massen kleiner Insekten herum, die Martin nicht kannte. â€žSie sind sogar im Kulturbeutel. Sind es Termiten?â€œ â€“ Sascha lachte: â€žBestimmt nicht. Termiten bekommst du gewÃ¶hnlich nicht zu sehen, sie hausen in den WÃ¤nden. Das hier ist irgendein gewÃ¶hnliches Kroppzeug. Kommt vom alten Holz und der feuchtwarmen Luft.â€œ â€“ â€žSie haben sich sogar Ã¼ber die Schokolade hergemacht, ekelhaft.â€œ

Es war am Tag nach der Ankunft in Philadelphia, schon ziemlich spÃ¤t am Morgen. Joe hatte sie am Abend noch durch eine Reihe von Bars schleifen mÃ¼ssen. Sie sollten ihn mittags in der Bank treffen. Manfred dachte an den Barmann in einem der LÃ¤den. Mit einer Art Kohlenschaufel war er zu einem Wandschrank gegangen und mit der Schaufel voller EisstÃ¼cke zur Bar zurÃ¼ckgekommen. Er verteilte den klirrenden Bruch im Eisschrank und lagerte ein bis zwei Dutzend Bierdosen darauf. Lowenbrau stand auf den Dosen oder Tuborg oder Budweiser; sie sprachen es amerikanisch aus, und es schmeckte auch amerikanisch. Coke und Seven up schoss der Barkeeper aus langen SchlÃ¤uchen mit Spritzpistolen in die GlÃ¤ser, die er zuvor zur HÃ¤lfte mit dem Eisbruch gefÃ¼llt hatte.

Da es schon so spÃ¤t war, kamen sie auf dem Weg zur Bank bloÃŸ zu einem Schlenker durch das GeschÃ¤ftszentrum. Die City Hall sah aus wie das Rathaus in Brobdingnag. Joe erwartete sie bereits am Portal der Savings Bank. Er schien gut gelaunt und besser ausgeschlafen zu sein als sie selbst. Zuerst schlenderte er mit ihnen durch die Abteilung, in der er arbeitete. Datenverarbeitungsanlagen schnurrten oder ratterten. Eine Menge von AluminiumbÃ¼chsen mit BÃ¤ndern lag herum. Es sah unordentlich aus, ohne malerisch zu wirken. Er stellte sie den meisten Kollegen in der Abteilung vor und sagte, er werde jetzt mit seinen GÃ¤sten aus Europa essen gehen. Zu GesprÃ¤chen kam es nicht. In der Kantine drehte sich alles um Salate. Salate seien wichtig fÃ¼r die Reinheit der inneren wie Ã¤uÃŸeren Organe, sagte Joe, fÃ¼r die Reinheit der Haut zum Beispiel. â€žWenn es vier Uhr ist und ich noch eine Stunde zu arbeiten habe, denke ich schon: Habe ich zu Hause auch alles fÃ¼r meinen Salat?â€œ Martin verspeiste zum Nachtisch ein gelbes StÃ¼ck Kuchen, schwer und sÃ¼ÃŸ, das auch noch ein wenig nach ErdnÃ¼ssen schmeckte.

Joe zeigte ihnen, wo sie das benutzte Geschirr zurÃ¼ckgeben konnten. Er stellte ihnen auch die KÃ¼chenhilfe vor, die die Tabletts leer rÃ¤umte. Es war eine Deutsche, sie war gleich nach dem Krieg herÃ¼bergekommen. FÃ¼r ein paar Augenblicke wurde die verbraucht wirkende Frau lebhaft; es hielt aber nicht lange an. Sie beklagte sich, dass die StraÃŸen unsicher seien und man auch zu Hause nicht in Sicherheit lebe. Immer breiter mache sich das Verbrechen. Sie sprach Deutsch mit einem pfÃ¤lzisch-amerikanischen Akzent, der Martin zugleich bekannt und fremd in den Ohren klang. Wenn sie unsicher sagte, so begann sie mit dem gedehnten U wie seine Tanten in der Pfalz. Auch das sonderbare CH, ein Laut irgendwo zwischen ich und Gischt, kannte er. Aber beim Auslaut lieÃŸ sie den Kiefer nicht herunterklappen, wie er vermutet hÃ¤tte. Ihrem Mund war diese rheinfrÃ¤nkische R-Faulheit lÃ¤ngst ausgetrieben. Gehorsam wÃ¶lbte sich der Kiefer zu einem Laut wie am Ende des englischen Wortes war.

Mein Gott, wie lange die Mittagspause eines Angestellten in Philadelphia sein konnte. Und wie langweilig die kurze Geschichte der Stadt. Joe schleifte sie annÃ¤hernd zwei Stunden durch das historische Philadelphia. Hier war die erste Flagge der genÃ¤ht worden und dort der erste Pisspott geschmiedet. Als sie wieder allein waren, kopierte Sascha ihren Gastgeber: â€žUnd in diesem Haus hat General Soundso sich 1781 nach seinem Marsch von achtundachtzig Tagen zum ersten mal wieder

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

rasiert. Brrr â€¦â€œ Sie schÃ¼ttelten sich und lachten. Joe war eifrig, ganz bei der Sache, die beiden EuropÃ¤er hÃ¶rten bald gar nicht mehr zu.

Immer wieder fielen ihnen stÃ¤dtische Autobusse mit derselben Botschaft auf den SeitenflÃ¤chen auf: RIZZO FIGHTS FOR YOU. Sie unterbrachen ihren FÃ¼hrer schlieÃŸlich in seinem gelehrten Vortrag, und Joe erklÃ¤rte ihnen, dass Rizzo der BÃ¼rgermeister sei und demnÃ¤chst wiedergewÃ¤hlt werden wolle; im Ãœbrigen sei er ein korruptes Schwein. Er war zornig, fasste sich aber schnell wieder. Sie beschlossen ihren Rundgang dann auf Society Hill. Scheinbar sehr fern, diese Stahl-und-Glas-ApartmenthÃ¤user, aufs weiche, grÃ¼ne Kissen gesetzt. Hier seien vor kurzem noch Ã¼ble Slums gewesen. (Hatte Rizzo sie abreiÃŸen lassen?) Eine Menge Geld mÃ¼sse haben, wer hier wohnen wolle, eine unanstÃ¤ndig groÃŸe Menge Geld. Und in Philadelphia heiÃŸe es, dass einige der Bewohner mit dem Fernglas ihre voyeuristischen GelÃ¼ste befriedigten und dabei onanierten â€¦

Auch Philadelphia hatte eine Subway. â€žIt has a small one.â€œ Es waren bloÃŸ zwei oder drei Linien. Er verbot ihnen geradezu, sie zu benutzen. â€œNehmt lieber den Autobus.â€• Es war ein Verbot wie im MÃ¤rchen, und sie mussten natÃ¼rlich dagegen verstoÃŸen. Unten auf der Station begriffen sie schnell, was Joe ihnen hatte ersparen wollen. Von der Decke tropfte es, an den WÃ¤nden rieselte es, der Bahnhof war schmutzig und schlecht beleuchtet; das ganze Bauwerk verfiel offenbar seit lÃ¤ngerem. Im Unterschied zu New York, wo alle Klassen die U-Bahn benutzten, waren hier fast nur arme Leute zu sehen. Sie fuhren zwei Stationen mit und gingen dann zu FuÃŸ zurÃ¼ck.

Joe kam am nÃ¤chsten Vormittag zum Zug, als sie abreisten. Es war nicht mehr viel Zeit. Sie luden ihn nach Hamburg ein. Vielleicht werde er irgendwann kommen, sagte er, er habe nur zwei Wochen Urlaub im Jahr, und es sei schwierig, damit auszukommen. Sie trennten sich in der Halle. Er verschwand im Untergrund, denn auf dem RÃ¼ckweg zur Bank nahm er die Subway, die er ihnen nicht hatte zumuten wollen.

Es sah aus, als zwinkere der Obelisk Tag und Nacht. UnaufhÃ¶rlich wechselte das rote Signal von einer HÃ¶hlung zur anderen, ein Augenpaar hoch Ã¼ber der flachen Stadt. Mehrfach wand sich die Schlange der Besucher um den breiten Sockel des Obelisken. Eine Stunde Anstehen oder mehr, das war den beiden zu viel. Sie verzichteten auf die Auffahrt und den Ãœberblick. Massen von Touristen aus der Provinz Ã¼berall, auch am WeiÃŸen Haus, wo sie stundenlang am Parkgitter der SÃ¼dseite Spalier standen, um in die SchaurÃ¤ume eingelassen zu werden. Sascha und Martin wollten nicht hinein, sie versprachen sich nichts vom PrÃ¤sidenten.

Die Stadt hielt Abstand zum Palast. GegenÃ¼ber seiner Nordfassade war ein Block ausgespart und nannte sich Lafayette Park. In diesen Hohlraum sickerte ein, was die Stadt als unbrauchbar ausgeschieden hatte. Es stimmte, was die Zeitungen in Europa damals schrieben: Der PrÃ¤sident und die Penner, sie nÃ¤chtigten in Rufweite. Aber sie scherten sich wenig umeinander. Wenigstens von dem Alten, der in der DÃ¤mmerung die vorderste Bank bezog, konnte Martin sagen, dass er dem PrÃ¤sidenten den RÃ¼cken kehrte. Vielleicht hielten es diese Obdachlosen in den Ghettos nicht aus, die den grÃ¶ÃŸten Teil des District of Columbia ausfÃ¼llten. Am ersten Abend wagte Martin noch den Scherz, die AtmosphÃ¤re sei so dÃ¼ster und zugleich schmierig, als wÃ¼rde hier gerade die Dreigroschenoper neu verfilmt. Aber er verspÃ¼rte zum ersten Mal drÃ¼ben Angst und wollte danach nachts drauÃŸen nicht mehr herumlaufen. Auch die Tage verbrachten sie dann nur noch in den weiÃŸen Enklaven der Stadt oder in ihren Vororten.

Mittags aÃŸen sie manchmal in einer Cafeteria nicht weit vom Hotel. Der Laden war bei den Angestellten der Umgebung beliebt; die Schlange reichte vom Tresen bis hinaus auf den Gehweg. Man stand nie lange an, man stand Ã¼berhaupt nicht an, alles war in flieÃŸender Bewegung. Personal und GÃ¤ste waren gut aufeinander eingespielt. Die Kunden rÃ¼ckten einer dicht hinter dem anderen vor und glitten mÃ¼helos durch die DrehtÃ¼r. Hier stÃ¶rten Sascha und Martin bereits das rhythmische Gleiten. Sie benÃ¶tigten fÃ¼r dieses kleine ManÃ¶ver immer mehr Zeit und Raum als die anderen. Drinnen am langen Tresen, der um zwei Ecken ging, war die Auswahl betrÃ¤chtlich. Aber was bedeutete das? Jeder vor und hinter ihnen hatte sein Lunchprogramm genau im Kopf. Wie zweibeinige Disketten spulten sie es rasch ab, grapschten im Weitergehen nach Tellern und GlÃ¤sern, bestellten und empfingen beinahe im Laufschritt â€“ und jeder genau Seines. Es war wirklich ein Schnellrestaurant. Der BÃ¼ffetier kam in seinem aktiven Wortschatz mit nur einem Einsilber aus: â€žNext â€¦ next â€¦ next!â€œ Ohne einmal zur Besinnung gekommen zu sein, fanden die beiden sich in einer

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Nische ganz hinten wieder und wunderten sich, wofÃ¼r sie diesmal an der Kasse bezahlt hatten.

Ã„hnlich funktionierte die U-Bahn, die erst einige Jahre alt war. Alles war elektronisch, schnell, sauber. Keiner verkaufte Fahrkarten in der Wanne wie in Philadelphia, eine lÃ¤cherliche Vorstellung. Kein Drehkreuz konnte man mit 25-Ã–re-MÃ¼nzen betrÃ¼gen wie in New York (- davon hatten sie gehÃ¶rt). Mit codierten Streifen, aus einem Automaten bezogen, Ã¶ffnete jeder fÃ¼r sich die Schleuse beim Eingang und beim Ausgang. Ein ferner Rechner verglich in Sekundenbruchteilen Fahrpreis mit Guthaben und saldierte. UnaufhÃ¶rlich klappten die Schranken: auf und zu, auf und zu. In der Rush hour war es reines High-Tech-Ballett â€“ und natÃ¼rlich tanzten sie auch hier aus der Reihe. Bei ihnen klappte es eben nur manchmal. Immer wieder Ã¶ffnete sich die Schranke nicht, da ihr Saldo negativ war und sie nachzahlen mussten, oder der codierte Schnipsel blieb einfach liegen. Dann kam es zu Stockungen.

Silver Spring war ein hÃ¼bscher Name. Sie fuhren hin und sahen, dass es sich da leben lieÃŸ. Sie gingen einen Waldhang hinunter, an den Wegkreuzungen blÃ¼hende StrÃ¤ucher. Unten im Tal standen lauter einzelne HolzhÃ¤user, jedes vereinzelt im Wald. Die GrundstÃ¼cke waren nicht groÃŸ, die HÃ¤user standen nah beisammen. Aber die Baumgruppen zwischen ihnen bewirkten die Illusion, dass jedes allein in einsamer Landschaft stÃ¤nde. Auf kleinen ausgesparten FlÃ¤chen blÃ¼hten die Rhododendren. Ihre PastelltÃ¶ne â€“ lachsfarben, mauve, kirschrosa â€“ hoben sich vom dunklen GrÃ¼n der NadelbÃ¤ume wie vom dunklen Braun der Hausfassaden Ã¼berdeutlich ab. Einige HÃ¤user waren auch bunt angestrichen, dunkelrot oder dunkelblau. Sie dachten an Japan.

Sie besuchten auch den Rock Creek Park. WÃ¤hrend sie jetzt durch die VorstÃ¤dte Chicagos geschaukelt wurden, wusste Martin, dass er sich dort am wohlsten gefÃ¼hlt hatte. Sie waren nur zwei Stunden da gewesen, aber es hatte genÃ¼gt, ihn die Stadt und das ganze Land fÃ¼r eine Weile vergessen zu lassen. Da waren nur noch der Wald, das Tal mit dem Bach und der steile Hang. Die hohen alten BÃ¤ume hielten den Abhang fest, waren mit ihren Wurzeln in ihn eingekrallt. In seiner Erinnerung Ã¼berlagerte sich der Park am Rand von Washington D.C. schon mit einem TÃ¤lchen, das er im Jahr davor entdeckt hatte. Der kleine Weg fÃ¼hrte vom Schloss Rosenau nach Niederneustift. Es war keine richtige Schlucht, aber der Wald war so dicht, dass man sich wÃ¤hrend eines Spaziergangs dort der Welt entrÃ¼ckt fÃ¼hlte. Kein GerÃ¤usch von auÃŸerhalb, nicht einmal der Wind lieÃŸ sich hÃ¶ren. Auf lichteren PlÃ¤tzen wuchsen Schierlinge, ungewÃ¶hnlich groÃŸe Exemplare mit riesigen weiÃŸen Dolden. Auch die Huflattiche waren ihm dort grÃ¶ÃŸer als woanders vorgekommen. Ich will mir nach der Reise Huflattichtee besorgen, dachte Martin, ich muss etwas fÃ¼r meine Bronchien tun.

â€žWir sind da. Arlington Park.â€œ Sascha sah als Erster das Stationsschild.

Einige FahrgÃ¤ste stiegen mit ihnen aus und schlugen vom Bahnhof den Weg nach rechts ein, wo die gewÃ¶hnlichen VorstadtstraÃŸen begannen. Sascha und Martin sahen sich erst einmal um und entdeckten auf der anderen Seite das halbrunde, hohe Bauwerk, das dem Bahnhof den RÃ¼cken kehrte. Sie erkannten nicht sofort, worum es sich handelte.

â€žEs kÃ¶nnte ein Einkaufszentrum seinâ€œ, sagte Martin, â€žlass uns hinÃ¼bergehen.â€œ

Das komplexe GebÃ¤ude schien noch zu wachsen, als sie nÃ¤her kamen. Es wirkte ziemlich abweisend mit seiner bunkerÃ¤hnlichen RÃ¼ckseite und ihren geschlossenen StahltÃ¼ren. So sah kein Einkaufszentrum aus. Sie gingen um die Seite herum, da wo das Halbrund aufhÃ¶rte. Nun konnten sie das weite unbebaute GelÃ¤nde jenseits des konkav geschwungenen Riegels Ã¼berblicken, und die Art der ganzen Anlage machte ihnen sofort klar, dass Arlington Park â€“ die Rennbahn von Chicago war. Es fanden jetzt keine Rennen statt, die TribÃ¼ne war fast leer. Einzelne MÃ¤nner, die Pferde trainierten, und einige Zuschauer verloren sich in der weitlÃ¤ufigen Anlage.

â€žSo geht's, wenn man ins Blaue fÃ¤hrt.â€œ â€“ â€žWir sind die richtigen Weltenbummler.â€œ Sie lach

â€žUnd dabei bin ich zu Hause noch nie auf der Trabrennbahn gewesen. WÃ¼rde mir nicht einfallen, deshalb nach Bahrenfeld zu fahren.â€œ

Sie interessierten sich gar nicht fÃ¼r Pferderennen. Dann versuchten sie, jenseits der Bahn spazieren zu gehen. Aber die StraÃŸen waren ohne Gehwege angelegt, und auÃŸer ihnen ging keiner hier zu FuÃŸ. Es machte keinen SpaÃŸ. Die restliche Zeit bis zur RÃ¼ckfahrt verbrachten sie daher in einem Hamburgerladen im Bahnhof.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Man hÃ¤tte denken kÃ¶nnen, es wÃ¤ren lauter FÃ¤hnchen, Millionen von FÃ¤hnchen. Beflaggt und bewimpelt schien der ganze Park. Alles gelb, rosa und weiÃŸ, eine Explosion von BlÃ¼ten: Rhododendren, Hartriegel und Zierkirschen. Der FrÃ¼hling kam spÃ¤t hier an den See, der groÃŸ war wie ein Meer; und wenn er kam, hatte er etwas GewalttÃ¤tiges.

Der Himmel war bedeckt. Vom See strich ein leichter Wind Ã¼ber den Park. Leichthin berÃ¼hrte er BÃ¤ume und StrÃ¤ucher; sie schwankten nicht, nur die BlÃ¼tenblÃ¤tter krÃ¤uselten sich. Widerstand fand der Wind vom See erst an der Front der Michigan Avenue, die ihn kanalisierte und mit Druck in die westÃ¶stlich verlaufenden StraÃŸen des Loop hineinstrÃ¶men lieÃŸ. Die beiden Touristen waren zu FuÃŸ vom Hotel zum Seeufer gegangen. Sie wohnten nÃ¶rdlich vom Fluss, waren von Norden Ã¼ber eine BrÃ¼cke gekommen und hatten dabei einen Blick auf den verschnÃ¶rkelten Kaugummipalast geworfen. An den Kreuzungen war es zugig und bÃ¶ig gewesen. Als lind und belebend empfanden sie nun den Wind in seiner natÃ¼rlichen StÃ¤rke. Sie wÃ¼rden in KÃ¼rze das bekannte Bild von Seurat sehen â€“ im Original!

Hinein â€“ und drinnen im Art Institute fÃ¼hlten sie sich wie im Louvre oder im Reichsmuseum in Amsterdam. Die Masse der Besucher und die Masse der Objekte verschmolzen zu einem erregenden und erregten Ganzen, einem mitreiÃŸenden Prozess, der keinen Stillstand duldete und jede Konzentration aufs Einzelne ausschloss. Man fÃ¼hlte sich angesogen und weitergespÃ¼lt und wartete innerlich schon aufs Ausgespucktwerden. In solcher Lage suchen Gehirn und GemÃ¼t nach einem Ruhepunkt und finden ihn regelmÃ¤ÃŸig in einer Zwangsvorstellung. Der ganze quÃ¤lende, ungenieÃŸbare Museumsbetrieb reduziert sich nun auf ein Kunstwerk, ein Bild, in dem man die Essenz des Ganzen vermutet. Die Mona Lisa und die Nachtwache, sie sollen die MÃ¼he lohnen, die sechsunddreiÃŸig Ã¼berfÃ¼llten SÃ¤le davor, voller NervositÃ¤t und zahlloser Angriffe auf das SehvermÃ¶gen, das so rasch ermÃ¼det. Die Verwaltung des Museums trÃ¤gt ihm Rechnung, diesem BedÃ¼rfnis, ans Ziel zu gelangen, sich nicht ablenken zu lassen und nicht auf Umwege zu geraten. Daher Ã¼berall die deutlichen Hinweise, die spitz zulaufenden Blechschilder oder KunststofftÃ¤felchen: To the Nightwatch â€“ to the Nigthwatch. Abgeschossen wie ein Pfeil gelangt so jeder rasch und unfehlbar ans Ziel, jeder aus den Heerscharen von Japanern, Amerikanern und Deutschen. Dort verspÃ¼ren sie Genugtuung. Sie haben es geschafft, es beinahe hinter sich gebracht. Das GefÃ¼hl, auf einem HÃ¶hepunkt der eigenen Biographie angelangt zu sein, durchdringt sie und ist ganz unabhÃ¤ngig von dem Bild, dem sie da in einer Riesentraube von Menschen gegenÃ¼berstehen. Der Abstand zum Bild erlaubt gar keine Betrachtung der Details. So Ã¼berlassen sie sich ihrem Gesamteindruck, einer Mischung aus Ehrfurcht und Erleichterung. Das ist Kunst! Und sie eilen zum Ausgang der TouristenmÃ¼hle.

Martin indessen gab zu, er sei enttÃ¤uscht. Das Bild sei eben nur sehr groÃŸ. Im Ãœbrigen wirke das Original nicht anders auf ihn als die viel kleinere Reproduktion in seinem Schlafzimmer zu Hause.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Rot und Schwarz

Drei Stunden saÃŸ der Reisende im Zug, der ihn von der Hauptstadt auf das Hochland hinaufbrachte. Er dÃ¶ste in der Hitze und freute sich auf die Stille und den Frieden, denen er entgegenfuhr. Dort wÃ¼rde er die Ruhe finden, um sich in â€žDie Lehre des Erhabenenâ€œ zu versenken. Er hatte das Buch am Anfang seiner Reise auf einem TrÃ¶delmarkt gekauft, doch in der lÃ¤rmerfÃ¼llten Stadt war es beim bloÃŸen SchmÃ¶kern hier und da geblieben. So habe ich gehÃ¶rt: Einstmals weilte der Erhabene in â€¦ So begann dort jeder Text.

Umsteigen in A. â€“ war das der Zug nach B.? Ein halber Waggon fÃ¼r die wenigen FahrgÃ¤ste, ein halber fÃ¼rs Personal, davor die Diesellokomotive, dahinter ein GÃ¼terwaggon. Man stieg hinten Ã¼ber eine offene Plattform ein. Der Wagen schien noch aus Kaisers Zeiten zu stammen. Es war heiÃŸ und stickig in ihm. Die Fenster lieÃŸen sich auch mit groÃŸer Kraftanstrengung nicht Ã¶ffnen. Man bat den Schaffner um Hilfe. Er versuchte es, kraftlos, von Beginn an resigniert. Die Fenster blieben natÃ¼rlich geschlossen. Abfahrt!

Dem Reisenden â€“ es war ein Mann Anfang dreiÃŸig â€“ kam es wie eine Fahrt mit der Zeitmaschine ins alte Ã–sterreich vor. Es holperte, ratterte und schlingerte und erinnerte an hohen Wellengang. Langsam, Meter fÃ¼r Meter, schob sich diese Eisenbahn, die hier wirklich noch ein GefÃ¤hrt aus viel Eisen war, durchs stille, grÃ¼ne Land. Schon nach einer Station verlangsamte sich die Fahrt noch mehr. Dann blieb der Zug stehen, fuhr zum Bahnhof zurÃ¼ck, nahm einen neuen Anlauf, kam wieder an derselben Stelle zum Halten, fuhr noch einmal zurÃ¼ck und schaffte es endlich beim dritten Versuch.

Der Reisende dachte an eine Stelle bei Musil. Schade, dass er jetzt nicht nachschlagen konnte. Musil beschrieb darin die alles mitreiÃŸende und alles verschlingende Unrast in Metropolis und als Reaktion darauf die Sehnsucht nach einem meerschneckenhaft tiefen und langsamen GlÃ¼ck. Und dann war dort, wenn er sich recht erinnerte, vom Aussteigen und Abspringen die Rede, vom Nicht-sich-Entwickeln und Steckenbleiben â€¦ Ja, darauf hatte er Lust, und dazu brauchte man hier nicht einmal den Zug zu verlassen.

AllmÃ¤hlich nahm er die Landschaft wahr. Der Maler Kirchner war, soweit ihm bekannt, in dieser Gegend nie gewesen. Der Reisende malte sich aus, wie Kirchner diese Landschaft gesehen hÃ¤tte: den Vordergrund hellgrÃ¼n mit groÃŸen dotterfarbenen Flecken darin â€“ die Wiesen mit den Feldern von LÃ¶wenzahn; den Mittelgrund schwarzgrÃ¼n â€“ die kompakte Masse der Fichten; darÃ¼ber einen Himmel, dessen Blau teils tief, klar und durchsichtig war, teils weiÃŸlich verschleiert wie Milchglas. Es war Mitte Mai. Worin bestand der Reiz dieser Landschaft? Es war gerade kein Reiz, nur tiefer Friede, er besÃ¤nftigte umfassend und anhaltend. Im Ãœbrigen fehlte den dunklen WÃ¤ldern jede Schwermut. Der Reisende suchte ein Wort und fand es: entrÃ¼ckt.

Sein Seelenfrieden wurde schon nach der zweiten oder dritten Station empfindlich gestÃ¶rt. Dabei hatte er â€“ ein Mann, der die MÃ¤nner liebte â€“ den sehr jungen schrÃ¤g gegenÃ¼ber doch nur flÃ¼chtig und sozusagen rein gewohnheitsmÃ¤ÃŸig gemustert. Der aber â€“ ein neugieriger Landbewohner oder tatsÃ¤chlich an MÃ¤nnern interessiert â€“ sah seitdem in kurzen AbstÃ¤nden herÃ¼ber. Was den Reisenden dabei sogleich beunruhigte, war der Ernst, den er auf den ZÃ¼gen des jungen Mannes entdeckte. Es war ein Gesicht, in dem eher Fragen als Antworten geschrieben standen, und die Antworten darauf mussten fÃ¼r ihn von groÃŸer Bedeutung sein. Der Reisende, noch erschÃ¶pft vom Aufenthalt in der Stadt, wollte anfangs durchaus nichts auf diesem Gesicht entziffern, um nicht zugeben zu mÃ¼ssen, er wisse die LÃ¶sungen auch nicht. Doch Neugier Ã¼berwand allmÃ¤hlich seine Ã¤ngstliche TrÃ¤gheit. Wider Willen spÃ¼rte er Anteilnahme an diesem hartnÃ¤ckigen Ernst in sich aufsteigen, und wider seine VorsÃ¤tze begann er, die Landschaft dieses Gesichtes zu studieren. Er beobachtete ihn so verstohlen, wie die Vorsicht ihm ratsam erscheinen lieÃŸ, und so offen, dass der andere wahrnehmen musste, diskret betrachtet zu werden. AllmÃ¤hlich gingen sie dazu Ã¼ber, sich manchmal fÃ¼r kurze Zeit offen anzuschauen. SchlieÃŸlich musterten sie sich unaufhÃ¶rlich.

Er hatte braune, fast schwarze Augen, dichte schwarze Haare wie eine kleine Pelzkappe und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er war groÃŸ und in den Schultern breit. Sein Gesicht war noch sehr jung und glatt. Es drÃ¼ckte im Ganzen Harmonie und Kraft aus. Der Reisende erriet eine Dynamik, die mÃ¶gliche Spannungen Ã¼berbrÃ¼ckte. Er geriet ins Spekulieren: Geschicklichkeit und Lebensmut konnte man von einem erwarten, der einen so ansah. Kein Zweifel, SchÃ¶nheit war etwas,

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

das auch von innen kam. Es musste etwas hinzukommen zur stofflichen Verfassung, und zwar etwas Belebendes.

Der Mitreisende erriet vielleicht diese GedankengÃ¤nge. Er belebte sich noch mehr, stand auf, lÃ¶ste dabei langsam den Blick vom Reisenden und ging hinaus auf die Plattform. Die Reisetasche lieÃŸ er zurÃ¼ck und die blaue Cordjacke auch. Es waren noch fÃ¼nfzehn Minuten bis B..

Es vergingen fÃ¼nf Minuten, dann zehn â€“ der junge Mann kam noch immer nicht zurÃ¼ck. Er schien ziemlich lange auf der Zugtoilette zu verweilen. Wo sollte er sonst sein? Er konnte sich auch auf der Plattform aufhalten. Das war wÃ¤hrend der Fahrt gewiss untersagt, aber man kann ein jedes Verbot Ã¼bertreten. Vielleicht hatte er die Toilette nur kurz aufgesucht und blieb noch einige Zeit auf der Plattform, da er die Luft im Abteil unertrÃ¤glich fand. Harmlose ErklÃ¤rungen bieten sich ja fast immer an.

Ein letztes Mal verlangsamte der Zug seine Fahrt. Links und rechts die ersten HÃ¤user von B., der Bahnhof war Endstation. Der junge Mann kam rasch ins Abteil zurÃ¼ck, warf die Jacke Ã¼ber, nahm seine Tasche und reihte sich, ohne den Reisenden noch einmal anzusehen, in die kleine Schlange ein, die sich Ã¼ber die Plattform auf den Bahnsteig hinunterwand. Der Reisende lieÃŸ sich Zeit und verlieÃŸ den Zug als Letzter. DrauÃŸen fand er den jungen Mann wieder, versunken in den Anblick der BahnhofsrÃ¼ckseite, als wÃ¤re sie neu fÃ¼r ihn. Er musste an dem TrÃ¶delnden vorbeigehen, und als er es eben tat, lÃ¶ste der JÃ¼ngere den Blick vom GebÃ¤ude, um ihn hinÃ¼berzuschwenken auf zwei MÃ¤dchen, die wenige Schritte vor dem Reisenden zum Ausgang strebten. Dann erneuter Schwenk, wie der Ã„ltere noch aus den Augenwinkeln wahrnahm, wÃ¤hrend er weiterging, und die Blicke aus den braunen Augen waren wieder auf die palladianische Fassade gerichtet. Um die Hausecke ging es zur Bahnhofstoilette. Leichte Drehbewegungen des Halses zeigten an, hier bemÃ¼hte sich einer, einen mÃ¶glichst umfassenden Horizont unter Kontrolle zu behalten.

Das Spiel begann den Reisenden zu unterhalten. Vor dem Bahnhof bot ihm die Schautafel mit dem Stadtplan einen unverfÃ¤nglichen Halt. Er war doch zum ersten Mal hier! Und wÃ¤hrend er vorgab, die Spinne der Handvoll dargestellter StraÃŸen zu betrachten, Ã¼berholte ihn der JÃ¼ngere bereits. Dabei warfen sie einander kurze, wache Blicke zu. Als der Reisende bald darauf weiterging und in die BahnhofstraÃŸe einbog, sah er den anderen nicht mehr und erschrak: Wie konnte er so rasch verschwunden sein!

Er war nicht unter denen, die mit ihnen angekommen und gerade noch am anderen Ende der StraÃŸe zu sehen waren; sie entfernten sich eilig zur Stadtmitte hin. Sollte er in eines der niedrigen HÃ¤user getreten sein, die die linke StraÃŸenseite sÃ¤umten? Rechts standen keine GebÃ¤ude, der Waldhang zog sich fast bis zur StraÃŸe herab, und er war mit Maschendraht abgezÃ¤unt. Der Blick des Reisenden fiel auf eine Plakatwand vor der BÃ¶schung, auf der eine Brauerei fÃ¼r ihr Bier werben lieÃŸ: Erst trink ichâ€™s aus, mein Stolzenhaus â€¦Der das sagte, war ein biederer BÃ¼rger dieses braven Landes, und in ihm vermochten sich alle Braven und Biederen wiederzuerkennen. Es war am Sonntag im Wirtshaus, eine MÃ¤nnergesellschaft, vielleicht nach dem FuÃŸball. Man war schon im Aufbruch, sie standen alle noch herum. Die Gruppe im Hintergrund war unscharf, sie blickten gespannt nach dem Braven, der sie nicht im Blick hatte. Vielmehr nahm er einen krÃ¤ftigen Schluck aus dem noch gut gefÃ¼llten Glas, die Augen Ã¼ber den weiÃŸ perlenden Schaum erwartungsvoll auf einen Sportskameraden gerichtet, der etwas abseits stand und Ã¼berhaupt von ihnen abstach. Schon das rot karierte Hemd hatte etwas Aufreizendes, und da er so hÃ¼bsch war, hÃ¤tte er sich durchaus etwas weniger herausfordernd geben kÃ¶nnen â€“ der Reisende wÃ¼rde ihn auch dann anziehend gefunden haben. Hierin war er sich vermutlich mit dem Biertrinker einig: Erst trink ichâ€™s aus, mein Stolzenhaus â€¦ Und was dann?

Der Reisende war vor dem Plakat stehen geblieben. Er besann sich und wollte eben weitergehen, als sein Blick auf die Spitzen der schwarzen, ziemlich eleganten Halbschuhe fiel, die unter der Reklametafel sichtbar waren. Da also stand er! Langsam weitergehend, vergewisserte er sich, indem er aus den Augenwinkeln schrÃ¤g hinter die Palisade blickte. Die Haltung des anderen dort rief Erinnerungen an ganz andere StÃ¤tten wach, die man gewÃ¶hnlich in Eile aufsucht, indem man gesenkten Blickes PendeltÃ¼ren mit MilchglasfÃ¼llung aufstÃ¶ÃŸt und von anderen nur insoweit Notiz nimmt, als man jegliche BerÃ¼hrung oder gar einen ZusammenstoÃŸ zu vermeiden sucht. Und oft gibt es inmitten der peinvollen Gehetztheit einzelne Gestalten, die Ã¼ber sehr viel Zeit verfÃ¼gen. Ihnen scheint die Zeit zuzufallen, die alle anderen sich durch rasches Eilen absparen, oder sie saugen mit

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

ihren umherschweifenden Blicken die freien Zeitpartikel auf, und sie geben sich ungeniert mÃ¼ÃŸigen BeschÃ¤ftigungen hin â€¦ WÃ¤re er doch ein Mann schneller EntschlÃ¼sse! Hinter die Plakatwand zu treten, hÃ¤tte der Situation sofort jede Zweideutigkeit genommen. Aber er wagte es nicht.

Er ging weiter und kam nicht weit, da hÃ¶rte er schon die eiligen, festen Tritte hinter sich. Der andere Ã¼berholte ihn und wandte ihm dabei die Front des OberkÃ¶rpers zu. Er lÃ¤chelte, breit und eindeutig. Er bleckte die ZÃ¤hne, es trieb ihm die Augenschlitze auseinander. FÃ¼r vier, fÃ¼nf Sekunden wich sein Ernst einer FrÃ¶hlichkeit voll Sinnlichkeit, Witz und Klugheit. Auch der Reisende lÃ¤chelte. Dann ging der junge Mann rasch weiter. Der Reisende folgte ihm langsam. Der Abstand zwischen ihnen vergrÃ¶ÃŸerte sich.

Am Ende der BahnhofstraÃŸe bog der JÃ¼ngere links um eine Ecke. Der Reisende tat es ihm nach und hatte den Hauptplatz des StÃ¤dtchens vor sich und unter sich: ein rapide abfallendes Dreieck. Von oben konnte man meinen, die niedrigen HÃ¤user rutschten den Abhang hinunter. Der JÃ¼ngling ging jetzt viel langsamer, er war in einen unentschiedenen Zotteltrab gefallen. Der Reisende achtete darauf, dass er ihn auf den hier belebteren Gehsteigen nicht aus den Augen verlor, und lieÃŸ sich weiter von ihm fÃ¼hren. Wenn er sich nicht tÃ¤uschte, behielt ihn der JÃ¼ngere seinerseits auch unter Kontrolle.

Auf der anderen Seite des Platzes fiel ihm der Gasthof â€žRoter Adlerâ€œ ins Auge, weniger aufgrund seines ziemlich bescheidenen Ã„uÃŸeren als seines Namens wegen. War das Gasthaus sozialistisch? Adler waren doch gewÃ¶hnlich schwarz. Rot und Schwarz, diese Kombination hÃ¤tte ihn jetzt allein befriedigt. Rot wie das Hemd auf dem Brauereiplakat, schwarz wie die glÃ¤nzenden Schuhe unter der Stellwand. Er hatte sein Buch, das tief im Rucksack verstaut war, schon vergessen â€¦

Der Gasthof war gewiss nicht sozialistisch. Hier, in dieser Gegend, bekam die Volkspartei bei jeder Wahl siebzig Prozent, mindestens. Ãœbrigens wÃ¤hlte man gewÃ¶hnlich in schÃ¶nen Gegenden schwarz, das schien ein Naturgesetz zu sein, wie die Beispiele Oberschwaben, Mainfranken und Appenzell-Innerrhoden bewiesen. Unterwegs waren ihm schon wiederholt Plakate aufgefallen, die man nach der letzten Wahl einfach vergessen hatte: Gewinnt die Volkspartei, bleibt das Sparbuch steuerfrei! Er repetierte den Spruch jetzt mehrmals mit VergnÃ¼gen still fÃ¼r sich. Gewinnt die Volkspartei, bleibt das Sparbuch steuerfrei â€¦ Das war balladeske Lyrik, am Wechsel der Vokale konnte man sich berauschen. Gewinnt die Volkspartei â€“ er brach ab, da der schÃ¶ne JÃ¼ngling eben erneut um eine Ecke bog. Schon wieder ging es linksherum.

Noch einmal folgte er ihm. Doch dann sah er, dass die steile StraÃŸe oben am Bahnhof endete. Er verlor auf einmal die Lust an diesem Spiel, falls es eines war. Mochte der andere zum Bahnhof zurÃ¼ckkehren und mit einem anderen Zug wegfahren! Er selbst machte kehrt und stand schon wieder auf dem Hauptplatz. Nun aber zum Roten Adler! Und im Rhythmus von Volkspartei und steuerfrei â€“ denn so klangâ€™s immer noch in seinem Kopf â€“ betrat er die Gaststube. Sie hatten ein Zimme frei fÃ¼r die Nacht, und als er die kurze, steile Treppe zum Oberstock hinaufging, dachte er, dass Adler, ob rot oder schwarz, ihre SparbÃ¼cher schon zu verteidigen wÃ¼ssten.

Es war ihm lieb, dass das Zimmer auf den Platz hinausging. Auf Reisen stÃ¶rte er sich nicht an LÃ¤rm und Unruhe. Das Buch im Rucksack war tatsÃ¤chlich vergessen â€¦ Er sah sich im Zimmer um. Es war sehr einfach eingerichtet. Dann trat er ans Fenster, und es wunderte ihn keineswegs, dass der schÃ¶ne, ernste JÃ¼ngling eben unten am Gasthof vorÃ¼berging. Er kam jetzt wieder vom oberen Ende des Platzes herunter. Als hÃ¤tte er seine Rolle gut einstudiert, lieÃŸ der Reisende jedes Ding im Zimmer liegen, wie es lag, schloss die TÃ¼r sofort ab und eilte die Treppe hinunter und auf die StraÃŸe hinaus.

Der junge Mann ging zwanzig Schritte vor ihm. Er schleppte noch immer seine braune Reisetasche mit sich und trug jetzt schwer an ihr. Der Reisende konnte ihm nicht lange mit den Augen folgen, denn der andere bog hinter der Post rechts um die Ecke. Diese StraÃŸe fÃ¼hrte hinab ins Tal und war wenig begangen. Der Reisende zÃ¶gerte. Sollte er ihm sofort in geringem Abstand folgen? Auch dies hÃ¤tte unzweideutig wirken kÃ¶nnen, und das wollte er nach wie vor vermeiden. Er verbrachte einige Minuten damit, die FahrplÃ¤ne der Postbusse zu studieren.

Unten floss der Bach, der nach der Stadt benannt war. In den Anlagen fand der Reisende keine Spur von dem, den er nicht hatte verlieren wollen. Er verwÃ¼nschte seine Neigung zum Zaudern und suchte alle StraÃŸen zwischen dem Bach und dem Bahnhof nach dem Verschwundenen ab. Es war schon halb sechs vorbei, mehr als eine Stunde seit ihrer Ankunft hier, da sah er ihn noch einmal. Er kam ihm auf dem Dreifaltigkeitsplatz entgegen, es war gegenÃ¼ber der PestsÃ¤ule. Er sah jetzt

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

mÃ¼de aus, er sah schrÃ¤g am Reisenden vorbei. Sie gingen ein letztes Mal auseinander. Er hÃ¤tte ihn auf ein Bier einladen sollen.

Nachher beim Abendessen sagte sich der Reisende, es mÃ¼sse sich um einen Soldaten gehandelt haben, der zum Wochenende heimfuhr â€“ es war ja Freitag. Sicher war er jetzt schon zu Hause angekommen.

Am anderen Morgen hat sich der Reisende beruhigt. Der junge Mann ist nur mehr eine Erinnerung unter vielen anderen. Beim FrÃ¼hstÃ¼ck studiert er die Karte und beschlieÃŸt, den FuÃŸweg zu nehmen, der von B. talaufwÃ¤rts fÃ¼hrt. Er wird mittags am Schloss von C. sein und dort vielleicht essen kÃ¶nnen.

Der Weg beginnt in den Anlagen, die er schon kennt, und fÃ¼hrt lange Zeit an dem Bach entlang, der seinen Namen von der kleinen Stadt hat. Nach einer Stunde erreicht er die Ruinen einer MÃ¼hle. Die Mauern aus Feldsteinen sind zum grÃ¶ÃŸten Teil eingestÃ¼rzt und von WeidengebÃ¼sch Ã¼berwachsen. Nach einer weiteren Stunde kommt er zu der BrÃ¼cke, an der sich sein Weg vom Bach trennt. Es geht von da an aufwÃ¤rts. Vorher will er ausruhen und lÃ¤sst sich fÃ¼r zwanzig Minuten auf einer Bank nieder, die am diesseitigen Ufer steht.

Sein Blick fÃ¤llt auf den Wiesenhang jenseits des Baches. Es ist ein Anblick, in den er sich versenken kann: von dunklen Fichten eingerahmt die steile Wiese da drÃ¼ben, hellgrÃ¼n, voller FrÃ¼hlingsblumen und genau in der Mitte als einzige zwei ApfelbÃ¤ume. Sie stehen dicht zusammen und sind annÃ¤hernd gleich in ihrer Ã¤uÃŸeren Form: zwei kurze StÃ¤mme, die unverhÃ¤ltnismÃ¤ÃŸig b ausladende Kronen tragen. Die Kronen berÃ¼hren sich und sind ineinander verwachsen. Die BÃ¤ume stehen gerade in ihrer schÃ¶nsten BlÃ¼te. Wie viele Tausende cremefarbener, ein wenig rosig Ã¼berhauchter BlÃ¼ten mag dieses Doppelwesen hervorgebracht haben? Und sein besonderer Reiz besteht darin, dass es IdentitÃ¤t darstellt, die sich harmonisch vom Ãœbrigen abgrenzt, dass es sich als Einziges und Vereinzeltes in doppelter Gestalt versteht â€¦ Ein wunderbares Bild! (Es ist dem Reisenden mÃ¶glicherweise unbekannt, dass die Bauern, um den Ertrag zu steigern, je einen mÃ¤nnlichen und einen weiblichen Apfelbaum benachbart pflanzen.)

Seine Gedanken lÃ¶sen sich allmÃ¤hlich vom gegenwÃ¤rtigen Bild und gleiten Ã¼ber reale vergangene EindrÃ¼cke zu bloÃŸ ertrÃ¤umten Konstellationen und lÃ¶sen sich dann auch von den Bildern. Er ist wieder bei dem Thema, das ihn seit einiger Zeit vor allem interessiert: HomosexualitÃ¤t ist SexualitÃ¤t unter Gleichen. Dies zu Ende gedacht und auf die Spitze getrieben, fÃ¼hrt dazu, dass man die innigsten Beziehungen nur noch mit denen aufnehmen will, die einem im Innersten vÃ¶llig entsprechen. Ein Psychologe hat ihm vor kurzem erklÃ¤rt, man nenne das die narzisstische Partnerwahl. O, er kennt sie gut, auch wenn ihm der Begriff neu gewesen ist. Vertraut sind ihm jene Beziehungen, bei denen man zunÃ¤chst nur Ãœbereinstimmung in den Ã¤uÃŸeren angenehmen und gefÃ¤lligen ZÃ¼gen feststellt, ganz ohne Anflug von Neid, vielmehr mit Sympathie; woraus sich VerhÃ¤ltnisse entwickeln, in denen man sich ohne Anstrengung sozusagen gemÃ¼tlich einrichtet â€“ man fÃ¼hlt sich wie zu Hause, man ist bei sich. Diese Bindungen kann man als eine Art Expansion der eigenen IndividualitÃ¤t begreifen, wodurch deren IdentitÃ¤t sowohl bekrÃ¤ftigt als auch aufgehoben wird, indem sie sich mit einer so gut wie identischen vermischt. Wie wohl einem das tut, diese Entgrenzung und Verdoppelung, bei der im Ãœbrigen alles beim Alten bleibt. Und alles ist so einfach wie das IneinanderflieÃŸen zweier Tintenkleckse auf LÃ¶schpapier.

Meistens geht es nicht gut. Es geht nur gut, wenn beide zumindest ahnen, worauf diese Art von Faszination beruht und dass vollstÃ¤ndige Harmonie unmÃ¶glich ist. Anderenfalls treten, wenn die GefÃ¼hle und Einstellungen geringfÃ¼gig differieren, panische Reaktionen auf â€“ das fremde Gewebe wird erst jetzt als solches erkannt und eilig abgestoÃŸen; worauf man wiederum bei sich ist, wenn auch um die HÃ¤lfte der Masse vermindert. Im Ãœbrigen bedarf es nicht einmal dieser AnlÃ¤sse. Allein schon das GlÃ¼cksgefÃ¼hl, sich nÃ¤her und immer nÃ¤her zu kommen, kann in unerklÃ¤rliche Angst und Fluchtbewegung umschlagen: So zieht sich derjenige, der sein Spiegelbild betrachtet und dabei der OberflÃ¤che des Spiegels zu nahe gekommen ist, ruckartig von der glatten, kalten Spiegelglasscheibe zurÃ¼ck.

Ja, er kennt diese Krisen, diese Nachmittage und Abende, an denen man vergeblich auf den erwÃ¼nschten und versprochenen Anruf wartet. Stattdessen meldet sich, wenn es doch einmal klingelt, eine unbekannte Frauenstimme: falsch verbunden. Und dann die schlaflosen NÃ¤chte, in

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

denen die SelbstgesprÃ¤che Dialogform annehmen. Aber wozu sich erinnern â€¦ Er wirft noch einen letzten Blick auf die ApfelbÃ¤ume drÃ¼ben am Steilhang. Eine rosaweiÃŸe Wolke vor einem unwahrscheinlich tiefblauen Himmel, sie kommt ihm wie eine hermetische Hecke vor.

Das Dorf C. bestand aus hÃ¶chstens dreiÃŸig HÃ¤usern. Zum Schloss ging es, wie er der Karte entnahm, hinter dem Dorf einen Feldweg hinauf. Er hatte die Steigung schon zur HÃ¤lfte hinter sich, als er von der bebuschten Kuppe einen LÃ¤ufer auf sich zukommen sah. Zwischen den steinigen Ã„ckern und den mageren Wiesen hier, fern von jeder GroÃŸstadt, kam ihm dieses neuzeitliche Training ein wenig seltsam vor. Und wenn er es wÃ¤re?

Der LÃ¤ufer kam sehr rasch zu ihm herunter und hielt abrupt an. Es war der Mitreisende vom Vortag. Er sagte: â€žGrÃ¼ÃŸ dichâ€œ, und sein Atem normalisierte sich bereits.

â€žGrÃ¼ÃŸ dich auch. Wohnst du hier im Dorf?â€œ

â€žJa â€“ und du warst gestern im Zug.â€œ

Sie waren beide Ã¼berrascht und froh und nahmen mit SelbstverstÃ¤ndlichkeit die Unterhaltung auf, die sie gestern noch nicht oder auf eine andere Art gefÃ¼hrt hatten. Der andere trug eine kurze Sporthose â€“ schwarz mit dunkelroten LÃ¤ngsstreifen â€“ und ein einfaches weiÃŸes Leibchen. Er wa hÃ¶chstens zweiundzwanzig Jahre alt.

Ob er Soldat sei, wollte der Reisende wissen.

Nein, PolizeischÃ¼ler. Er habe eigentlich VerkÃ¤ufer gelernt, aber nach der Zeit beim MilitÃ¤r hier keine Arbeit gefunden. So sei er in der Hauptstadt in den Polizeidienst getreten. GewÃ¶hnlich fahre er jedes zweite Wochenende heim.

Der Reisende wunderte sich, wie bereitwillig der andere Auskunft gab. Polizist war er oder wollte er werden? Das hÃ¤tte ihn sonst sehr gestÃ¶rt. Aufgrund gewisser Erfahrungen mied er die HÃ¼ter der guten Ordnung, ja, er hatte eine Art Phobie gegen sie entwickelt, wie gegen streunende Hunde, Propagandisten im Supermarkt oder lose Dachziegel bei stÃ¼rmischem Wetter. Er machte einen Bogen um sie und wunderte sich jetzt erneut: Der Berufswechsel war ihm sympathisch. In diesem plÃ¶tzlichen HinÃ¼berspringen von einer Lebensbahn in eine ganz andere erkannte er sich selbst wieder â€“ war das der Grund?

Er hÃ¶rte ihm zu und sah ihn dabei genau an. Der PolizeischÃ¼ler sprach mit lauter und fester Stimme. Die schwarze Kappe war etwas in Unordnung geraten. Die ZÃ¼ge des Gesichtes waren regelmÃ¤ÃŸig, verrieten im Ausdruck Neugier und Bereitwilligkeit und erschienen gleichzeitig auf schwer ergrÃ¼ndbare Art diszipliniert â€“ ein hoch gewachsener Waldbauernbub, noch neu in der Stadt.

Er lebe gar nicht gern in der Stadt, sagte der PolizeischÃ¼ler. Dauernd dort unten zu leben, im LÃ¤rm und in der schlechten Luft, das sei fÃ¼r ihn eine bedrÃ¼ckende Vorstellung. Und wie er gestern hier wieder aufgelebt sei, gleich bei der Ankunft, als er auf dem Bahnhof die frische, klare Luft geatmet habe â€¦

Der Reisende bestÃ¤tigte ihm, dass die Luft hier oben auch ihm gut tue; sie sei so rein und trocken. Der PolizeischÃ¼ler lÃ¤chelte und behielt das LÃ¤cheln dann bei. Oft lachte er ihn an. Er zeigte gern die ZÃ¤hne. Und nicht einmal die GrÃ¼bchen fehlten. Der Reisende freute sich Ã¼ber diese Zeichen, die in starkem Kontrast zu der ruhigen und festen Stimme standen. Auch seine Augen fÃ¼hrten andere Reden als der Mund.

Der andere sprach von der Natur, wie sehr er sie liebe. Und er zog die Turnschuhe aus und stand barfuÃŸ im Gras, das noch feucht war von der Nacht. Der Reisende entledigte sich seines Rucksackes. WÃ¤hrend sie beide fortfuhren, sachliche Themen zu berÃ¼hren, lieÃŸ er seine Augen Ã¼ber die krÃ¤ftigen Schultern des anderen wandern und Ã¼ber den Brustkorb - die zwei Fixsterne waren nur zu ahnen. Als hÃ¤tte er zu lange in die Sonne gesehen, schloss er erst die Augen und sah nachher zum Waldrand hinÃ¼ber.

Noch seien hier die BÃ¤ume gesund, sagte der PolizeischÃ¼ler, der seinem Blick gefolgt war. Und, nicht wahr, eine gesunde Natur sei doch das Wichtigste?

Ganz recht, bekrÃ¤ftigte der Reisende, sie sei aber nicht mehr selbstverstÃ¤ndlich heutzutage.

Der JÃ¼ngere begann, Ã¼ber BÃ¤ume zu reden. Er sprach von Fichten und Tannen, von Eichen und Buchen, von Birken, Weiden und Pappeln. Alle diese BÃ¤ume gab es hier. Der Reisende hÃ¶rte von Hochwald, Mittelwald und Niederwald, vom Ausstocken, von Sommer- und WintergrÃ¼n. Und als die BÃ¤ume abgehandelt waren, ging er zu den VÃ¶geln Ã¼ber, sprach allerdings nur Ã¼ber

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

RaubvÃ¶gel. Nein, Adler kÃ¤men hier nicht vor, jedoch der Bussard und der sei beinahe so etwas wie ein Adler. Dem Bussard gehÃ¶rte seine besondere Liebe. Er rÃ¼hmte den scharfen Blick seiner groÃŸen Augen, die Spannweite seiner FlÃ¼gel â€“ mehr als ein ganzer Meter â€“ und sah immer wieder in die Luft, ob sich vielleicht einer zeige. Sie sahen aber nie einen.

DafÃ¼r ertÃ¶nte jetzt aus der Richtung des Dorfes ein Hahnenschrei. Das sei ihrer, sagte der PolizeischÃ¼ler, der Hof liege hinter der Linde da drÃ¼ben. Er wies auf eine Bodenwelle, hinter der sich die GebÃ¤ude verbargen. Als der Reisende ihm zur Seite trat, um besser sehen zu kÃ¶nnen, bemerkte er, wie die Schulter des anderen ihm allmÃ¤hlich sehr nahe kam. Bis jetzt hatte es der junge Mann vermieden, Eltern, Geschwister und Freunde auch nur zu erwÃ¤hnen. Er sprach Ã¼berhaupt nicht von Menschen, die er kannte. Es schien, als hÃ¤tte er sich bisher ausschlieÃŸlich mit BÃ¤umen und RaubvÃ¶geln beschÃ¤ftigt und nur ihnen seine GefÃ¼hle gewidmet.

Die Unterhaltung stockte. Der Reisende, fast ganz vom ZuhÃ¶ren und Beobachten in Anspruch genommen, trug wenig zu ihr bei. Dabei verspÃ¼rte er das Verlangen, den anderen in die Arme zu nehmen, ihn zu streicheln, ihn recht zart zu behandeln â€¦ Aber das war hier, in der NÃ¤he seines Dorfes, unmÃ¶glich! Wenn ihm doch ein Ausweg, wenigstens ein Vorschlag fÃ¼r die Zukunft einfallen wÃ¼rde â€¦ Je mehr er sich in Gedanken abmÃ¼hte, desto aussichtsloser erschien ihm dieses Wiedersehen, das er bloÃŸ einem erstaunlichen Zufall verdankte. Dass er gerade bachaufwÃ¤rts gegangen war, dass er so lange auf der Bank an der BrÃ¼cke gesessen hatte, in den Anblick der ApfelbÃ¤ume versunken! Und nun lieÃŸ sich gar nichts damit anfangen.

Der junge Mann war geschickter. Er fand ein anderes unverfÃ¤ngliches Thema: die Heimat des Reisenden. Wie weit seine Stadt vom Meer entfernt war, wollte er wissen. Wie sich die Stadtregierung zusammensetze? Welcher politischen Richtung seine Sympathien gehÃ¶rten? - Der Reisende gestand ihm, er habe zuletzt die neue kleine Partei gewÃ¤hlt. - Der PolizeischÃ¼ler lÃ¤chelte, jedoch ohne WÃ¤rme. Und dann halte man bei ihm zu Hause den bisherigen Kanzler (ihren eigenen, der sich nach Verlusten bei der Sparbuchwahl schmollend und grollend zurÃ¼ckziehen wollte) vielleicht fÃ¼r einen groÃŸen Mann? - Der Reisende bestÃ¤tigte es ihm, mit WÃ¤rme. - Nein, der Bruno sei gar nicht ihr Fall hier oben, erwiderte der andere. Allenfalls die Volkspartei, vielleicht gerade noch â€¦ Und dann kam er auf die frÃ¼here GrÃ¶ÃŸe seines jetzt so kleinen Landes zu sprechen â€“ was hatte nicht alles dazugehÃ¶rt!

So politisierten sie also, ohne sich zu ereifern. Der Reisende beobachtete ihn dabei weiter und freute sich, verfolgen zu kÃ¶nnen, wie der andere mit dem Spielbein spielte und es hÃ¤ufig wechselte. Ein schon abgeblÃ¼hter LÃ¶wenzahn, von seinem FuÃŸ leicht angestoÃŸen, entlieÃŸ die wolligen FÃ¤den quer Ã¼ber die Wiese. WÃ¤hrend ihres ganzen langen GesprÃ¤ches geschah es immer wieder, dass eine Welle kindlicher, freudiger impulsiver Erregung Ã¼ber sein Gesicht hinging, besonders wenn er sich beobachtet fÃ¼hlte.

Er sei leider noch niemals im Ausland gewesen, sagte der PolizeischÃ¼ler. Besonders reize ihn die Vorstellung, SÃ¼damerika nÃ¤her kennen zu lernen. Der Reisende rÃ¤tselte, warum dem anderen gerade diese Weltgegend sympathisch war. WÃ¤hrend der junge Mann von den Steppen Argentiniens schwÃ¤rmte â€“ und es waren hoffentlich nur die Steppen, die ihn an Argentinien beeindruckten! -, lieÃŸ sich von weitem knatternd ein Moped hÃ¶ren. Es war ein anderer junger Dorfbewohner, der den Feldweg befuhr und sehr hÃ¶flich grÃ¼ÃŸte. Wie der Reisende bemerkte, verschwand in diesem Augenblick der Ausdruck von freundlicher Aufgeschlossenheit vom Gesicht des jungen Mannes â€“ eine glatte, kalte Maske legte sich darÃ¼ber. Indem sich das Moped entfernte, hellte sich seine Miene sogleich wieder auf.

Sobald er mit der Schule fertig sei, wolle er Spanisch lernen, Spanisch als erste Fremdsprache, damit er in SÃ¼damerika besser zurechtkomme. Und plÃ¶tzlich wollte er vom Reisenden wissen:

â€žVersteht man eigentlich mein Deutsch gut?â€œ

Aber er rede ja fast reines Hochdeutsch, mit nur wenig Akzent. Wie sollte da das VerstÃ¤ndnis erschwert sein? Gestern Abend im Gasthaus habe er dagegen etwas MÃ¼he gehabt â€¦ Der andere unterbrach ihn und meinte, er rede doch wie alle hier in der Gegend. Der Reisende wusste es schon besser, doch lieÃŸ er ihn in seinem Glauben. Das Gasthaus war ein Stichwort fÃ¼r den PolizeischÃ¼ler: Mit Diskotheken sei es hier oben gar nicht so schlecht bestellt, vielleicht werde er eine am Abend besuchen. Er sah ihn jetzt eindringlich an, als wÃ¤re das eine zwischen ihnen noch zu klÃ¤rende Sache. Der Reisende ging nicht darauf ein.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Es war schon beinahe Mittag. Sie standen seit mehr als einer Stunde auf freiem Feld beisammen. Bald wÃ¼rden sie auseinander gehen. Der Reisende sagte sich, er mÃ¼sse zumindest noch versuchen, der zufÃ¤lligen Begegnung einen Sinn zu geben. Er wollte doch noch herausfinden, was sie verband und was sie trennte.

Sein GegenÃ¼ber sah trÃ¤umerisch in die Luft. â€žIch hÃ¤tte jetzt gern einen Fotoapparat. Ja, ich sollte mir einen Fotoapparat kaufen. Vielleicht sehe ich dann einen Bussard â€¦â€œ Ja, etwas festhalten kÃ¶nnen.

Dann wollte der junge Mann seinen Namen wissen. Am Namen hat man etwas, woran man sich halten kann. Den Namen des anderen im Zustand groÃŸer innerer Bewegung auszusprechen, das ist Anrufung, BekrÃ¤ftigung, BeschwÃ¶rung. Und ist der andere fÃ¼r uns nicht mehr erreichbar, so bleibt uns sein Name als Symbol dessen, was gewesen oder was nicht gewesen ist, jedoch hÃ¤tte geschehen kÃ¶nnen.

Der Reisende nannte ihm gewohnheitsmÃ¤ÃŸig nur seinen Vornamen. Er fÃ¼hlte sogleich, dass der andere den ganzen Namen oder eher noch den Familiennamen allein hatte hÃ¶ren wollen. Der junge Mann nannte ihm nun auch nur seinen Vornamen: Heinrich.

Das sei ja ein altdeutscher Name, sagte der Reisende und lieÃŸ seine EnttÃ¤uschung hÃ¶ren, sein eigener GroÃŸvater habe ihn getragen. Wie konnte einer wie er Heinrich heiÃŸen!

â€žIn der Schule sagten sie zu mir: Heinrich der Vogeler.â€œ Er sagte es ernsthaft, errÃ¶tete dann jedoch, vielleicht da er sich gewisser mÃ¶glicher AnklÃ¤nge und Anspielungen bewusst wurde, die vorgekommen sein konnten.

Man wisse nicht, wie dieser Heinrich, dieser SachsenkÃ¶nig ausgesehen habe, sagte der Reisende, zunÃ¤chst nur, um nicht zu schweigen und um dem anderen Ã¼ber eine peinliche Erinnerung hinweg zu helfen. Vielleicht, fuhr er fort, gebe es in irgendeiner romanischen Kirche des Nordens eine Statue, die zeige, wie man sich ihn Jahrhunderte spÃ¤ter vorgestellt habe, sicher krÃ¤ftig, mutig und schÃ¶n.

Heinrich errÃ¶tete stÃ¤rker, doch jetzt wieder vor Freude, wie deutlich zu sehen war. Dem Reisenden schien es, Heinrich genieÃŸe vielleicht zum ersten Mal das GefÃ¼hl, von einem anderen Mann begehrt zu werden, und zwar ohne Aussicht auf ErfÃ¼llung dieses Begehrens. Er verstand ihn gut: Der andere sah sich erstmals auf diese Weise wie in einem Spiegel, der ihm ein sehr angenehmes Bild seiner selbst prÃ¤sentierte.

Dann sprachen sie Ã¼ber Kunst. Heinrich verriet eine gewisse Vorliebe fÃ¼r Kolossalfiguren. Er hatte eine Abbildung des Bismarckdenkmals am Hamburger Hafen gesehen. Der Reisende sprach abschÃ¤tzig vom Marzipan-Riesen. Wenn schon dieses Genre, fuhr er fort, dann eher noch die MÃ¼nchner Bavaria auf der Theresienwiese. Nachher begriff er selbst nicht, was er damit hatte ausdrÃ¼cken wollen. Heinrich fragte zurÃ¼ck: â€žVielleicht so Ã¤hnlich wie die Venus von Milo, kennst du sie?â€œ Und klang es nicht listig?

Der Reisende Ã¼berlegte, ob er ihn jetzt zum Essen einladen solle. Sie kÃ¶nnten noch vieles miteinander bereden. Aber nein, sie erwarteten ihn sicher zu Hause. Er wollte sein Ansehen im Dorf durchaus nicht ruinieren. Da es sein musste, beschloss er, rasch ein Ende zu machen. Er sagte, nun werde er sich wieder auf seinen Weg machen.

Sie verabschiedeten sich ohne weitere UmstÃ¤nde. Als der Reisende die HÃ¶he erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um und sah Heinrich zwischen den ersten HÃ¤usern des Dorfes verschwinden. Ob er sich auch einmal nach ihm umgedreht hatte? Nicht einmal das konnte er erfahren.

Auch der Reisende ist der Sohn eines Bauern, wie Heinrich ist er sehr jung in eine weit entfernte GroÃŸstadt gezogen. Er kennt all das aus eigener Erfahrung: hineingeboren sein in eine Welt, fÃ¼r die man nicht taugt, und spÃ¤ter in einer anderen Welt leben, in der man auf Dauer fremd bleibt. Was fÃ¼r Heinrich jetzt die Steppen Argentiniens sind, das sind fÃ¼r den Reisenden frÃ¼her die GebirgstÃ¤ler Norwegens gewesen. In diesem Alter sucht die Sehnsucht sich geographisch weit entfernte Ziele. Und wie frÃ¼h wir uns zu verstellen lernen, denkt er jetzt, bis wir uns in einem Zug einem Wildfremden zu erkennen geben, einem Fremden, in dem wir uns sogleich wieder erkannt haben. Er hÃ¤tte jetzt nicht einfach weggehen dÃ¼rfen. Heinrich erschien ihm wie ein SeiltÃ¤nzer und zugleich wie ein Vogeljunges, das aus dem Nest gefallen ist und es noch nicht vollstÃ¤ndig begriffen hat. Denn das war er wohl: aus dem Nest gefallen.

An den folgenden Tagen durchstreift er das Hochland nach verschiedenen Richtungen. Die

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.

Landschaft bleibt sich immer gleich, gelassen in sich ruhend und scheinbar unendlich. Doch ihm ist jetzt, als sei sie nur eine Folie, unter der sich das fÃ¼r ihn Wesentliche verbirgt. Er kehrt vorzeitig in die Hauptstadt zurÃ¼ck.

Der Gedanke an eine nochmalige Begegnung mit dem PolizeischÃ¼ler verbietet sich von selbst. Nun, daran zu denken, ist wohl erlaubt, nur der Versuch, sie herbeizufÃ¼hren, ist sinnlos. Der Stadtplan gibt Auskunft, wo sich die Polizeikaserne befindet. Er kann sich immerhin eine Vorstellung davon verschaffen, in welcher Umgebung Heinrich hier lebt. Die Kaserne liegt nicht weit vom Zentrum, jedoch in einem Bezirk, den er noch nie betreten hat.

Unterwegs wirft er einen Blick auf das Wohn- und Sterbehaus des groÃŸen Satirikers, dessen Schriften er sehr liebt. Das Haus des Empfindlichen, der am Tag geschlafen und nachts gearbeitet hat, liegt, sich selbst entfremdet, in einem engen Geflecht breiter, lÃ¤rmerfÃ¼llter Verkehrsadern. Der Reisende liest die Aufschrift auf der Gedenktafel und fÃ¼hlt sich getÃ¤uscht. Hier ist nichts sich gleich geblieben, seit der groÃŸe Zornige vor bald fÃ¼nfzig Jahren gestorben ist. Etikettenschwindel, denkt er, und setzt den Weg zur Marokkanergasse fort.

Er nÃ¤hert sich dem Komplex, der wie eine Kreuzung aus Festung und Mietskaserne aussieht, durch eine SeitenstraÃŸe. Es ist zwei Uhr nachmittags. Durch ein Tor kann er bereits in einen der HÃ¶fe hineinsehen. Eine Gruppe junger Uniformierter steht herum, nachlÃ¤ssig angetreten zum Ende der Pause. Noch fehlt der Ausbilder, wenn er eintrifft, werden sie eine andere Haltung annehmen. Der Reisende will sich den Anblick ersparen. Er geht rasch weiter und um die Ecke der Gasse herum. Die Kaserne nimmt hier die ganze lange StraÃŸenfront ein, vielfach gegliedert durch Fenster und Gesimse. Ãœber allem liegt der graubraune Staub, der seit hundert Jahren auf die inneren Bezirke herabrieselt und die kostÃ¼mierten Fassaden mit einer Maske starrer und schmuddeliger GleichgÃ¼ltigkeit Ã¼berzieht. Worte eines anderen Schriftstellers kommen ihm in den Sinn. Das erhabene und milde steinerne Angesicht der Stadt, es ist welk geworden. Wie hÃ¤sslich auch schÃ¶ne StÃ¤dte sein kÃ¶nnen, wenn sie gealtert sind.

Ja, welk, doch nicht mÃ¼de. Vielmehr verrÃ¤t die fensterreiche Fassade bei nÃ¤herem Hinsehen erstaunlich viel Leben. Es sind die Fenster der UnterkÃ¼nfte. Junge Polizisten hÃ¤ngen in ihnen. Sie rÃ¤keln sich auf den breiten Gesimsen und verfolgen mit ihren neugierigen Blicken die wenigen Passanten unten auf dem Gehsteig. Sechzig, siebzig oder sogar hundert Augenpaare sehen ihn jetzt an â€“ und eines kann Heinrich gehÃ¶ren. Er vermeidet es, in irgendein Gesicht zu blicken, und ist froh, als er die Gasse hinter sich hat.

Der RÃ¼ckweg fÃ¼hrt ihn Ã¼ber einen monstrÃ¶sen Platz, von dem sich strahlenfÃ¶rmig Fahrbahnen und Trambahngeleise in alle Richtungen ergieÃŸen, ebenso wie es die Wassermassen aus dem Hochbrunnen tun, der auf ihm errichtet ist. Die BehÃ¶rden haben hier nicht einmal versucht, die StrÃ¶me der Fahrzeuge und Passanten durch Signalzeichen zu ordnen. Er fÃ¼hlt sich unsicher, gefÃ¤hrdet. Eine plÃ¶tzliche WindbÃ¶ drÃ¼ckt einen der mÃ¤chtigen Strahlen der Wasserspiele Ã¼ber den Beckenrand hinaus. DurchnÃ¤sst und verstÃ¶rt erreicht er die EinmÃ¼ndung einer StraÃŸe, die Rennweg heiÃŸt.

Text copyright 2026 by ArnoAbendschoen . Dieses Dokument wurde von versalia.de automatisch generiert. Verantwortlich fÃ¼r den Inhalt ist der Autor.